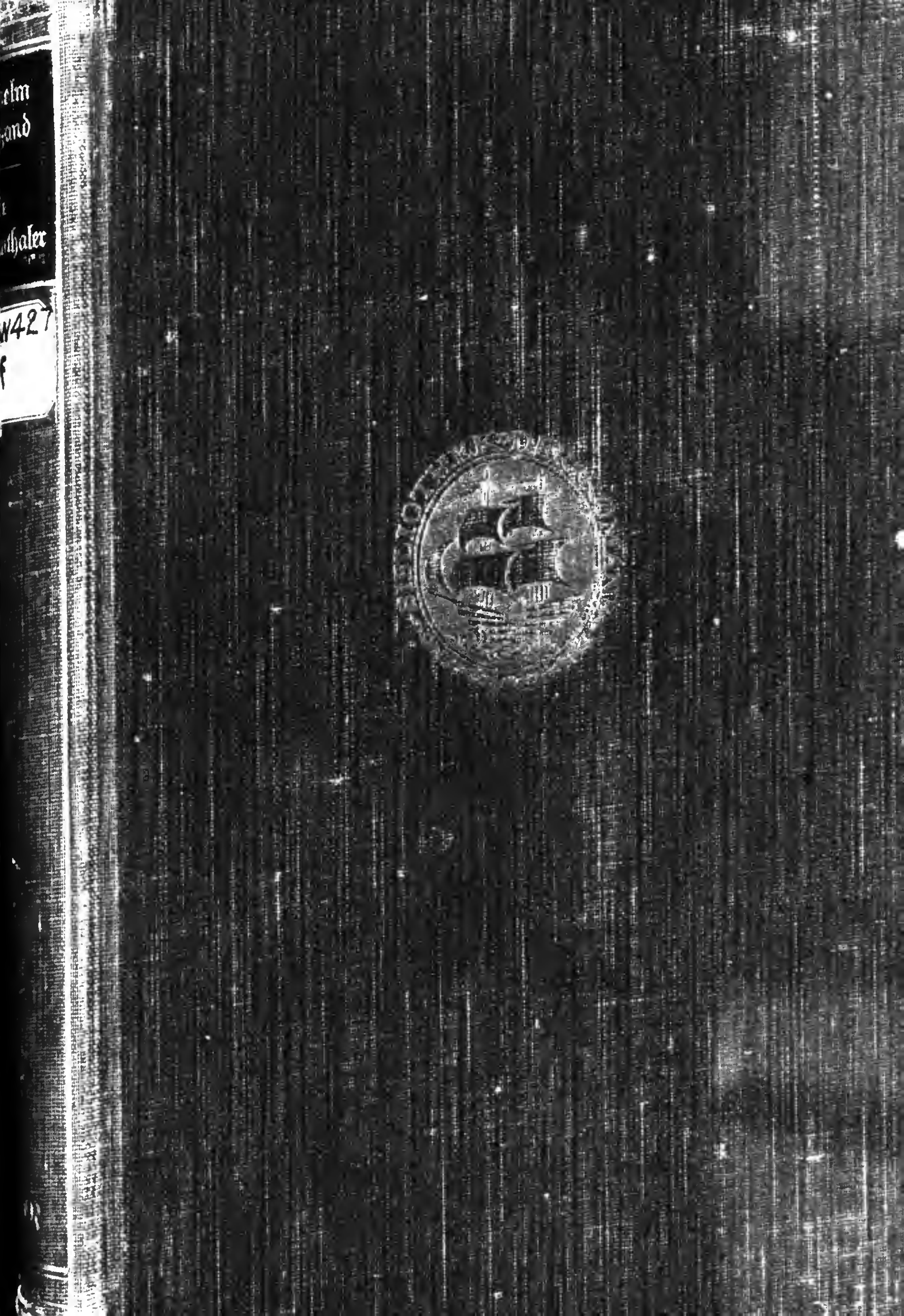




Bibliothek der Romane

Zwölfter Band



Die Frankenthaler

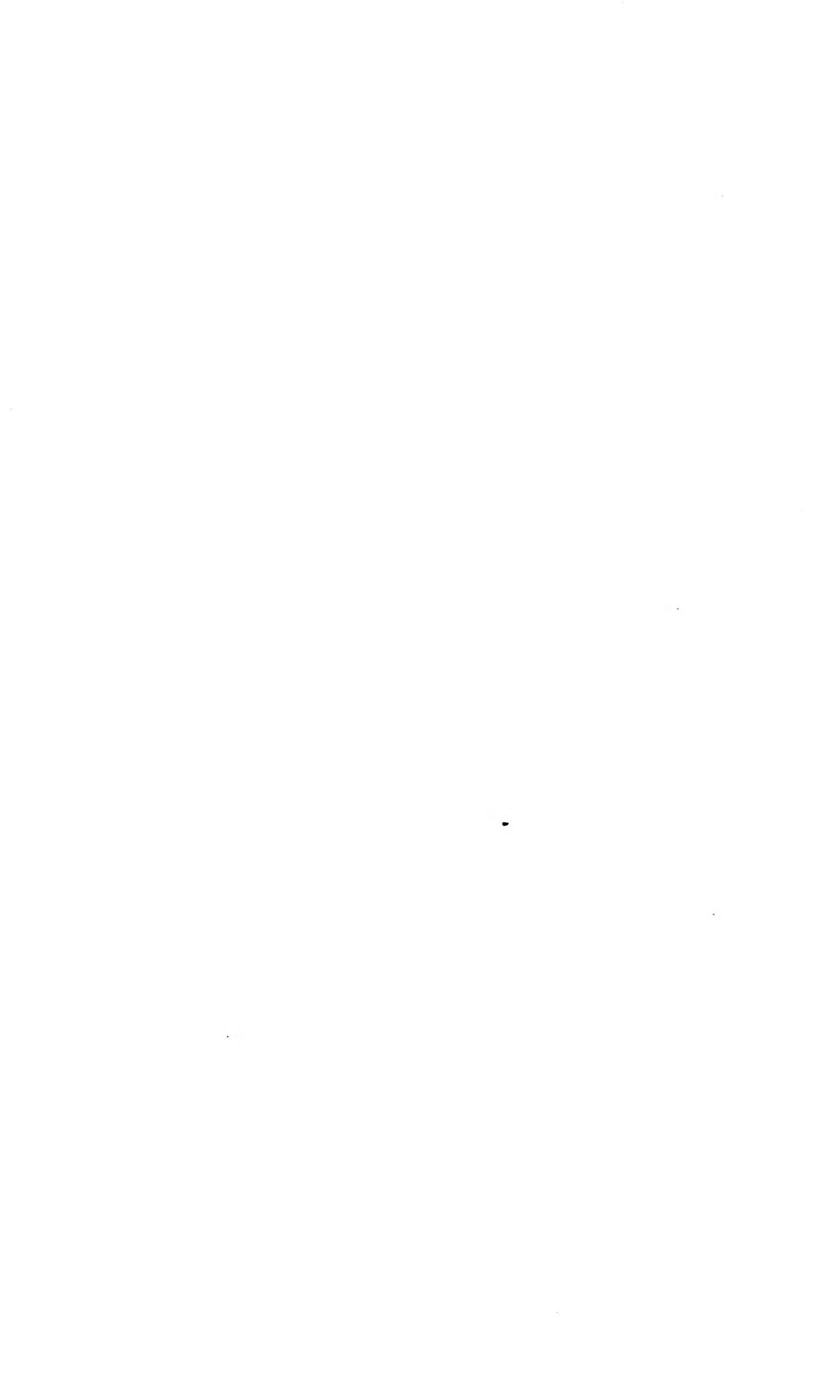
Von

Wilhelm Weigand



Fünfte, überarbeitete Auflage

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Erstes Kapitel

Wie die ehemalige freie Reichsstadt Frankenthal in den Ruf des kleinfränkischen Schilda gekommen ist, vermag heutigestags kein Mensch mehr zu sagen. Die alte Stadtchronik, die der ehrsame Ratsschreiber Hannes Vollrath im Jahre 1555 auf Verlangen der „Ehrbarkeiten“ verfaßte, weiß nur zu melden, daß die mäßig große Stadt schon frühe, etwa zur Zeit des Interregnums, ihre Unabhängigkeit erlangte und diese, nebst einem wenig umfangreichen Gebiete, das sich über einige getreidebauende Dörflein erstreckte, in den Wirrnissen unzähliger Fehden und schwerster Zeiten zu erhalten verstand.

Des weiteren hat sie uns sichere Kunde von einer Revolution aufbewahrt, die, lange vor der großen Revolution, im Jahre des Heiles 1419 in den Mauern Frankenthals tobte und mit der Einführung einer Art demokratischer Verfassung endigte, welche nicht wenig zur Erzeugung jener Originale beigetragen haben mag, die den Glanz des sonderbaren Frankenthaler Ruhmes, unter dem Augenzwinkern und Gelächter weinseliger Kreise, durch den Wandel der Zeiten aufrechterhielten und gemach vermehrten. Auch der Name des Führers jener bedeutsamen Bewegung ist auf uns gekommen: er hieß Veit Gramlich und war eines zugezogenen Freibauern Sohn, dessen Enkel heute noch blühen und das Recht besitzen, auf einem Ehrenplatze der altehrwürdigen Kilianskirche ihre Frankenthaler Andacht zur Schau zu tragen.

Reformation und Bauernkrieg entfachten den leidigen Bürgerzwist der unruhigen Stadt aufs neue. Diese war,



von einigen Ratsherren abgesehen, deren Söhne in bischöflichen Diensten süßes Herrenbrot aßen, der evangelischen Sache mit Leidenschaft ergeben und lieh dem wilden Bauernheere sogar ihr „mauerbrechiges“ Geschütz, das sie niemals wieder zurückerhielt, weil es die siegreichen Bundstände nach der Schlacht von Königshofen untereinander teilten. Die innere Zwietracht aber dauerte mit zeitweiligen Unterbrechungen fort, bis im Dreißigjährigen Kriege die Schweden kamen und, ohne Unterschied des Bekenntnisses, so gottesmörderisch hausten, daß die Erinnerung an diese grausen Schreckenszeiten dem vergeßlichen Volksmunde auch heut noch nicht entschwunden ist; denn die Ammen und Kindermädchen, auf deren Knieen die Nachkommen der kleinen Patrizier und großen Spießbürger ihre Näschen putzen, pflegen den Unartigen jeweils mit dem alten Vers zu drohen:

„Bet, Kindle, bet!
Morge kümmt der Schwed,
Morge kümmt der Ochsenstern,
Wird dich Kindle bete lern.“

Doch dies sind Schicksale, wie sie gar mancher fränkischen oder schwäbischen Stadt beschieden waren, deren wechselvolle Vergangenheit, mit ihrem Glück und ihrem Weh, in wohltätigem Dunkel begraben liegt. Für das umliegende Gebiet war der Geist, der in den Bürgern Frankenthals lebte und bisweilen sonderbare Taten zeitigte, von größerer Bedeutung als die Schicksale eines kleinen Gemeinwesens, das in den wehrhaften Bündnissen der Städte eine immerhin bescheidene Rolle spielte und von der schwangeren Fülle des nationalen Lebens nur das Zufällige zu kosten bekam.

Es gab keinen Streich, den man den pfiffigen Frankenthalern nicht zugetraut oder den man ihnen, auch wenn ihn fremde Stadtschälke auf dem Gewissen trugen, nicht dennoch zugeschrieben hätte. Sie sollen ihr zierliches, treppenreiches Rathaus im Zeitalter des Barock aus schönem rotem Mainsandstein ohne Fenster aufgerichtet und dann, als selbst die größten Lichter unter den gestrengen Ratsherren keine Helle verbreiteten, den feierlich erwognen Beschluß gefaßt haben, das Licht mit feinen Netzen einzufangen und in das dunkle Gebäude zu schaffen. Ihnen schrieb man die Geschichte mit dem mageren Ochsen zu, den sie eines schönen Tages mit einem hänfenen Strick an dem alten Wachtturm in die Höhe zogen, damit er das wehende Zittergras, das da oben auf dem moosgrünen Ziegeldach im Winde wuchs, zum Gemeindenutzen abfresse. Und als das Tier, schon fast erwürgt, etwa in halber Höhe seine Zunge herausstreckte, rief ein Frankenthaler, unter dem brausenden Beifallgelächter der Menge: „Guckt, guckt, er leckt schon danach!“ Sie sollen zuerst auf den Einfall gekommen sein, einen goldgelben Riesenkürbis, den sie für ein Elefantenei hielten, von dem hochweisen Rat ausbrüten zu lassen. Und als der Stadtschulz Gilgen Gramlich, der, als primus omnium, seiner Brüterpflicht an einem sonnigen Rebenhange, im Angesichte der betürmten Stadt, genügte, aus Zwangsgründen einmal aufstand und der herabrollende Kürbis ein armes Häslein in einem Graben aufjagte, da jauchzte der zuschauende Chor der Komödie voll Entzücken: „Ein Frankenthaler! Ein Frankenthaler!“ Die Volkslust verwandelte sich jedoch im Nu in offene Empörung, als das erschreckte Tierlein Miene machte, an der Stadt vorbeizulaufen, die

doch wahrhaftig, seit Olims Zeiten, als ein Paradies eingeborener Elefanten gelten durfte, die es in Kriegs- und Friedenszeiten fertiggebracht hatten, dem Falle reifer Paradiesäpfel in geschlossenen oder offenen Liebesgärten mit den klügsten Augen zuzusehen.

Der Ruhm der Frankenthaler erfuhr jedoch noch eine Steigerung, als ein Sohn der Stadt aus Nürnberg, wo er bei dem berühmten Uhrmacher Peter Heß in der Lehre gestanden war, mit einem Meisterbriefe nach Hause kam, sich mit ein paar geschickten Gesellen niederließ und Nürnberger Eilein zu verfertigen anfing, denen man in fränkischen Landen nachsagte, daß sie, ohne Ausnahme, die Neigung hatten, um ein kleines vorzugehen. –

Sein Meisterwerk lieferte er in der Gestalt einer prächtigen, höchst sinnreich konstruierten Turmuhr, die unter festlich rauschender Teilnahme der Bevölkerung auf den sogenannten Türmersturm verbracht wurde, der wie ein grauer Meilenzeiger der Vergangenheit in dem städtischen Getriebe stand. Auf den Turmknopf aber setzte der findige Frankenthaler einen riesigen geschnitzten Mohrenkopf, dessen blutrote Zunge mit dem langsam hin- und herschwingenden Pendel in Verbindung stand. Ging nun das Pendel rechts, so zog der Mohr seine Zunge ein, und ging es links, so reckte er seine steife Zunge, unter fürchterlichstem Augenrollen, wieder heraus.

Dieses Zungenspiel, das die Köpfe der Bevölkerung tagelang in die Höhe gerichtet hielt, brachte aber den Frankenthalern einen neuen Spitznamen ein, der ihnen bis auf den heutigen Tag anhaftet: man nannte sie von nun an weit und breit nur noch die Zungenlecker, indem man die Tätigkeit des Mohren schlankweg als einen Aus-

druck der besonderen Verachtung auffaßte, welche die Stadt für die ganze Welt zu hegen schien.

Den bösen Nachbarspöttern, die man in der Stadt erwischen konnte, ging es nicht zum besten: sie mußten, unter der lärmenden Beihilfe topfausgießender Frankenthalerinnen gleichsam Spießruten durch die engen Gassen laufen und durften froh sein, wenn sie, ohne Schaden an Leib und Seele genommen zu haben, den runden Wall und seine Türme im Rücken hatten. Besonders erpicht waren die Zungenlecker auf die Inwohner des alten kurmainzischen Städtchens Bilzheim, das, wie Frankenthal selbst, im Bauernkrieg zum Bund der „neun Städte auf dem Otenwald" gehört und dem Bauernführer Florian Geyer, als erste unter den Städten des „Lands zu Franken", seine Tore geöffnet hatte. Dieser nachbarliche Haß blieb im Wandel der Zeiten lebendig und machte gelegentlich die kleinsten Schuljungen der beiden Landstädte zu pfiffigen Possendichtern, deren Folgen an den Poeten selber ausgingen.

Ihr eigenstes Wesen trugen die Frankenthaler aber nur im sicheren Bannkreise ihrer schön betürmten Stadt zur Schau. Wenn sie außerhalb der Ringmauer mit andern Städtern verkehrten oder, als geborene Schoppenstecher, in einem sicheren Weinwinkel fremde Gewächse über ihre Zungen laufen ließen, zeigten sie ein duckmauserisches Wesen, und nur ein schiefer Blick von unten verriet zuweilen, daß sie sich für besser hielten als die übrige Welt zusammengenommen. Damit hing auch eine heimliche Neigung zusammen, mit allen Dingen durch ein Witzwort fertig zu werden; aber dieser Frankenthaler Witz ließ zuweilen auf sich warten und kam dann verspätet wie ein pelzverbrämter Ratsherr eine Treppe herab, die nicht in

die Weltgeschichte, sondern auf den alten Marktplatz führte, wo die hellen Röhrenbrunnen in schimmernden Mondnächten wie durch einen Schleier rauschten.

Wie viele Menschen, auf deren Schultern die Erbschaft einer bedeutsamen Vergangenheit liegt, waren die alteingesessenen Familien Frankenthals von gehörigem Stolze besessen und hielten sich, wenn ihnen die Erhaltung eines gewissen Wohlstandes gelungen war, für mindestens ebenso gut wie die stellenhungrigen Nachkommen jener ritterlichen Wegelagerer und Heckenreiter, die so manchen feisten Handelsherrn der guten alten Zeit eingetürmt hatten, bis er einsehen lernte, daß das tiefsinnige römisch-päpstliche Sprichwort „Sine effusione sanguinis non fit remissio!" – (auf deutsch: Blut kann selbst ein Beutel schwitzen) – auch in einem weinreichen frommen Winkel Barbariens seine weltliche Geltung bewahrte.

Im Verkehr mit Niederstehenden trugen alle Patrizier jenes Gefühl beglückter Herablassung zur Schau, das Hochgeborene zu zeigen lieben, wenn sie, von zartem Wohlwollen und einigen Nebenabsichten beseelt, die gewöhnliche Menschheit ihrer ehrenden Gegenwart für würdig halten. Es verschwand jedoch sogleich aus den lächelnden Gesichtern, wenn irgendein Gleichstehender sich in der Nähe zeigte und in den liebenswürdigen Austausch von Menschlichkeiten zu mengen suchte. Mütter und Tanten pflegten, wenn sie einen heiratsfähigen jungen Mann zu Gesicht bekamen, zuerst zu fragen, ob er auch von guter Familie sei; sie geruhten aber ein Auge zuzudrücken, wenn ihn auch seine bittersten Feinde nicht unter jene armen Schlucker rechnen konnten, die auf dieser buckeligen Welt von Jahr zu Jahr zahlreicher werden.

Die Zeit ihrer heitersten Blüte aber erlebte die ehrwürdige Stadt, trotz ihres alten Ruhmes, erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als sich ein fränkischer Kirchenfürst aus dem reichsständischen Geschlechte der Herren von Weiningen, deren ausgedehnte Ländereien und Waldungen ganz in der Nähe lagen, auf städtischem Grund und Boden, in dem wald- und wasserreichen Appenthal, ein prächtiges Lustschloß, zu dem Johann Balthasar Neumann die Entwürfe lieferte, erbauen ließ. Der ausgedehnte Park, in dessen Tiefen sich das anmutige Schloß Monrepos erhob, war mit marmornen Göttern und frisierten Fabelwesen in allen möglichen Stellungen, mit heimlichen Lauben zum Küssen und Kosen, mit lauschigen Grotten, in deren lichter Laubnacht die weißen Quellen selige Kühlung rauschten, mit scherzhaften Wasserkünsten, mit geheimnisvollen Lusthäuschen und deren galantem Zubehör überreichlich ausgeschmückt, und der zeitgemäße Seelenhirte, für den das Paris des allerchristlichsten Sultans, Ludwigs des Fünfzehnten, keine Geheimnisse hatte, verlebte hier in der Gesellschaft von milden geistlichen Würdenträgern, französischen Abenteurern, ungläubigen Philosophen, galanten Halbironikern und schönen Frauen, deren schönste den Titel Obersthofmeisterin führte, lächelnd klare Tage, die dem Herbste jeder Welt so reich beschieden sind wie den goldenen Oktobern reifer Einzeljahre.

Ein anhaltender Regen rieselnden Goldes brach mit einem Mal über die glückselige Stadt herein, die sich noch niemals einer solchen Nachbarschaft erfreut hatte, und Bäcker, Metzger, Schneider, Weinhäcker, Advokaten, Ärzte, Häuser und Bäuche nahmen einen ungewohnten Aufschwung. Die alten Häuser, aus deren altersblinden

Schiebefenstern und Butzenscheiben sich einst, bei Festen und Hexenverbrennungen, lachende Frauenbilder gelehnt hatten, verkrochen sich eilig in winkelige Gassen, an die wackelige Stadtmauer oder an den schützenden Abhang und machten schönen stattlichen Gebäuden Platz. Helle Räume mit lichten Wänden und flammenden Verzierungen luden zur Betätigung eines freudigen Daseins ein. Die heranwachsenden Söhne der Patrizier lernten an dem Hofe des geistlichen Gewalthabers milde Duldung gegen alle Götter der Vergangenheit und Zukunft, und die umstrittene Wahrheit des alten Sprichwortes, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei, ging ihnen plötzlich klar und leuchtend auf. Ein Hauch freien, übermütigen Menschentums, der von Frankreich herüberblies, belebte die Brust der schönen Frauen, auf deren Lippen die zahmen Schmerzen und Schäferfreuden Phyllis' und Chloës jubelten und klagten. Von dem Geiste der Zeit berührt, verwandelten sich die altväterischen spitzen Nasen in stumpfe Näschen und die noch halbwegs gotischen Gestalten in zierliche Figürchen, deren Füße wie zarte Knöspchen aus den geblümten Kleidern hervorschimmerten; denn nichts ist bildsamer als der Ausdruck menschlicher Gestalt, die von einem Meer geheimnisvoller Kräfte umspielt wird und ungern an den ferneren Küsten landet, wo das ewige Einerlei des Seins aus fremden Spiegeln blickt.

Eine neue Kirche im reinsten Jesuitenstil machte selbst die Stunden offener Andacht und heimlicher Buße heiter. Ein Überfluß pausbäckiger Putten mahnte an die lachende Lust des Jahrhunderts, das wie ein rosenbehangenes Schiff, in dessen purpurne Segel der freie Sturmwind Geist mit übermütigem Frohlocken blies, der Zukunft ent-

gegensteuerte. Sündige Magdalenen wandten sich im schönen Schmerz, dem der Reiz der eigenen Vergangenheit ein holder Stachel bleibt; ehrwürdige Apostel und bewußte Märtyrer blickten in verzückter, theatralischer Stellung gen Himmel, wo Gottvater mit wallendem Silberbarte die zwölfzackige Sternenkrone in das goldblonde Haar der seligsten Jungfrau drückte; strotzende Liebesengel bliesen die Posaunen über der Orgel, über der Kanzel und den Altären, oder sie spannten ihre Pfeile auf Bildern und Stichen, auf Dosen und Fächern, deren zarte Schwingen das Motto trugen: „Vive la bagatelle!"

Dieser lachende Spätherbst eines immerhin beschränkten Daseins nahm erst durch Napoleon ein Ende mit Schrecken, das, wie alle großen Schicksale, seinen Schatten vorauswarf. Eines schönen Morgens, just als die ersten Franzosen heranrückten, war nämlich das ehrwürdige Wahrzeichen der Stadt, der zungenreckende Mohr, verschwunden und trotz allen Suchens nicht mehr aufzufinden. Hatte ihn ein sorglicher Frankenthaler auf die Seite geschafft, weil er fürchtete, der große Geniekaiser könne die Trophäe unblutigsten Ruhmes nach Paris schaffen lassen, damit sie da in der Gesellschaft der erzenen Griechenrosse aus Venedig für die Ruhmestaten der grande nation Zeugnis ablege? Kein Rauschen in den Blättern gab Antwort auf diese Frage; nur ein tiefer Schatten ahnungsvoller, ingrimmiger Trauer legte sich auf die weinseligsten Gemüter, und als die schnauzbärtigen Soldaten der großen Armee die Gemeinde zum drittenmal ausgesäckelt hatten, begingen die erregten Frankenthaler ihren letzten Streich, der ihren Namen noch einmal durch die bedrückten deutschen Lande tragen sollte. Die überraschten Bürger, die, wie alle

Deutschen, mit einem Male vor einer ungewissen Zukunft standen, vertrieben nämlich die Beamten, die ihnen der Eintags-Großherzog von Würzburg (von Napoleons Gnaden) geschickt hatte, mit bewaffneter Hand, wobei der Büchsenmacher Valtin Bundschuh, um seine Gewandtheit in der Waffenführung zu beweisen, ein kleines Amtsschreiberlein niederschoß. Die aufrührerische Bürgerschaft hatte diesen letzten Streich schwer zu büßen, und auch die Lobsprüche, die der grobe Augereau, der einige Wochen in der Stadt verweilte, den Frauen Frankenthals spendete, vermochten keinen Trost für die Verluste des Stadtsäckels zu bieten.

Als einzige Tröstung hinterließ ihnen der Haudegen nur das Geheimnis eines köstlichen Mischgetränkes, das er selbst aus Champagner und Selterswasser herzustellen und beim Zutrinken unter Ausbringung seines Wahlspruchs „Toujours l'amour!" zu schlürfen pflegte. Von diesem gallischen Trinkspruch, dessen Bedeutung dem vergeßlichen Volke mit der Zeit verloren ging, datiert der Name jenes weltbekannten Getränkes Schorlemorle, das die Frankenthaler heute noch an heißen Sommertagen aus hellgoldnem Frankenwein und einem billigen Mineralwasser zusammenmischen und, auch wenn die Hitze mäßig ist, in strömenden Massen vertilgen. Damit hängt auch wieder der Aufschwung der Fabrikation saftiger Bratwürste zusammen, die wohl zwei Enden, aber, wie alle wirklichen Kenner wissen, sonst ganz und gar nichts mit den zahllosen Würsten der übrigen fleischfressenden Menschheit gemein haben. So enge sind die politischen Geschicke einer Welt mit der Entwicklung des Geschmackes oder des Gaumens ihrer Schlecker verbunden!

Im Laufe des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts

sank Frankenthal mehr und mehr in die idyllische Ruhe einer behäbigen Kleinstadt herab, deren Bürgerschaft zu einem guten Teil aus Ackerbürgern bestand. Auch die Preußen, die im Juli 1866 die Stadt ein paar Tage lang besetzt hielten, vermochten auf die Dauer diese Ruhe nicht zu stören, deren Hauch über großen Gräbern und Schicksalen spielte. Selbst das Wahrzeichen der Stadt, der Mohr mit der blutigen Zunge, war eine dunkle Sage geworden, und nur alte Mütterchen und Greise erzählten noch von den herrlichen Tagen, wo er den Pulsschlag einer größeren Zeit angegeben hatte. Die Ringmauern, von Moos und Efeu umkleidet, standen zu Beginn der achtzehnhundertachtziger Jahre nur noch an einzelnen Stellen, und auf dem alten Wall, der einst den wehrhaften Ort umschloß, spazierte (und spaziert heute noch) an warmen Sommerabenden, im kühlen, golddurchzitterten Schatten uralter mächtiger Kastanien, die schöne Welt und wetzte ihre Zunge. Ein Kranz von wohlgepflegten Gärten, in denen kleine weiße Sommerhäuschen mit grünen Fensterläden unter Rosen, oder Villen in allen möglichen Stilarten unter alten Bäumen versteckt liegen, umgibt die Stadt, die als ehrwürdige Matrone ihren Schönheitsgürtel gelockert hat, talauf- und abwärts, und auf dem rechten Ufer des Flusses, das in sanfter Schwellung nur ganz allmählich ansteigt, erstreckt sich der bunte Teppich einer fruchtbaren Klee- und Getreideflur, in deren Duft ungezählte Lerchen schweben.

Doch auch an dieser unvergleichlichen Stadt sollte es sich zeigen, daß das neidische Schicksal weder Göttern noch Menschen noch ganzen Gemeinwesen Ruhe gönnt, sondern nur darauf sinnt, die Unruhe dieser Welt zu vermehren, damit die Dichter etwas zu singen und zu sagen haben.

Zweites Kapitel

An einem sonnigen Sonntagsmaienmorgen machte der ehemalige Weinhändler und Apotheker Valtin Gramlich, der sich vor kurzem, als angehender Fünfziger, mit einem rundlichen Bäuchlein und einem runderen Vermögen in den selbstgewählten Ruhestand zurückgezogen hatte, den gewohnten Morgenspaziergang in seinem wohlgepflegten Hausgarten, den er außerhalb der alten Umwallung, im neuesten Villenviertel Frankenthals, um ein funkelnagelneues Haus selbst angelegt hatte. Er befand sich in jener gehobenen Stimmung, die den Menschen befällt, wenn er nach langen Mühseligkeiten ein verlockendes Ziel erreicht wähnt und sich, ohne der offenbaren Unsicherheit aller menschlichen Dinge zu gedenken, dem allmächtigen Gefühl der Stunde überläßt.

Ein kuttenartiger neuer Schlafrock aus feinem grauem Wollstoff umhüllte die kurze, wohlbeleibte Gestalt des langsam Schreitenden, auf dessen knapp geschorenem Graukopf mit den listigen Äuglein und der großherrlichen Nase, die unter einer goldnen Brille kühn ins Weltall vorsprang, ein dunkelroter Fez mit langer goldgefranster Troddel thronte. Zuweilen blieb er stehen und warf einen Blick auf die nahe Stadt, deren altersgraue, moosige Dächer, von blauen Rauchsäulen überragt, sonnbeschienen in der feierlichen Sonntagsmorgenstille dalagen, oder auf einen zierlichen roten Schornstein, der jenseits des Flusses in den wolkenlosen blauen Himmel fuhr, durch den von Zeit zu Zeit ein schwanenweißes Flockenwölkchen schwamm. Und nach jedem dieser Blicke glänzte das Gesicht des Herrn Gramlich tiefer voll Behagen.

Welch ein Morgen! Zuweilen zogen aus der Ferne die verschwimmend zarten Töne einer Orgel und der Gesang der Gemeinde durch die reine Stille her; ein Bauernwägelchen, auf dem neben einem alten Mann in blauem Sonntagsrock ein geputztes barhäuptiges Mädchen saß, rollte auf der blendend weißen Straße daher und verschwand unter dem alten, betürmten Falkentor in den hallenden Gassen. Dann herrschte wieder sonniger Friede über den blühenden Gärten. Die saftigen Schollen der frischgelockerten Beete glänzten kräftig in dem reinen Licht, und von der braunen Erde stieg ein feuchter Brodem empor, in den sich die Düfte der blühenden Obstbäume und des ersten Holders mischten. Das junge Laub der Zierbäume aber war noch zart und hing wie ein leichtes goldenes Gewebe in den durchsichtigen Kronen der Bäume, die das stattliche Wohnhaus im Hintergrunde des Gartens überragten.

Mit wohligem Behagen sog der Wandelnde die köstliche Morgenluft ein, blieb hier stehen, um ein Steinchen des Weges festzutreten, und zupfte dort ein geiles Schößlein von der dichten Weißdornhecke ab, die sein Anwesen nach links und rechts von den Nachbargärten trennte. Zuweilen bückte er sich langsam, ergriff gemächlich einen Stein, der auf irgendeinem Beete lag und warf ihn, nachdem er sich nach allen Seiten vorsichtig umgesehen, über den Zaun in den Garten seines Nachbars, des „gemischten Warenhändlers" Illig, mit dem er in beständigem Unfrieden lebte; und obwohl er zum voraus wußte, daß er den Stein am nächsten Morgen wieder auf dem schönsten seiner Rosenbeete finden würde, so verschwand die Milde nicht aus seinem Herzen und das heimliche Lächeln nicht von seiner Lippe.

Auf einem künstlichen Hügelchen, das, von einem offenen hölzernen Tempelchen gekrönt, im Schatten eines mächtigen Walnußbaumes an der Talstraße lag, blieb er endlich stehen und ließ sich gemächlich auf einen Gartensessel nieder. Hier pflegte er an warmen Sonntagsvormittagen ein Gläschen Eigengewächs oder ein Frühstück zu genießen, die Zeitungen zu lesen, die Kurse zu studieren, Handel und Wandel zu beobachten, die freundlichen Grüße der Vorübergehenden entgegenzunehmen und je nach dem Geschlecht mit seiner kleinen, fetten Hand zu erwidern, die mit einem wappenschweren Siegelring geschmückt und eines tafelseligen Prälaten würdig war.

Heute aber war weit und breit kein Mensch zu sehen; denn fast alle Frankenthaler, wie auch seine beiden jugendlichen Töchter, sangen in den Kirchen. Er selbst war jener vielberühmten Fürstenmeinung, daß dem Volke und den Frauen die Religion erhalten bleiben müsse, nahm sich aber, als Mann von Welt und Bildung, für sein eigen Teil die Freiheit heraus, im ewigen Tempel der Natur zu beten oder nicht zu beten. Nur am Geburtstage des Landesfürsten erschien auch er, im Gehrock und schwarzen Handschuhen, mit einem Vaterlandsgesicht auf dem alten Familienplatz der Gramliche in der Kilianskirche und zeigte sich von musterhafter, strenger Andacht.

Niemals vergaß er, daß die Schicksale der Gramliche seit Urvaters Zeiten mit der Geschichte der Reichsstadt Frankenthal aufs engste verflochten waren. Der größte seiner Vorvordern war einst, durch die seltsamen Umstände eines unruhigen Jünglingsalters verschlagen, im Jahrhundert des Geistes an allerlei aufgeklärte Höfe, nach Mainz, Köln und zuletzt sogar nach Wien geraten, unter

Kaunitz zu Amt und Würden aufgestiegen und später, als weltkundiger Mann und wienerisch angehauchter Aufklärer, mit einem beträchtlichen Vermögen, allerlei Kunstkram und dem Titel eines kaiserlichen Rates in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Hier hatte der heitere Greis den Hauptreiz seines Lebensabends gefunden, indem er die Geistlichen der beiden herrschenden Kirchen recht oft in sein selbsterbautes, geräumiges Haus am Markte einlud, um sie bei den Genüssen einer wohlbesetzten Tafel mit den gesalzenen Späßen des alten Schalks Voltaire zu regalieren, dem die Welt der Bibel eine alte, nie versiegende Quelle fetter Spöttereien bedeutete. Ein Hauch des neckischen Geistes, der in dem alten Weltmann sein flackerndes Wesen getrieben hatte, ruhte auf dem Enkel, der Besuchern die ererbte, prächtig in Saffian gebundene Aufklärerbibliothek des Familienhelden mit feierlichem Behagen vorzuzeigen liebte, wobei er jeweils ein etwas gemischtes Französisch verlauten ließ, das er während eines kurzen Aufenthaltes im Paris des zweiten Kaiserreichs gelernt hatte. Neben dieser verblaßten Bibliothek hing in einem wurmstichigen, schnörkelhaften Rahmen das Bildnis eines alten bezopften Herrn mit weltklugem Gesicht, aus dem eine derbe Nase unter einer fliehenden Stirne fast gewaltsam hervorsprang. Der Kupferstich trug die Inschrift: Johannes Gramlicus Sacrae Caes. Majestatis Consiliarius Actualis et Senator Reip. Frankenthalensis. Die XIII. Nov. MDCCXL. Annorum LIX. In seiner Hand hielt der also Verewigte eine Pergamentrolle mit der Inschrift: Symbolum. Recte faciendo, neminem timeas.

Wenn der Erbe dieses tugendschwangeren Wahlspruches

den Blick auf seinem eigenen Leben verweilen ließ, so konnte er sich einer zufriedenen Regung und der festen Meinung nicht erwehren, daß es das Schicksal, obgleich es jeden anständigen Menschen tüchtig bei den Ohren zause, mit allen Tüchtigen doch noch immer wohl gemeint habe. Und zum Lumpengesindel, das sich mit unverschämtem Behagen durch das Leben fraß, hatten die Gramliche noch nie gehört und nur dann vorübergehende Beziehungen gefunden, wenn sie irgendwo Rat und Zuspruch erteilten oder auch Almosen gaben und, wie billig, die linke Hand wissen ließen, was die rechte tat. Das Gramlichsche Blut blühte, unter eigenem und fremden Namen, überall in der Welt herum, und der Frankenthaler Stammhalter brauchte nur an seinen leiblichen Neffen, den berühmten Pianisten Arthur Geißler, den letzten Schüler des Altvaters Liszt, zu denken, um seine Zugehörigkeit zu einem sicheren Kulturstämmchen mit gediegenem Bürgerstolz zu empfinden. Trotz aller Übelstände und Miseren war die buckelige Herrgottswelt nicht uneben eingerichtet. Der ewige Frauenfrühling nahm allerorts kein Ende (ein Zwinkern schloß für einen Augenblick das linke Äuglein des Wandelnden), – und der rührige Geschäftsmann fand immer noch Gelegenheit, sich ein hübsches Vermögen zu erwerben, indem er die hellen, säuerlichen Frankenweine in die Pfalz vertrieb, von wo aus sie, getauft und gezuckert und prächtig benamst, in hochtrabender Gesellschaft den siegreichen Weg auf die Tische der schmausenden Menschheit antraten.

Und sah es draußen in der lauten Welt im Augenblick nicht glorreich aus? Das neue Reich, die allergrößte Schöpfung des Säkulums, stand prächtig aufgerichtet im

jungen Ruhmesglanze da, und der größte Deutsche und Staatsmann des Jahrhunderts leitete mit realpolitischem Wetterblicke die Geschicke des geeinten Volkes. Die Männer mit den achtundvierziger Ideen durften sich der Begeisterung ihrer Jugend freuen, wenn auch vielleicht nicht alles so gekommen war, wie sie, das Auge voll glänzender Gesichte, im Überschwang der Jugend erträumt und gehofft hatten. Der Milliardensegen, dessen goldene Wogen manch ein rasch und frechgetakeltes Lebensschiff getragen und verschlungen hatten, war allerdings verrauscht; indessen blieb dem einzelnen die Hoffnung, ein glänzendes Seitenbächlein dieses fabelhaften Stromes, das sich vielleicht verlaufen haben mochte, in den eigenen Garten zu leiten und da in aller Stille ordentlich auszunützen.

Ein Flöckchen rosig angehauchten Blütenschnees, das ein spielend zarter Hauch an die Nase des Herrn Gramlich trieb, schreckte diesen aus seiner Ruhe auf. Er erhob sich und begann, mit rascheren Schritten auf den feinbesandeten Wegen seines Gartens auf und ab zu gehen.

Ja, wenn er auch nicht umhin konnte, sich zu der kleinen Zahl der Glücklichen zu zählen, die das Schicksal nur bei einem Ohre nimmt, so blieb er doch keineswegs von den boshaften Nadelstichen und Bitterkeiten verschont, die das neidische Schicksal nun einmal keinem Menschen mit Ideen erspart. Der Geist Frankenthals, der einst in übermütigen Streichen und sprühendem Gelächter seine Lebenskraft bewiesen, war mit der Zeit klein, lahm und buckelig geworden und zum philisterhaften Spießbürger herabgesunken. Alles, ohne Unterschied der Person oder des Standes, lebte gedankenlos von der Hand in den Mund. Die großen Streitfragen und Probleme, über

die sich draußen Parteien und Stände heiser redeten, so-
wie die gewinnbringenden Verkehrswege berührten längst
den Ort nicht mehr, und die Gewerbetreibenden, samt
den Stadtbauern, die mit den gleichen Augen wie ihre
friedlichen Ochsen durch die Tore zogen, hatten Mühe
genug, sich auf den Beinen zu halten, und waren, aus
purer Angstmeierei, jeder fruchtbaren Neuerung von Grund
aus abgeneigt. Ja, sie betrachteten Männer wie ihn, der
die Welt und den die Welt gesehen, mit blöden, miß-
trauischen Maulwurfsaugen.

Trotzdem er die Markstücke heimlich hatte tanzen lassen,
war es ihm nicht gelungen, in den Gemeinderat zu kom-
men. Bei den Wahlen trank man seine besten Weine,
nicht ohne heimlich zwinkernd zu behaupten, sie seien ge-
tauft, und gab dann seine Stimme irgendeinem blöden
Spießer, der in seinem ganzen Mostschädel nicht so viel
Ideen besaß, wie er in seiner kleinen Zehe. Die Beamten
aber, die sich von dem Mark des Volkes mästeten und
hochmütig in ihrem Kasino beisammenhockten, waren in
ihrer Art nicht besser. Diese ganze Gesellschaft hatte keine
Ahnung, wieviel Uhr die Weltgeschichte geschlagen hatte:
sie glaubte noch immer, der moderne Staat sei ein Be-
amtenstaat, während die heimlichen Feldherren der In-
dustrie von Eroberung zu Eroberung schritte.

Er hielt einen Augenblick im Gehen inne, um gedanken-
voll bei der Bitterkeit der Frankenthaler Dinge zu ver-
weilen; dann aber machte er sich durch einen Ruck von
diesen Jämmerlichkeiten frei und begann wieder erho-
benen Hauptes einherzuschreiten.

Wem als ihm ganz allein verdankte denn die Stadt
den Bau der Zweigbahn, die Frankenthal wieder mit

der Welt da draußen verband? Wem verdankte sie die Anlage der großartigen Papierfabrik, deren rötlicher Schornstein dort drüben in den klaren Frühlingshimmel emporfuhr und die den Gottessegen, der in der ungenutzten Wasserkraft des Flusses vorbeiströmte, für jedermann handgreiflich machte? Ein Gefühl überlegener Befriedigung stieg in ihm auf, wenn er sich des billigen Gespöttes und der namenlosen Treibereien erinnerte, die ihn, den Schreiber zahlloser Werbeartikel, endlich gezwungen hatten, bei dem Würzburger Bankier von Büttner, dem Inhaber des alten Hauses Kreß & Co., dessen Familie aus dem Frankenthaler Hinterlande stammte, Unterstützung zu suchen, die ihm denn auch in reichlichem Maße zuteil geworden war. Er war seit jener Zeit mit einem Teil der Bürgerschaft, in deren Schränken keine Aktien lagen, verfeindet. Die Nörgler und Neidhämmel behaupteten, er habe den Bau der Fabrik nur durchgedrückt, um seine Gründe auf dem rechten Ufer teuer loszubringen; aber solchen Verdächtigungen gegenüber hatte er sich längst daran gewöhnt, sich in würdevolles Schweigen der Verachtung zu hüllen. Er wußte, was das Geld in dieser Welt bedeutet, und heute, am Vorabend der vierten Generalversammlung des im vollen Aufschwung befindlichen Unternehmens, erwartete er, wie jedes Jahr, den hilfreichen Geldmann selbst, nebst dessen Sohn Georg, der als Volontär in seiner Schöpfung die Geheimnisse der Papierfabrikation ergründen sollte.

Herr Gramlich blieb stehen und rieb sich die Hände vor innerem Behagen, während allerlei verwegene Gedanken sein Hirn durchtanzten. Jetzt, wo ihn selbst kein Beruf mehr drückte und zurückhielt, wollte er seinen lieben

Frankenthalern schon zeigen, wo Barthel den Most herholte. Er wollte schon dafür sorgen, daß die Aktien der Fabrik in den Händen der Gründer blieben, und wenn das Unternehmen, über dessen Erweiterung schon die Pläne vorlagen, erst dreißig Prozent Dividenden ausschüttete, gedachte er den Pfennigfuchsern ihre Knickerigkeit wie spanischen Pfeffer einzureiben, daß sie vor Neid platzten.

Er wurde jedoch in dieser strahlenden Beschaulichkeit durch das rasch sich nähernde Rollen eines Wagens gestört, der aus dem Falkentor mit mächtigem Schwung auf das Gartenviertel losfuhr. Rasch schlüpfte er in das Haus, um gleich darauf in schwarzem Rocke zu erscheinen und mit strahlendem Gesicht auf das Gartentürchen zuzueilen, vor dem ein offener Landauer hielt, dessen Schlag eine Fürstenkrone schmückte. Zwei Männer waren dem glänzenden Gefährt entstiegen. Der jüngere, ein hochgewachsener, blonder Fünfundzwanziger, in tadellosem, hellem Sommeranzug mit weichem englischem Hut und perlgrauen Handschuhen, war im Begriff, dem Kutscher, der die feurigen tänzelnden Füchse kaum zu zügeln vermochte, einige Weisungen zu erteilen, worauf der bocksteife Rosselenker mit den Mienen eines aktiven Ministers davonfuhr.

„Servus, Herr Baron! Freut mich, freut mich außerordentlich, daß Sie sich auch wieder einmal hier sehen lassen," rief Herr Gramlich, indem er dem älteren der beiden Herren, einem sauber rasierten kleinen Männchen, mit dem Ausdruck devotester Ergebenheit das schmiedeiserne Pförtchen öffnete. „Ich habe Sie nicht so früh erwartet. Sie fahren standesgemäß an."

„Die Durchlaucht war so liebenswürdig, mir den

Wagen zur Verfügung zu stellen. Man erwartet mich um vier Uhr in Monrepos draußen," entgegnete Herr von Büttner, während er seine schielenden Blicke über die Gemüsebeete des neu angelegten Gartens schweifen ließ.

„Und das ist ja wohl der Herr Filius? Freut mich außerordentlich, Herr Baron. Außerordentlich!" fuhr Herr Gramlich fort, indem er dem jungen Manne, der mit etwas hochnäsiger Miene auf den beweglichen Frankenthaler blickte, die Hand mit überströmender Herzlichkeit schüttelte. „Wir sind dem Herrn Papa sehr dankbar, daß er Ihnen gestattet hat, als Volontär bei uns tätig zu sein. Ich habe Ihnen ein famoses Quartier besorgt. Sie werden brillant aufgehoben sein. Ganz brillant! Meine Schwägerin ist kinderlos und wünscht sich eine Tätigkeit. Küche und Keller sind, wie ich auf Ehrenwort versichern kann, auf der Höhe der Zeit. Der Herr Baron werden sehr zufrieden sein. Sie sehen das Haus da –?"

Und er deutete auf ein schmuckloses geräumiges Haus von älterer Bauart, das etwas tiefer im Hintergrunde des Nachbargartens nicht weit von dem steilen Waldrande lag, der die Stadt überragt und im Volksmunde das Stöckicht heißt.

Dann fuhr er fort: „Aber wollen die Herren nicht hier oben einstweilen Platz nehmen? Der Gottesdienst ist noch nicht zu Ende. Unser neuer Dekan – Sie kennen ihn ja – hält heute die Predigt, und da kommen die katholischen Frankenthaler erst heim, wenn er ihnen die Hölle recht ordentlich heiß gemacht hat. Übrigens habe ich mir in meiner Eigenschaft als Vorsitzender erlaubt, die Herren des Verwaltungsrates zu einer kleinen Vorbesprechung

hierher zu bestellen. Es ist Ihnen doch recht? Wir sind bei mir in jeder Beziehung ungestörter als im Goldenen Engel."

Die Herren waren unterdessen den kleinen Hügel hinangestiegen. Georg blickte nachdenklich schweigend auf das stille Nachbarhaus, aus dessen Schornstein eine dünne Rauchsäule kerzengerade in die lichte Luft emporstieg.

„Darf ich den Herren vielleicht inzwischen ein Gläschen Wein anbieten?" ließ sich der entzückte Herr Gramlich, den es nicht am Flecke leiden wollte, wieder vernehmen. „Aber natürlich, natürlich! Bitte, mich nur ein Augenblickchen zu entschuldigen."

Und er verschwand, ohne eine Antwort abzuwarten, während der Bankier, der auf einem Gartensessel Platz genommen hatte, eine ziemlich abgeschabte Brieftasche hervorzog und mit zusammengekniffenen Brauen darin blätterte.

„Komischer Spieß," sagte Georg endlich nach einer Pause, ohne seinen Vater anzusehen.

„Wie beliebt?"

Die Frage klang so schroff, daß der junge Mann es vorzog, nicht in der gleichen Tonart fortzufahren. Und wieder entstand eine Pause, in die leiser Kirchengesang wie aus einer fernen Welt herüberklang.

Nach einer Weile begann Georg wieder: „Du willst also wirklich, Papa –?"

Der Bankier unterbrach ihn mit schroffer Stimme: „Was ich will und was ich nicht will, hab ich dir auf dem Herweg ein für allemal gesagt. Du bist alt genug, um die Triftigkeit meiner Gründe einzusehen. An der Landwirtschaft ist nichts zu verdienen; sie ist schon jetzt

halb auf dem Hund." Er stieß ein kurzes gehässiges Lachen aus und fuhr fort: „Das könnte mir wahrhaftig noch fehlen, meinen Filius auf ein Gut zu setzen, das nichts als Geld frißt. Ich habe deine Faulenzerei ohnedies dick!"

„Du vergißt, daß ich ganz gerne arbeiten würde, auf meine Weise," warf Georg ein.

„Jawohl, auf einem allerliebsten Millionengütchen, das der liebe Herr Papa um sein sauer verdientes Geld kaufen dürfte, damit der Herr Sohn den Junker spielen kann! Leider fehlt mir für solche Witze durchaus der Sinn. Du weißt, ob ich die Agrarier mag! Sekt und – – –!"

„Davon ist nicht die Rede."

Das Gespötte seines Vaters bewirkte, daß Georg plötzlich ganz ruhig wurde und ihn wie einen Fremden betrachtete, dem er eine Hoffnung preisgegeben hatte.

Der Bankier, zwischen dessen buschigen Brauen nun eine finstere Furche stand, fuhr fort: „So sei doch vernünftig, mein Lieber! Was trägt dir denn so ein Gut, selbst bei der intensivsten Bewirtschaftung? Wenns hoch kommt, drei vom Hundert, besonders in dieser Gegend! Ein exquisiter Zinsfuß! Ein –. Du bist ein Windhund, wie dein Großvater mütterlicherseits. Ich hab meinen Herrn Schwiegerpapa teuer bezahlen müssen. Er hatte ein wunderbares Gebiß. Wie du. Er biß mit sechzig Jahren noch jede Nuß auf. Aber das Denken war nicht seine stärkste Seite. Und deine ist es auch nicht. Darum muß ich für dich denken. Später wirst du mir dankbar dafür sein, daß ich deine Zukunft im Auge behalten habe. Hier hast du die schönste Gelegenheit, dich in ein gemachtes Bett zu legen. Laß mich nur machen. Die Aktionäre sind hier auch nicht anders als anderswo. Sie sind alle Idea-

listen! Alle!" Er lachte hämisch vor sich hin; dann sah er seinen Sohn mit zusammengekniffenen Lidern an und begann wieder: „Du bist doch Kaufmann?"

Die Ironie dieser Worte trieb Georg, der sich in diesem Augenblick all der Zwiste mit seinem Vater erinnerte, das Blut ins Gesicht. Es fuhr ihm heraus: „Leider!"

„Wie beliebt?"

Aber Georg ließ sich nicht halten: „Ich werde es dir nie verzeihen, daß du mich aus der Unterprima herausgenommen hast."

„Dafür habe ich dir erlaubt, ein Jahr auf der Handelshochschule in Hamburg und ein weiteres in Paris zu faulenzen. Daß du das Zeug zu einem Landwirt großen Stils hast, müßtest du mir erst beweisen. Die paar Monate, die du auf dem Gut Eschenlohe warst, genügen mir nicht." Ein Lächeln umspielte die dünnen Lippen des Bankiers. „Euch muß man zu eurem Glück zwingen! Mir ist das Leben nicht so leicht geworden. Ich hab als armer Kommis mit zwanzig Gulden per Monat gelebt –"

„Ich weiß, von Wasser und Brot!"

Dem Bankier schwebte eine scharfe Entgegnung auf der Zunge. Er unterdrückte sie jedoch, als er Herrn Gramlich den Gartenpfad herabkommen sah.

„Ah, seien Sie froh, Herr Gramlich," rief er dem Frankenthaler entgegen, „daß Sie nur Töchter haben!" Und er streckte ihm, wie aus plötzlichem Behagen heraus, die Hand entgegen, die jener noch einmal mit der Inbrunst ergebenen Entzückens schüttelte.

Ein schmuckes Mädchen in weißer Schürze brachte indessen auf einem lackierten Brett eine entkorkte Flasche

Borbeutel, ein blau besticktes Teetischtuch, drei geschliffene Gläser und eine Schale mit Gebäck.

„Auf das Wohl der Herren!“ rief der Hausherr, nachdem der Tisch gedeckt war, mit der Andacht eines Kenners.

Der Bankier nippte, nachdem sie angestoßen, an dem Wein; Georg leerte das Glas auf einen Zug, und Herr Gramlich ließ seinen ersten Schluck kennermäßig langsam auf der Zunge vergehen, während er das Glas erhob und mit prüfendem Blicke das regelmäßige Aufsteigen der hellen Perlen in der leuchtenden Flüssigkeit genoß.

„Der Wein hat schon Geschichte machen helfen,“ begann er jetzt, indem er sein Glas mit zwinkerndem Behagen niedersetzte und seine beiden Hände andächtig um dessen Fuß herum zusammenlegte.

„Wieso?“ fragte Georg, den das Wesen des Frankenthalers zu belustigen begann.

„O, das ist eine famose Geschichte. Ich habe nämlich unserm Bismarck seinerzeit ein Dutzend Flaschen davon nach Versailles geschickt, und wie ich später erfahren habe, ließ der eiserne Kanzler den Wein gerade an dem Tage auffahren, als Thiers zum ersten Male aus Paris herauskam, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Ich bin stolz auf diesen Zufall. Mit so einem Weinchen im Leib ist es übrigens leicht, Staatsmann zu sein, besonders wenn man Bismarck heißt, hähä. Prosit, meine Herren! Den bekommen Sie nirgends um zehn Reichsmark die Flasche!“

Die feinen Gläser klangen leicht zusammen. Georg wunderte sich im stillen, daß sein Vater, der sonst im Trinken seinen Mann stellte, nur hie und da ganz leicht von dem wirklich auserlesenen Weine nippte.

Herr Gramlich aber hielt den Zeitpunkt für gekommen, um einen seiner Lieblingswünsche zu erwähnen; er sagte in ernstem Tone: „Herr Baron, ich hätte eine Bitte an Sie: wir müssen den Fürsten von Weiningen in unseren Aufsichtsrat bekommen. Das Unternehmen hat sich auf eine Weise entwickelt, daß es der Durchlaucht nicht zur Unehre gereichen kann, ihren Namen herzugeben. Und mehr wollen wir nicht. Meinen Sie, die hochadligen Herren, die man jetzt überall in den Verwaltungsräten der großen Gesellschaften und Banken findet, verstehen was vom Geschäft? Das glaubt keine Kuh. Aber ein vornehmer alter Name nimmt sich doch famos in einem Jahresbericht aus. Vielleicht tragen Sie dem Fürsten heute noch einmal die Sache vor."

„Ich werde mein möglichstes tun. Ob ich Erfolg haben werde, weiß ich allerdings nicht. Der Fürst ist schwer zu einem Entschluß zu bringen."

„Das Geld könnte er aber ganz gut brauchen."

Der Bankier sah den Sprecher von der Seite an; dann fragte er in gleichgültigem Tone: „Ja, sagen Sie einmal, mein lieber Herr Gramlich, was hält man denn hier in Frankenthal von den Vermögensverhältnissen des Fürsten? Ich meine so im allgemeinen –"

Herr Gramlich tat, als ob er sich verschluckt hätte; dann sagte er mit scheinbarem Ernste: „Gott, der Herr Baron wissen ja, daß die Frankenthaler böse Mäuler haben. Auffällig ists immerhin, daß der Fürst das Schloß draußen für einen Winteraufenthalt hat herrichten lassen. Hat übrigens einen Haufen Geld gekostet. Es ist das erstemal, daß der Bau auch im Winter bewohnt wird. Natürlich sagt man: das Wasser muß ihm schon bis an

den Kragen gehen. Na, im Winter kann er wenigstens seinen Hausschatz da draußen hüten." –

„Wieso?"

Herr Gramlich strahlte: „Sie werden doch wissen, was ein Schatz ist? Von den Schätzen, von denen es in der Bibel heißt: Rost und Motten können ihnen nichts anhaben. Nur der Zahn der Zeit knuspert sie an, die goldigen Schätzchen."

Der Bankier lächelte vergnügt: „Ich nenne so was fressende Kapitalien."

Herr Gramlich wieherte vor Entzücken: „Wir verstehen uns, Herr Baron. Übrigens ein entzückendes Weib, soweit man aus der Ferne urteilen kann. Auf Ihr Spezielles, Herr Baron! Gott, warum soll es denn der junge Fürst anders treiben als sein durchlauchtigster Papa? Ein Mann von Rang und Stand schuldet sich der Allgemeinheit, hähä! Das beweist nur einen guten Geschmack, wenn er sich der schöneren Hälfte der Menschheit widmet. Die alte Durchlaucht, Gott hab sie selig, hab ich noch sehr gut gekannt. Ich sage Ihnen: – ein Kenner! Auf allen Gebieten. Er hat seine Weine von mir bezogen."

Der Bankier lächelte säuerlich und gab keine Antwort.

Herr Gramlich wurde immer vergnügter: „Die selige Durchlaucht ist am Burgunder gestorben. Ein seltener Tod heutzutage, selbst unter hohen Herrschaften. Die noble Gesellschaft stirbt an allen möglichen schönen und unschönen Krankheiten. Aber ein standesgemäßer Tod, per Zipperlein, ist selten geworden! Prosit!" Der kräftige Schluck gab dem Frankenthaler den Ernst zurück: „Es wird schwer halten, die Durchlaucht zu sanieren. Übrigens, das wissen Sie ja alles viel besser als ich, Herr Baron."

„Meinen Sie?"

Herr Gramlich seufzte: „Mir tun nur die schönen Wälder im Hinterland leid, die vielleicht dran glauben müssen. Das wird der ganzen Gegend schaden. Es ist herrlicher Buchenschlag dabei. Echt deutscher Wald, nach dem ich im Ausland immer Heimweh gehabt habe."

„Hm!" Herr von Büttner wurde plötzlich einsilbig und blickte nachdenklich vor sich hin.

Herr Gramlich, der Wirt aber, der seinen eigenen Wein mit Kennerschlückchen trank, geriet allmählich in die Sprecherlaune eines welterfahrenen Mannes. Ihm waren die Läufe der Welt so klar wie Brunnenwasser: mit dem Adel gings zu Ende. In den Köpfen der Herren sah es aus wie in leeren Tanzsälen, wo Mäuse und Ratten ihre Hungertänze tanzen. (Herr Gramlich freute sich im stillen dieses Vergleichs und nahm einen kräftigen Schluck des schweren Weins, worauf er fortfuhr.) Schon mußten die Edelsten der Nation – er legte in das Wort eine ungeheure Ironie – ihren Adelstitel verkaufen oder nach Amerika auf den Miß-Fang auswandern, wobei sie zuweilen auf den Mist gerieten. Aber solche Gelegenheitsheiraten seien doch nur ein Bettelpflaster für die unheilbare Wunde: das neunzehnte Jahrhundert gehöre der Industrie; es sei bürgerlich und werde bürgerlich bleiben. Und er schloß gewichtig: „Jawohl, Herr Baron! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

„Warum wollen Sie denn Papa absolut baronisieren?" fragte Georg, den dieser Frankenthaler belustigte und ärgerte, mit spöttischer Miene.

Statt aller Antwort brach der Angeredete in ein schallendes Gelächter aus, um zu zeigen, daß er einen Witz

unter Brüdern gar wohl zu würdigen wisse, fügte aber sofort mit bedeutsamem Kopfnicken hinzu: „Was nicht ist, kann noch werden! Der Herr Papa brauchte sich nur den nötigen Grundbesitz beizulegen, was ihm ja ein leichtes wäre. Adel wird und muß es immer geben, wenn auch in einer anderen Form.“ – Dann verließ er dieses heikle Gebiet und fuhr fort: „Sie haben es übrigens ganz prächtig getroffen; Sie bekommen einen Hausgenossen, einen jungen Doktor, der sich ebenfalls bei meiner Schwägerin eingemietet hat. Sie wissen, mein Schwager Seyfried, der Physikus, ist vor einem Jahr gestorben, und es ist wirklich an der Zeit, daß wir eine junge Kraft erhalten, welche die Kranken nach neuer, streng wissenschaftlicher Methode ins Jenseits befördert.“

Herr Gramlich pflegte seine eigenen Witze zu belachen, noch ehe er sie ganz an den Mann gebracht hatte, fand aber diesmal wenig Anklang bei seinen Gästen, die nur auf den Zähnen lächelten und selbst den herrlichsten der achtundsechziger Steinweine ohne Begeisterung über ihre Zunge laufen ließen. Ein Schatten legte sich auf seine Seele. Er, als freier offener Mann, liebte jene Essigblicker nicht, die gleichsam eine eisige Atmosphäre um sich verbreiten und andere zum vielen Reden bringen, von dem ein bitterer Nachgeschmack im Munde zu bleiben pflegt. Obgleich er sich eines tadellosen Gewissens erfreute, konnte er es nicht ertragen, daß fremde Augen lange auf ihm ruhten, und er wußte nicht recht, was er von den nachdenklich starren Blicken des jungen Herrn von Büttner halten sollte, der sich angelegentlich mit seinem kleinen Schnurrbart zu schaffen machte. Und so warf er sich, um dem jungen Windhund zu zeigen, daß er früher

nicht allein Liebfrauenmilch, sondern auch die Milch einer alma mater eingesogen, in eine etwas übertreibende, poetisch angehauchte Betrachtung über die vielbelachten Kleinstädte.

Ja, hier lebte man noch herrlich und in Freuden, ohne indessen die feineren Genüsse zu entbehren, die einer vorgeschrittenen Zeit auch in behaglicher Stille und Abgeschlossenheit reifen; hier herrschte noch jene abgeklärte Ruhe, die es einem gebildeten Beobachter möglich machte, alle die schwangeren Probleme der großen Welt ohne Leidenschaft zu beurteilen und, nötigenfalls, überlegen abzuweisen. Worin hatte denn von jeher das Glück der deutschen Kultur bestanden? In der beispiellosen Verbreitung jenes großen Geisteslebens, dessen hohe, steile Gipfel in die glänzende Luft fremder Welten ragten, während zu ihren Füßen stille Täler und lauschige Winkel lagen, deren Glück nur die jeweiligen Bewohner genießen durften. Wie hatte ein großer Staatsmann die Großstädte genannt? Die Kloaken, die Unratsstätten, die Pestbeulen des Landes, die man wegbrennen sollte, um Schlimmeres zu verhüten. Doch, wie gesagt, in Frankenthal blühte noch ein wirkliches Paradieschen; hier gedieh noch die reine, die unverfälschte Gemütlichkeit, die in dieser Welt der Renten und Beamten immer seltener zu werden pflege; und hier reifte noch ein echter Labetropfen, wie er selbst auf herrschaftlichen Tafeln immer seltener werde, seitdem die deutsche Chemie sogar die duftigsten ätherischen Öle, welche selbst dem sauersten der Krätzer die wunderbarste Blume geben, herstellen könne.

Ein leises, verräterisches Rot färbte die wohlrasierten Backen des Sprechenden, als er so, fast gegen seinen

Willen und voll leisen Ärgers, die Wundertaten deutscher Wissenschaft erwähnte. Er nahm einen hastigen Schluck des schweren Weines, hustete ein bißchen und wollte in seinem Redefluß fortfahren, weil er fühlte, daß er etwas Verfängliches gutzumachen habe; allein er wurde durch ein lautes Getrappel nägelbeschlagener Schuhe aufgehalten.

Der Gottesdienst war zu Ende, und über die maiengrünen Hecken der Gärten drang helles Gelächter. Neckische Zurufe und Antworten flogen hin und her, und ein leichtes Rüchlein billigen Tabaks durchdrang gemach die Luft. Vor dem hölzernen Gartenzaun aber versammelte sich eine Horde sonntäglicher Gassenjungen, die zu den vornehmen Herren, die da oben aus feinen Gläsern tranken, flüsternd emporstarrten, wie ein Häuflein verschlagener Schiffer zu den Höhen des unnahbaren Olymp. –

„Meine Töchter," erklärte Herr Gramlich, als zwei schlanke junge Damen in hellen Frühlingskleidern durch das Pförtchen traten, und der satte Schimmer seines Vaterlächelns glänzte von Georg zu den Wandelnden hinüber. Die Mädchen senkten die Köpfe zum Gruße, als sie an dem Hügelchen vorbeigingen, und warfen Seitenblicke auf die fremden Herren, indem sie leicht erröteten.

Georg sah den Weinhändlerstöchtern, die kichernd unter dem Altan des Hauses verschwanden, mit neugierigen Blicken nach. Gleich darauf traten auch die Herren des Verwaltungsrates der Papierfabrik in den Garten. Mit ihnen erschien der hochwürdige protestantische Stadtpfarrer Ostertag, der von den Herren einen Beitrag für den Frankenthaler Säuglingshort zu erbitten gedachte.

Ihm folgte gewichtigen Schrittes der Rektor des Progymnasiums, Symphorian Leimbach, ein geborener Frankenthaler, dem gestrengen Cato von Utica vergleichbar. Hinter ihm watschelte der dicke Brauer Riegel einher, der eifrig auf den Direktor der Fabrik, einen eleganten jungen Herrn von dreißig Jahren, einen Schwaben namens Speckle, einsprach. Und ganz zuletzt kamen zwei reiche Stadtbauern, in gediegenen langen Tuchröcken, mit dürren, länglichen, frischrasierten Gesichtern und steifen, schwarzseidenen Halsbinden. Sie hielten sich bescheiden im Hintergrunde; aber ihre Augen musterten mißtrauisch die Fremden; sie waren, trotz ihrer unbegrenzten Hochachtung vor dem Gelde, nicht gesonnen, sich von dem allzu freundlichen Protzen, über dessen Geldmacherei mit dem Fürsten von Weiningen allerlei Gerüchte umgingen, Flausen vormachen zu lassen, obwohl sie wußten, daß er eine hübsche Anzahl Aktien ihrer Papierfabrik besaß.

Während die Männer, nach den üblichen Wechselreden der Begrüßung, dem ganz feierlich gewordenen Herrn Gramlich zur Beratung in das Haus folgten, hielt vor dem Nachbargarten ein bescheidenes einspänniges Bauernwägelchen, auf dessen Hinterteil eine bunt bemalte, altmodische Koffertruhe stand. Ein junger, glattrasierter Mann über Mittelgröße, der neben dem Kutscher, einem halbwüchsigen Bauernburschen saß, sprang herunter, zog an der messingenen Klingel und klopfte sich hierauf mit einem farbigen, baumwollenen Taschentuche den Staub von den groben Dorfstiefeln.

Während er ruhig das alte Haus im Hintergrunde des Gartens musterte, kam auf dem mittleren Gartenwege eine kleine Dame in schwarzem Wollkleid, ein zierliches

Spitzenhäubchen auf dem silbergrauen Haar, mehr gelaufen als gegangen. Sie öffnete rasch das Türchen, nahm die grobknochige Hand des jungen Mannes in ihre kleinen Hände und sprach mit freundlicher, etwas hoher Stimme: „Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Doktor! Ich hatte Sie schon gestern erwartet!“

Drittes Kapitel

Am späten Abend erst kehrte der Bankier in mürrischer Stimmung von Schloß Monrepos zurück. Herr Gramlich nahm die Nachricht, daß der Fürst wohl kaum geneigt sein dürfte, sich heuer schon in den Aufsichtsrat der Fabrik wählen zu lassen, mit einem etwas säuerlichen Lächeln auf: die Fabrik konnte warten. Die Tatsache, daß der Bankier einen ganzen Nachmittag in Monrepos verbracht hatte, war ihm eine Gewähr dafür, daß es um die Lage des Fürsten schlimmer stand als die guten Frankenthaler glaubten. Wer Birnen essen will, muß sie reif werden lassen, und Herr Gramlich nahm sich im stillen vor, den Baum nicht mehr vor der Zeit zu schütteln. –

Der folgende Morgen war von den Herren zur Besichtigung der Fabrik ausersehen. Mit dem Behagen eines Triumphators schritt der Vorsitzende des Verwaltungsrates im Gehrock und mit einer schwarzledernen Aktenmappe unterm Arm neben seinen beiden Würzburger Gästen durch die werktäglich summende Stadt. Er war wieder in strahlender Stimmung: er grüßte alle Küchenfeen, die mit ihren Körbchen am Arm vorüberhuschten, mit vertraulichem Augenzwinkern, aus dem eine solide Kennerschaft sprach, und wenn ihm eine säuerlich dreinblickende Stütze des Staates begegnete, zog er den Hut mit einer Würde, die sich nichts vergab und doch jedem sein Teil zukommen ließ. Dazwischen verfehlte er nicht, auf einen malerischen Winkel, auf ein kunstreiches Ladenschild oder auf die stattlichen Häuser aufmerksam zu machen, die fast alle aus der glorreichen Zeit des verflossenen Jahrhunderts stammten und eine würdige Sprache

von dem alten Glanze Frankenthals redeten. Das Stammhaus seiner Familie, dessen schöne breite Giebelfront den viereckigen Marktplatz zierte, hatte er, als zu geräumig für eine kleine Familie, um ein hübsches Sümmchen an den Staat vermietet, der darin seine zahlreichen Steuerbeamten hausen ließ, und die kleinen Liebesgötter an den heitern Decken blickten nun auf kleine Schreiber und gemischtes Volk herab, das seine Groschen in alten Lederbeuteln brachte und beim Hinausgehen noch lauter seufzte als beim Eingang in das stattliche Amtsgebäude.

Auf dem weiteren Wege berührte der Frankenthaler noch einmal die Gründung der florierenden Fabrik und schilderte die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, ehe der ausgereifte Plan als gesichert gelten konnte. Ein Teil der Bürgerschaft, die, aller großen Ideen bar und ledig, im Nörgeln ihr einziges Vergnügen fand, hatte sich der schmählichsten Mittel bedient, um das Gelingen des Plans unmöglich zu machen; und doch war plötzlich, als es endlich zum Zeichnen der Aktien kam, der Geldstrom rasch geflossen und selbst manch alter Kronentaler aus den Socken und Strohsäcken der kleinen Leute hervorgetanzt. So durfte man aber auch mit Recht behaupten, das große Unternehmen sei von wahrhaftiger Gemeinnützigkeit, indem die halbe Gemeinde, durch eine Reihe ihrer wohlhabendsten und wertvollsten Bürger vertreten, als Besitzerin dastand. An trefflichen Arbeitskräften war kein Mangel. Der gute Verdienst und die guten Zeiten gestatteten, ausgiebige Löhne zu zahlen, und mancher der eingeborenen kleinbürgerlichen Arbeiter, deren Zahl nicht unbeträchtlich war, besaß von seinem Vater her ein winkeliges Häuschen mit einem Gemüsegärtchen und ein paar

Kartoffeläckern, oder auch ein Stückchen Weinberg, das seinem Eigentümer einen leichten Feiertagstrunk auf den Tisch lieferte. Manchem standen sogar ein paar Milchkühe im Stall, und seine Frau oder seine Töchter gingen an Sonn- und Feiertagen stolz mit neumodischen Fetzen behängt zur Kirche.

Freilich durfte sich ein sorglicher Volksmann auch die Nachteile nicht verhehlen, die das Unternehmen der Stadtgemeinde bringen mußte, ja zum Teil auch schon gebracht hatte; denn viel zweifelhaftes Gesindel, durch den ansehnlichen Verdienst angelockt, und allerlei unfaßbare Diebe, die weder die edelsten Rosen noch die magersten Kohlköpfe verschmähten, machten sich in der guten Jahreszeit bemerkbar. Auch uneheliche Kinder, von denen man früher in Frankenthal nur ganz selten gehört hatte, kamen jetzt häufiger zur Welt, und der Stadtrat, dem es an Weltblick und großen Gesichtspunkten mangelte, durfte sich sehr in acht nehmen, daß ihm nicht ein heranwachsendes Geschlecht proletarischen Geschmeißes auf dem Halse sitzen blieb.

Auf der alten, hochgespannten Brücke aus rotem Sandstein, die auf ihrem breiten, verwitterten Geländer die steinernen Standbilder des Frankenkaisers Karls des Großen und seiner Paladine trug, blieb Herr Gramlich stehen und setzte noch einmal die Grundlosigkeit des Hauptvorwurfes, den man gegen ihn erhob, in das rechte Licht. Er, der sonst alles begriff, begriff diesmal wirklich nicht, wie man überhaupt von einer gefährlichen Lage der Fabrik reden konnte. Die Nähe der Brücke und der Stadt, die Bequemlichkeit der Wege und nicht zuletzt der außerordentlich billige Grund, den er, um die Anlage zu er-

möglichen, fast weggeschenkt hatte, waren Vorteile, die man wahrhaftig nicht hoch genug anschlagen konnte. Und gegen eine außerordentliche Wassersnot, von der die Angstmeier in einem fort munkelten, konnte man sich ja später, wenn die Reserven ordentlich angewachsen waren, leicht durch die Verstärkung der Dämme schützen, obwohl das Eintreffen einer solchen Katastrophe menschlichem Ermessen nach kaum zu befürchten stand. Zwar wußten alte Chroniken von schweren Wassernöten zu melden; aber seit Menschengedenken war kein gefährliches Unwetter über die Gegend herniedergegangen, und Herr Gramlich rühmte sich, kein Schwarzseher zu sein. Der Bankier war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und nickte zu allem, was der Gründer vorbrachte, zustimmend.

Auch Georg hörte nur mit halbem Ohre zu, während er, an die hohe Brüstung des Geländers gelehnt, auf den klaren Fluß hinabblickte, der lautlos in dem milden, gedämpften Licht des leichtbewölkten Frühlingstages in die Ferne zog. Eine Strecke oberhalb der Brücke kam der Fluß um eine scharfe Biegung geflossen, und wenn wirklich jemals eine Wassergefahr eintrat, war die Fabrik, deren Turbinenkanal hier begann, allerdings dem sicheren Anprall der Fluten ausgesetzt; allein in diesem Augenblick lag auch ihm wenig daran, den Redefluß des kleinen Herrn zu unterbrechen, der sich an seiner eigenen Geschwätzigkeit berauschte. Er trat an die westliche Brüstung, um von dem Gerede loszukommen.

Da sah er, wie eine hochgewachsene Mädchengestalt in einem hellen Leinenkleid, einen breiten Strohhut auf dem dunkeln Haar, an der Seite einer alten Magd, die einen Karst und ein Körbchen trug, die Brücke betrat. Nie

hatte er eine Frau mit solcher Haltung schreiten sehen: sie schien es eilig zu haben, und als sie an ihm vorbeiging, bemerkte er, wie sie das blaue Auge plötzlich unter dem alten Strohhut aufschlug und ihn flüchtig anblickte. Es war ihm, als ob ihn ein jäher Lichtstrahl aus der Tiefe einer dunkeln Welt träfe. Das Wunder dauerte nur einen Augenblick; dann sah er nur noch, wie die schlanke Erscheinung mit leichtem Nicken den Gruß des Herrn Gramlich erwiderte und dann, schwebenden Ganges, den nördlichen Brückenhang hinabstrebte.

„Frankenthaler Gewächs," sagte Herr Gramlich mit einem leisen Schmatzen der Bewunderung, als das Fräulein mit der Magd außer Hörweite war. „Der Vater ist allerdigs weniger schön. Wenns dem Musjö Vollrath nachgegangen wär, stünde die Fabrik nicht da drüben auf dem einzig möglichen Fleck! Ein alter Geizkragen, der keinem Menschen was gönnt und seine Tochter wie in einem Gefängnis hält –"

Da der Bankier und sein Sohn keine Lust zeigten, auf die Frankenthaler Topfguckerchronik einzugehen, schlugen die drei Herren den Wiesenpfad ein, auf dem man in drei Minuten zum Eingangstor der Fabrik gelangte.

An dem Haupttor, einem Prachtwerk der Frankenthaler Schmiedekunst, wurden sie von dem Direktor Speckle empfangen. Ein leises, zitterndes Gesumme, das aus den Maschinenräumen drang, lag in der mailich warmen, weichen Luft. Auf dem sauber gekehrten Hofe standen hochbeladene Frachtwagen voll riesiger Lumpenballen, und die Knechte, in blaue Fuhrmannshemden mit roter Achselstickerei gekleidet, waren gerade im Begriff, ihre schweren, dampfenden Pferde auszuspannen. Ein paar

kleine Zwischenhändler, die mit großen Notizbüchern herumstanden und eifrige Berechnungen anzustellen schienen, bückten sich vor lauter Demut fast zur Erde, als sie die großen millionenschweren Herren vorübergehen sahen.

Nachdem die Besucher das Personal des Kontors begrüßt hatten, begann der Rundgang durch die Räume der Fabrik, die aus einem Komplex von Gebäuden ungleicher Höhe, zum größten Teile aus Ziegelsteinen, bestand und eine beträchtliche Fläche bedeckte. Die Herren durchschritten den großen Pack- und Lagerraum, wo die fertige Ware der Versendung harrte, und blieben in einer andern Halle einen Augenblick ernsthaft bei den Sortiererinnen der Lumpen stehen. Sie besahen die holländischen Reinigungs- und Kochmaschinen, kurzweg Holländer genannt; sie nahmen den mit chemischen Mitteln gereinigten, glänzenden Stoff in ihre Hände und lauschten aufmerksam den Ausführungen des Direktors, der die Preise und die Behandlung der Lumpen, sowie die Fabrikation erklärte und überlegene Bemerkungen über die Konjunktur und die unverschämte Konkurrenz verwandter Firmen einfließen ließ. Sie standen vor ein paar neuen Patentmaschinen still und fragten, um ihre Teilnahme zu beweisen, nach einigen Einzelheiten ihres Baues; sie besuchten die Maschinenräume und verweilten längere Zeit bei den Turbinen, Transmissionen und Dynamomaschinen.

Die Arbeiter, darunter viel kleinbäuerliche Dorfgestalten, sahen duckmausig, aber nicht unzufrieden aus.

Die Fabrik, die, trotz ihrer Jugend, zu den ansehnlichsten Unternehmungen Süddeutschlands zählte, lieferte die billigsten und die teuersten Papiersorten, Pack-, Brief-,

Luxus- und Seidenpapiere und erfreute sich zur Zeit eines sicheren Geschäftsganges. Herr Gramlich wurde während dieser Rundgänge von einer beinahe feierlichen Stimmung ergriffen; er ließ nur einmal das Wort verlauten: „Wer das gedacht hätte!", worauf er sein rotseidenes Taschentuch zog und sich kräftig schneuzte.

In dem oberen Stockwerk eines kleinen Seitenflügels waren Frauen und Mädchen damit beschäftigt, das Briefpapier, das von besonderen Maschinen geschnitten und gefaltet wurde, in zierliche, farbige Schachteln zu legen, deren Deckel allerlei bunte Bilder und kühne Wappen zierten. An einem andern Tisch klebten ein paar alte Weiber gepreßte Röschen, mit allerlei gereimten Sinnsprüchen für Soldaten und Dorfmädchen, in die obere Ecke der liniierten Bogen. Herr Gramlich war schuld, daß man diesen Teil des Unternehmens mit ausdauerndem Eifer betrieb und den hieraus entstehenden kleinen Gewinn selber einsteckte, anstatt ihn den Zwischenhändlern in die Taschen zu spielen, und er konnte es sich nicht „verknusen", seinen Begleitern die eingehende Gewinstsumme vorzurechnen. Fast jeden Tag sprach ein ländlicher Krämer aus der Umgegend vor, um seinen Papierbedarf selbst einzukaufen, und kehrte, nachdem er die Fabrik besichtigt hatte, von Bewunderung überwältigt in sein Dorf zurück.

An einer Maschine, die Briefumschläge schnitt und faltete, saß eine junge Arbeiterin, die Georg wegen ihrer sauberen Kleidung auffiel. Krause, goldblonde Löckchen fielen über ihre niedere, leichtgewölbte Stirne und die kleinen rosigen Ohren; ihre frische, feingeschnittene Oberlippe sprang etwas vor, und in den Mundwinkeln lag ein leiser Schatten kümmerlichen Ernstes. An ihren kleinen,

rundlichen Händen trug sie ein paar goldene Ringelchen mit billigen, blauen Steinen, und der aufgekrempelte Ärmel ihrer dunkelroten Arbeitsjacke ließ einen runden, weißen Vorderarm sehen.

Als Georg in ihre Nähe kam, hörte sie plötzlich zu arbeiten auf und steckte mit einer Miene leichten Schmerzes ihren rechten Daumen in den Mund, wobei sie die Augen langsam aufschlug, und den fremden jungen Herrn ansah. Und dieser Blick erinnerte ihn an den strahlenden Blick, der ihn vor einer halben Stunde auf der Brücke flüchtig gestreift hatte, wie ein Strahl aus einer gleichen Schicksalswelt verwandten Blutes.

Georg blieb vor dem Mädchen stehen und fragte: „Haben Sie sich weh getan?"

„Das macht nichts!" entgegnete die Arbeiterin, indem sie leise errötend zur Seite schielte.

Er hob einen Briefumschlag auf und prüfte ihn mit scheinbarer Aufmerksamkeit, während das Mädchen mit trotzigem Gesicht um sich blickte, um ihre Gefährtinnen zu beobachten.

Als jedoch einige Arbeiterinnen hinter ihm zu kichern anfingen, legte er den Umschlag rasch wieder nieder und folgte, ohne der Arbeiterin einen weiteren Blick zu gönnen, den anderen Herren, die es mit einem Male eilig hatten. Von einem Nebenraume glaubte er ein eifriges Geschimpfe der Mädchen zu hören, das plötzlich aufhörte, als eine grobe Stimme dazwischenwetterte. –

Die Generalversammlung, bei der 900 stimmfähige Aktien des anderthalb Millionen betragenden Stammkapitals angemeldet waren, verlief glänzend, zumal Herr Gramlich mit gutem Gewissen eine Erhöhung der Dividende von

acht auf zwölf vom Hundert vertreten konnte. Einige Nörgler unter den Anwesenden behaupteten zwar, es sei vernünftiger, eine vorsichtige Dividendenpolitik zu treiben und lieber eine geringere Summe auszuschütten; allein der Vorsitzende schlug alle Bedenken nieder, indem er an der Hand unwiderleglicher Tatsachen bewies, daß die deutsche Industrie glänzenden Zeiten entgegengehe und der Papierverbrauch im Zeitalter der Presse nur steigen könne. Der Triumph des Herrn Gramlich erlitt nur eine kleine Dämpfung, als der Würzburger Bankier nach Schluß der Versammlung erklärte, daß er zu seinem Bedauern verhindert sei, an dem Festmahl der Aktionäre im Goldenen Engel teilzunehmen, und so mußten sich denn die strahlenden Herren dareinfinden, ihren Champagner allein zu trinken.

Eine halbe Stunde nach Schluß der Versammlung betraten die Herren Büttner den hellen Eckraum, wo Georg für den Sommer hausen sollte. Während sich der Bankier an den Tisch setzte, um Notizen zu machen, trat Georg ans Fenster und blickte in den wohlgepflegten Gemüsegarten hinab. Er überlegte hin und her, ob er mit seinem Vater noch einmal über seinen Herzenswunsch sprechen sollte. Die Erlebnisse der letzten Wochen zogen noch einmal an seinem Geiste vorüber, und eine leise Erbitterung gegen seinen Erzeuger, dessen ewige Geschäftshuberei ihm in tiefster Seele zuwider war, stieg in ihm auf. Warum sollte er, als einziger Erbe eines reichen Hauses, nicht das Recht haben, sich das Leben nach seinem eigenen Belieben zu gestalten? Seine Zukunft schwebte zwar nur in allgemeinen Bildern vor seinem Geist, aber sie war doch deutlich genug, um dem unbeflekten Reiz des Geheimnisvollen, das doch jeden Tag einer sicheren Wirklichkeit weichen konnte,

täglich ein neues Gesicht zu geben. Ganz fern, auf duftigem Hintergrunde tauchte ein hübsches, getürmtes Schlößchen in einer reizenden Gegend auf; ein Viererzug fuhr in raschem Bogen vor dem Portale auf, wo ein Diener den Wagen mit einem Bückling öffnete, in dem die ahnenreichste Tradition steckte, und eine entzückende Frau mit einem goldblonden Engelchen auf dem Arm warf dem Herrn dieses Paradieses einen lachenden Gruß von einem hohen Balkon herab zu. –

In München, wo er sein Jahr bei den schweren Reitern abgedient und auch, ohne rechten Eifer, Vorlesungen über Nationalökonomie gehört hatte, war er in einem Kreis junger Herren geraten, deren Väter in der Nähe der Stadt glänzende Mustergüter aus kleinen Bauerngütchen geschaffen hatten, und was er da bei sommerlichen Besuchen zu Gesicht bekam, konnte ihn nur in dem Wunsch bestärken, auch Landwirt zu werden. Tiefere Einblicke in das Leben eines solchen hatte er jedoch nicht getan, und wenn der Schwierigkeiten gedacht wurde, die der Landwirtschaft nirgends erspart blieben, so erinnerte er sich mit Genugtuung des väterlichen Kapitals in einem sichern Schranke. Er war, die die Dinge lagen, ein für allemal gesonnen, sich derlei Sorgen gründlich fernzuhalten.

Da der Bankier fortfuhr, eifrig Notizen in seine Brieftasche einzutragen, trat Georg an den Tisch heran und fragte mit gesenktem Blick: „Wie lange denkst du eigentlich, daß ich in diesem Krähwinkel hier bleiben soll?“

„Das hängt von dir ab, mein Lieber,“ entgegnete der Bankier, indem er sich langsam erhob und gemächlich im Zimmer auf und ab zu gehen begann. „Hier hast du die beste Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen. Der Direk-

tor ist ein Mann, den wir nicht ohne schwere Opfer gewonnen haben. Ja, mein Lieber, tüchtige Leute lassen sich heutzutage bezahlen. Und sie haben recht! Sie repräsentieren in meinen Augen den Adel unserer Zeit, und nicht diese verlotterten Gimpel und Tagediebe, mögen sie nun Grafen oder Fürsten heißen." –

„Ah, er hat gestern schlechte Geschäfte gemacht!" dachte Georg, der sich neuerdings angewöhnt hatte, hinter jeder Äußerung seines Vaters Nebenabsichten zu wittern, und der kleine Rassekopf des Fürsten, den er, von München her, vom Sehen kannte, erfüllte ihn mit einem leisen Wohlwollen.

Der Bankier fuhr in liebenswürdigstem Tone fort:

„Ich habe allerlei mit dir vor. Hier in der Gegend ließe sich allerlei machen. Wasserkräfte sind vorhanden, und das Menschenmaterial ist billig. Diese kleinen Getreidebäuerlein sind in gewisser Hinsicht ideale Arbeiter. Sie sind nicht ganz auf den Verdienst in der Fabrik angewiesen und verlieren doch nicht ganz den Zusammenhang mit dem Boden. Wir reden später noch darüber."

„Jawohl!" entgegnete Georg, indem er ein Gähnen unterdrückte.

Dies schien den Bankier, der nun den Widerstand seines Sohnes gebrochen glaubte, noch heiterer zu stimmen; er trat an ihn heran und legte seine runde Hand vertraulich auf dessen Arm:

„Ich meine es überhaupt nicht schlecht mit dir, mein Lieber. Oder bin ich vielleicht kein splendider Papa? Du brauchst hier so wenig zu knausern als sonst. Im Gegenteil, ich wünsche, daß du hier, wo jeder weiß, was sein Nachbar im Kochtopf hat, etwas springen läßt. Das kommt alles später wieder herein."

„Danke schön!"

Georgs Stimmung wurde gereizter, als er merkte, daß ihn sein Vater gleichsam als Aushängeschild für das Geschäft benützen wollte; er fragte: „Dann hast du wohl auch nichts dagegen, daß ich mir einen Gaul anschaffe –?"

„Aber durchaus nicht; im Gegenteil."

„Von meinem eigenen Gelde natürlich."

Der Bankier wurde immer vergnügter: „Ach so! Ich vergesse immer, daß dir dein Onkel Ottmar zwölftausend Reichsmark in Hypotheken hinterlassen hat. Das erste Geld, das von deiner mütterlichen Seite kommt, und auch das letzte. – Na, lassen wir das. Ich werde dir ein Pferd besorgen. Ich will mich nicht loben; aber das darf ich sagen: ich habe meine Zeit verstanden. Das ist das Geheimnis meines Erfolges, um den mich ein halbes Dutzend Esel beneiden. Worin besteht denn die Aufgabe eines Ge schäftsmannes? Er muß Geschäfte machen! Und wer spielt heute die erste Geige in der Welt? Wir, mein Lieber, wir! Wir haben die Macht in Händen. Meinst du vielleicht, ich plage mich, um faul dazusitzen und auf einem Häufchen Geld auszuruhen? Da kennst du mich schlecht. Ich könnte mir Villen bauen; ich könnte Pferde halten; ich könnte mein Geld für Liebhabereien ausgeben. Allein ich tus nicht; zu solchen Possen bin ich zu alt. Jawohl, mein Bester, guck mich nur an! Du verehrst im Geld die Möglichkeit aller mehr oder minder feinen Genüsse, und ich das edelste Mittel unserer Kultur."

„Das ist ja alles nicht wahr," dachte Georg, ohne seinen Vater anzusehen, der indessen immer aufgeräumter wurde und vor innerem Behagen die dicken Hände rieb:

„Ein Organismus, in dem das Blut nicht rasch und

feurig zirkuliert, versumpft und geht zugrunde. Also: sorgen wir, daß die Gesellschaft nicht versumpft. Das Kapital muß in ewigem Flusse begriffen sein, wenn es ein Segen bleiben soll. Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Gäule. Ich sage dir: du kennst deinen Vater noch lange nicht und tätest überhaupt gut, dir einige meiner Grundsätze hinter die Ohren zu schreiben. Sie sind es wert. Du wirst überhaupt noch an mich denken."

Und er kniff seine kleinen, grauen Augen zusammen, um den Eindruck seiner Auslassungen genau zu beobachten. Plötzlich aber brach er in die Worte aus: „Ach, wenn die Menschen nur keine solchen Viecher wären!"

Eine alte Empire-Uhr, die auf einer steifen Kommode stand, schlug in feinen Schlägen zwölf Uhr.

„So spät! Ich habe noch allerlei mit der Frau Doktor zu bereden. Sie war so liebenswürdig, mich zum Essen einzuladen. Du hast wohl auszupacken?"

Während Herr von Büttner auf die schönbemalte Türe zuschritt, fiel ihm ein gefaltetes Zeitungsblatt aus der Rocktasche. Georg bemerkte es erst, als sich die Türe hinter dem kleinen Männchen geschlossen hatte. Er hob es auf und las: „Sonntagsplaudereien über das Kapital." Ein Lächeln flog über seine Züge, und sein Blick blieb auf der Türe haften, durch die die gedrungene Gestalt seines Vaters verschwunden war. Die Entdeckung der Quelle, aus der sein Alter seine Weisheit geschöpft hatte, erfüllte ihn mit einem klaren Gefühl der Überlegenheit und stimmte ihn wohlwollend. Er reckte sich und trat an das Fenster, um in den Garten hinabzublicken.

Ein warmer sanfter Frühlingsregen, durch den sich goldene Sonnenblicke stahlen, verrauschte rieselnd und per-

lend auf den maienzarten Blättern der Sträucher und Bäume. Von der saftigen, gelockerten Erde stieg ein warmer Brodem empor und legte sich einschläfernd auf seine Sinne. Langsam trat er von dem Fenster zurück und begann in dem altväterischen, behaglichen Zimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Der Duft, der in dem alten Raume lag, gemahnte ihn in seltsamer Weise an die Gemächer des väterlichen Hauses, wo seine Kindheit verflossen war. Er erinnerte sich seiner Mutter, die schon früh, als er selbst noch im zarten Knabenalter stand, gestorben war, als einer großen, stillen Frau, die lautlos in den altmodisch steifen Gemächern der väterlichen Wohnung, mit ihren roten Samtmöbeln aus den fünfziger Jahren, einherschwebte. Sie stammte aus der bekannten, aber gänzlich verarmten Familie derer von Gamburg und hatte seinen Vater, wie er gelegentlich erfahren, nur geheiratet, weil ihre eigene Mutter, welche die Bitterkeit der Armut unter der Last eines alten Namens rücksichtslos gemacht hatte, sie um jeden Preis versorgt zu sehen wünschte. Aus dem Munde älterer Leute hatte er oft gehört, daß er seinem Großvater von mütterlicher Seite gleich sähe, der einer der schönsten Männer der bayrischen Armee gewesen sei, und diese Ähnlichkeit erfüllte ihn mit einem besonderen Gefühl stolzer Zufriedenheit. Daß ihm sein Vater junkerliche Neigungen vorwarf, vermehrte nur noch sein Behagen: er war nun fest entschlossen, sich auch fernerhin keinen Zwang aufzuerlegen und seinen Willen in allem, was seine Zukunft betraf, ruhig und ohne Szenen durchzusetzen. –

Plötzlich blieb er stehen, um mit kritischen Augen die Einrichtungen des Gemachs zu mustern, dessen steife

Möbel mit den roten Samtbezügen aus der Mitte des Jahrhunderts stammten und seinem Geschmack wenig zusagten. Sofort begann er auch, den Raum in seiner Phantasie wohnlich auszustatten: hier sollte ein feiner Teppich und dort mußten ein paar schöne Waffen das steife Unbehagen unterbrechen. Vielleicht glückte es ihm, in der alten Stadt ein paar seltene Möbelstücke, ein altes wertvolles Bild oder einen guten Stich aufzutreiben, die in einem stillen Winkel nur auf das Auge eines Kenners warteten, und er nahm sich vor, keine derartige Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen.

Der Rückschlag gegen die Unlust der letzten Wochen war plötzlich bei ihm eingetreten, und die Aussicht, einen Sommer in der Kleinstadt zu verleben, erschien ihm mit einem Male nicht ohne jeden Reiz. Ein leises, glückliches Gefühl der Erwartung vor neuen Verhältnissen stahl sich zwischen seine Gedanken; er fing an, die Melodie der Lorelei vor sich hin zu pfeifen.

Als er wieder an das Fenster trat, war der warme Frühlingsregen schon verrauscht, und die Sonne goß Ströme glitzernden Lichtes über die dampfenden Gärten. Eine alte, verhutzelte Magd, die ganz schüchtern an der Türe klopfte, meldete ihm, daß das Essen bereit stehe, und nachdem er Bürste und Kamm gebraucht und seiner schlanken Gestalt in dem alten Spiegel über der Kommode einen zufriedenen Blick zugeworfen hatte, stieg er, glücklich vor sich hinlächelnd, die schmale, ausgetretene Holztreppe hinunter.

Auf dem einfachen runden Tische des altmodisch getäfelten Speisezimmers, in dem eine verschnörkelte Standuhr leise tickte, dampfte bereits eine würzige Suppe,

als er eintrat. In der tiefen Nische eines Gartenfensters stand, zwischen der Hauswirtin, der Frau Doktor Seyfried, und seinem Vater ein hochgewachsener, bartloser Mann, den er auf einen angehenden Dreißiger schätzte, in einem schäbigen dunkelblauen Tuchrock, dessen Ärmel etwas zu kurz waren und ein grobes Leinenhemd und knochige rote Hände sehen ließen. Er wurde ihm als der Doktor Joseph Merkel von der Frau des Hauses vorgestellt, die sofort nach der Begrüßung auf den sauber und fein gedeckten Tisch zuging, mit gefalteten Händen ein stilles Tischgebet vor sich hinsprach und dann die duftende Suppe in alte, tiefe Teller schöpfte.

„Der reine Bauer," dachte Georg, während er seinen einsilbigen Hausgenossen, der ihm gegenübersaß, mit scharfen Blicken musterte. Er gewahrte eine kräftige, breite Stirn mit vorspringenden Wölbungen über den buschigen Augenbrauen, grobe, kräftige Züge und ein längliches derbes Kinn; der volle rote Mund hingegen war weich, und um die klaren, blauen Augen mit den buschigen Brauen lag ein freundlicher, schüchterner Zug.

Das einfache, aber vortrefflich zubereitete Essen bestand aus einer Suppe, einem saftigen Rinderbraten mit Gemüse und süßen Zutaten und einer Mehlspeise, Paradeisklößen, auf die sich die Hausfrau etwas zugute tat; als Tischgetränk stand in einer Kristallflasche ein leichter Schiller bereit.

Anfangs wollte kein rechtes Gespräch zwischen den vier Menschen, die dem Essen alle Ehre antaten, in Fluß kommen. Der Bankier lobte den Landwein und schlürfte ein Glas nach dem anderen. Dazwischen stellte er ein paar Fragen an den jungen Arzt, der ein paar Zu-

kunftshoffnungen laut werden ließ: er habe vor, sich hauptsächlich der Landpraxis zu widmen, um so mehr, als er doch nicht auf städtische Patienten rechnen könne und sich immer gewünscht habe, auf dem Lande zu wirken; hier gebe es viel zu tun, nicht nur für den Arzt; er kenne die Gegend, die leider, wegen ihrer Abgelegenheit, in jeder Hinsicht sehr zurückgeblieben sei. Während er sprach, hielt der Doktor Messer und Gabel senkrecht in der Hand; er führte die Speisen mit dem Messer zum Mund und errötete jedesmal leicht, wenn ihn die Hausfrau ermunterte, doch tüchtig zuzugreifen. „Er hat nie in guter Gesellschaft gelebt," ergänzte Georg seine Beobachtungen, indem er sich zugleich vornahm, seinem Hausgenossen mit der größten Freundlichkeit entgegenzukommen. –

„Sie wollen also in der Gegend ein bißchen Vorsehung spielen? Sie sind ein Idealist," wandte sich der Bankier, wie aus einer abgerissenen Gedankenreihe heraus, plötzlich an den Doktor, der Messer und Gabel niederlegte und ihn fragend ansah.

„Ich?" Das Sprechen schien dem Angeredeten Mühe zu machen.

„Ja, Sie. O, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Mich freut es, wenn die Leute noch Ideale haben. Sie sind doch unabhängig?"

„Nein."

„Ich sags ja, Sie sind ein Idealist, Herr Doktor," lachte der Bankier. „Na, Sie werden Ihre Erfahrungen schon machen. Mit dem Herrn Gemahl", wandte er sich jetzt an die Hausfrau, „habe ich oft über diese liebliche Gegend gesprochen. Der kannte die Bauern hierzuland durch und durch. Lauter fromme Duckmäuser! Man heißt

diesen Winkel nicht umsonst das ‚heilige Land‘. Man braucht die Bauern nur zu betrachten, wenn sie am Sonntag im Wirtshaus beisammenhocken oder vor der Kirche gaffend beisammenstehen. Der Bauer ist der geborene Einsiedler, auch wenn er, wie hier, in engen Dörfern zusammenwohnt. Ihr Herr Gemahl hätte ein Buch schreiben können. Es ist schade, daß so viel volkswirtschaftliche Einsicht mit einem Manne dahingeht.“

Die Hausfrau seufzte; dann lachte sie kurz, wie um einen traurigen Gedanken zu verscheuchen: „Dafür kenne ich meine Frankenthaler.“

„Sie haben aber auch in Ihrem Herrn Schwager tagtäglich einen glänzenden Vertreter vor Augen,“ sagte Georg, indem er dem Doktor zutrank, zwischen dessen Brauen eine tiefe Falte stand.

„O, mein Schwager schwebt immer in höheren Sphären.“

„Ja, er ist, wies scheint, schon mehr Überfrankenthaler,“ sagte Georg, dem die Gestalt des Herrn Gramlich deutlich vor den Augen schwebte.

Frau Doktor Seyfried verstand den Witz nicht; sie fuhr gemächlich fort: „Hier ist ein ganz kurioses Volk. Wenn man hierherkommt, meint man, sie tragen einem ihr Herz auf der Hand entgegen. Später merkt man, daß man eben doch nicht in Frankenthal geboren ist. Wer nicht von hier ist, ist eben nicht von hier! Man gewöhnt sich mit der Zeit an ein solches Schicksal; aber ein Frankenthaler wird man dadurch noch nicht. Das ist genau so wie mit der Ebenbürtigkeit. Auch Bismarck wurde von dem Uradel nie für voll genommen.“

Der Bankier, in dem der Wein zu wirken begann,

lachte: „Aber Heurigen trinken die Frankenthaler immer noch beim Frühschoppen?"

„Warum?"

„Ich glaube, man kann die deutschen Städte einteilen in solche, die beim Eigengewächs, und solche, die beim Bier frühschöppeln. Das bedeutet radikale Unterschiede. Ich, als Geschäftsmann, frage immer, in welche Frühschoppenkategorie eine Stadt gehört, wenn ich ihren Geist beurteilen soll."

„Reden Sie mir nur nicht von Geist," entgegnete die Hausfrau mit einer leichten Grimasse; „ich habe zwanzig Jahre gebraucht, bis ich meine Methode, Johannisbeeren einzumachen, einigen hiesigen Bekannten beigebracht habe. Es ist die beste, die es gibt. Die Schwester meiner Großmutter hat sie in der Küche des Deutschordensmeisters in Mergentheim gelernt. Die Herren Ordensritter haben nicht schlecht gewickelt. Aber was glauben Sie? Jetzt meinen die Damen, sie hätten die Methode erfunden. Und dabei überzuckern sie alles."

Es entstand eine kleine Pause. Die Hausfrau klingelte der alten Dienerin, damit sie abräume.

„Sie beurteilen den Kleinbauern falsch," begann der Doktor, der inzwischen in einem fort an die früheren Bemerkungen seines Nachbars gedacht und nun erst seine Gedanken gesammelt hatte, mit schwerfällig stockender Stimme.

Der Bankier warf einen Blick auf seine Uhr und entgegnete in verbindlichem Tone: „Es wird mir ein Vergnügen sein, Herr Doktor, ein andermal mit Ihnen Agrarpolitik zu treiben, wenn Sie erst einmal Ihre Erfahrungen gemacht haben. Leider kann ich nicht länger

das Vergnügen haben; mein Zug geht um zwei Uhr. Den Kaffee trinke ich auf dem Bahnhofe. Kommst du mit, Georg?"

„Werden wir recht bald wieder das Vergnügen haben?" fragte die Frau Doktor Seyfried, als sie dem alten Herrn von Büttner die Hand zum Abschied reichte.

„Ich werde in Zukunft öfter hier zu tun haben," entgegnete der Bankier; „die Durchlaucht ist so liebenswürdig, mich hie und da in Geschäften um meinen Rat zu fragen."

Nachdem sich die beiden Herren verabschiedet hatten, wandte sich die Hausfrau an den Doktor, der sehr unwirsch dreinsah: „Sie trinken doch ein Täßchen Kaffee mit mir? Wollen Sie einstweilen nicht ein bißchen Platz nehmen?"

Sie setzte sich seufzend in eine erhöhte Fensternische, von wo aus man den Blick über den Garten und die Straße genoß. Sie hielt es für angemessen, ihren schweigsamen Mieter ein bißchen über seine Umstände und Vergangenheit auszuforschen. „Sind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden?" begann sie lächelnd.

„O, so fein hab ich in meinem Leben nicht gewohnt," antwortete der Doktor mit einem schüchternen Lächeln, das seine Wirtin beinah mitleidig stimmte; sie fand außerdem, daß es sein grobes Bauerngesicht durchleuchte und verschöne.

„Sie sind aus dem Schüpfer Grund?" fragte sie weiter.

„Ja, aus Boxberg."

„Da sind wir ja beinahe Landsleute. Ich bin aus Buch am Ahorn. Papa war Pfarrer dort. Haben Sie noch Verwandte in der Gegend?"

„Ja; eine alte Tante.“

„Also ein Vorberger sind Sie! Da haben Sie gewiß auch den alten Pfarrer Löhle gekannt?“

„Ja.“ Eine tiefe Röte überzog langsam das Gesicht des Doktors, der erst nach einer kleinen Weile fast zögernd antwortete: „Er hat mich für das Gymnasium vorbereitet. Ich bin gleich in die Obertertia eingetreten.“

Die kleine Frau wurde ganz redselig, als ihr die Vergangenheit so nah gerückt in der Gestalt des Doktors gegenübersaß: „An dem seligen Pfarrer war eigentlich ein Lehrer verloren gegangen. Er konnte nicht leben, wenn er nicht irgendein Bauernbüblein für die höheren Schulen vorbereiten konnte. Wenn er mit seinen Studentlein ausging, warf er Blicke wie ein Triumphator um sich. Der gute Pfarrer hatte nur eine Schwäche: den Schnupftabak. Ich hab ihn nie ohne seine Birkendose in der Hand gesehen. Ich hab ihn nämlich sehr gut gekannt. In meiner Jugend verkehrten die Geistlichen der beiden Konfessionen auf den abgelegenen Getreidedörfern des Hinterlandes noch ganz gemütlich miteinander. O, Sie müssen mir noch viel erzählen. Da, setzen Sie sich nur ein bissel näher, zu mir her. Ich muß die Leute sehen, wenn ich mit ihnen rede.“

Der Doktor kam der Aufforderung nach; die Hausfrau fuhr fort zu fragen, und der Doktor antwortete stockend, mit brennender Röte auf den Backen: denn dieses Gefrage, dem er doch nicht ausweichen konnte, brachte ihm seine ganze Jugend qualvoll nahe.

Sein Vater hatte einst als kleines Schuldenbäuerlein, dessen Gütchen durch das Heiratsgut zweier Schwestern allzuschwer belastet wurde, von Haus und Hof ziehen und

als Ackerknecht sein Unterkommen suchen müssen. Seine Mutter, die aus gutem Bauernhause stammte und sich in das armselige Knechtslos nicht zu schicken wußte, war bald darauf an der Lungenschwindsucht gestorben, und er selbst mußte als Kuhhirt oder als Essenträger in der Erntezeit bald bei diesem, bald bei jenem Bauern sein Auskommen suchen, bis ihn der alte Pfarrer Löhle als siebzehnjährigen Burschen auf das Pfarrgut nahm, das der geistliche Herr selbst bebaute. Eines Tages, während der junge Merkel auf der Talwiese die Pfarrkühe weidete, hatte ihn der Pfarrer bei der Lektüre von Lessings Nathan der Weise überrascht, den er von dem jungen Unterlehrer des Ortes erhalten hatte. Der Pfarrer steckte das dünne Büchlein mit strenger Amtsmiene ein und begann, den Hüterbuben gründlich auszufragen, worauf er kopfschüttelnd davonging. Eines schönen Morgens überraschte er ihn mit der Mitteilung, er werde dafür sorgen, daß er studieren könne; die Erlaubnis seines Vaters, der sich nicht das mindeste um seinen Sohn kümmerte, habe er schon. Noch am selben Tage begann der alte Herr den Unterricht im Lateinischen, und nach drei Jahren war sein Schüler so weit, daß er in die Obertertia des Wertheimer Gymnasiums eintreten konnte. Unter den Bedingungen, die ihm der eifrige Pfarrer gestellt hatte, war auch die enthalten, daß er Geistlicher oder Arzt werden müsse, und da er für die Theologie keinerlei Neigung gezeigt, sie übrigens auch nicht als Wissenschaft anerkennen könne, habe er denn Medizin studiert, das Examen glücklich bestanden und warte nun hier auf eine Praxis.

Der Doktor verschwieg, daß er die letzten Jahre seines Studiums unter den fürchterlichsten, stillschweigend extra-

genen Entbehrungen verbracht hatte. Die Erinnerung an das winzige Hinterstübchen in Würzburg, wo er die letzten zwei Jahre verbracht und von dem Brot und Rauchfleisch gelebt hatte, das ihm seine Tante regelmäßig schickte, war so lebhaft, daß er den Weinduft des alten Treppenhauses zu spüren meinte, aus dem eine knarrende Holztreppe in das winklige Obergeschoß mit seinen uralten Kammern und Stuben führte. Es war das erstemal, daß der Doktor Joseph Merkel mit einem Fremden von dieser Zeit harter Entbehrungen sprach, und das Gefühl, das dabei seine Wangen mit einer fliegenden Röte bedeckte, war nicht Groll, sondern ein Gefühl brennender Scham. Der Gedanke, daß jemand Mitleid mit ihm empfinden könne, war ihm unerträglich; er geriet in ein rasches, verlegenes Sprechen, als ob er auf raschem Wort dem Stachel des Unbehagens entfliehen könne, und dabei empfand er eine geheime Unzufriedenheit mit sich selbst und einen scheuen Ärger gegen die unermüdlich fragende Wirtin, deren klare Augen keinen Augenblick von seinem verfinsterten Gesichte wichen.

„Na, Sie haben auch schon was durchgemacht," sagte endlich Frau Doktor Seyfried, bedeutsam mit dem Kopfe nickend. Da sie ähnliche Verhältnisse aus der Erfahrung kannte, hatte sie gar manches erraten, was der junge Doktor verschwieg, und die leise mütterliche Fürsorge, die diese Fragen in ihr geweckt hatten, war mit einem stillen Bewußtsein verbunden, daß sie hier wohl noch Gelegenheit finden würde, ein bißchen Schicksal zu spielen. Sie erhob sich und blieb einen Augenblick mit gekreuzten Händen vor dem Doktor stehen, ehe sie fortfuhr: „Aber das schadet einem Mann nichts, wenn er früh lernt, daß das Leben kein Spaß ist. Mein Mann – Gott hab ihn selig! – wär

auch nicht so gut geworden, wenn er nicht auch eine saure Jugend gehabt hätte. Ja, ja, das Leben! – Ists Ihnen recht, wenn wir unsern Kaffee im Garten hinten trinken?"

Auf der Schwelle der Haustüre begegnete ihnen Georg, der seine Handschuhe in der linken Hand trug und vergnügt vor sich hinsummend vom Bahnhofe zurückkehrte. Frau Doktor Seyfried lud ihn zum Kaffee ein und rief plötzlich, noch ehe er Platz genommen hatte:

„Ach Gott, da hab ich nun vergessen, Ihrem Herrn Vater zu sagen, daß Sie noch Verwandte in der Gegend haben!"

„So?" fragte Georg mit zweifelnder Miene.

„Ja, ich glaube, dem Grad nach eine Großtante von Ihnen, Herr von Büttner. Sie ist in der ganzen Gegend als die Büttners-Vev oder die Scharlachschusterin bekannt. Und wissen Sie, woher sie den Spitznamen hat? Der Großvater der Vev, die übrigens eine ehrwürdige Jungfrau von siebenundsechzig Jahren ist und einen hübschen Bauernhof in Birkenfeld oben besitzt, kam als ehrsamer Schustergeselle mit einem scharlachnen Rock von der Wanderschaft heim und machte Aufsehen unter seinen Landsleuten, das heißt in Bilzheim droben. Natürlich hieß man ihn den Scharlachschuster. Seine Enkelin Genoveva hat den Spitznamen geerbt. O, hier in der Gegend kommt niemand um seine Erbschaft!"

Georg gab keine Antwort; es lag ihm ganz und gar nichts daran, die Bekanntschaft einer Verwandten aus dem väterlichen Geschlecht zu machen, mochte sie nun Vev oder Annabäwel oder Scharlachschusterin heißen; er hatte hier anderes zu tun, und schon am nächsten Tage gedachte er sich die Gegend ein bißchen anzusehen, um den besten Platz für ein feines Mustergut herauszufinden.

Viertes Kapitel

Der Doktor Heinrich Merkel hatte nebst einem bescheidenen Teil der Landpraxis seines Vorgängers, des Physikus Seyfried, auch dessen alten Braunen übernommen, mit dem er gleich in den ersten Tagen, nachdem er die üblichen Besuche bei einigen Honoratioren und seinen Kollegen abgestattet hatte, seine Fahrten über Land begann, um der Geistlichkeit und den Bürgermeistern seine Aufwartung zu machen. Schon früh am Morgen trabte der alte Gaul, vor ein leichtes, gelb angestrichenes Wägelchen gespannt, durch die hügeligen Gefilde und tauduftenden Waldungen, durch sanfte Täler, an breiten Getreideflächen und blühenden Wiesen vorüber, und seinem Lenker war kein Feldweg zu schlecht, wenn es einen abgelegenen Weiler oder einen vereinzelten Hof des Hinterlandes zu erreichen galt.

Er ging mit den Bauern ganz in der Weise um, die ihm von seinem heimatlichen Dorfleben her geläufig war. Wo er gesprächige Leute fand, unterließ er nie, sie über ihre eigenen und die allgemeinen Verhältnisse der Gegend eingehend auszufragen. Hier und da schüttete ihm auch ein Kleinbäuerlein, das vor Schulden nicht liegen und nicht stehen konnte, sein Herz aus, in der Hoffnung, die Rechnung werde geringer ausfallen, wenn es recht jammere; aber in der Regel hielten sich die Klagen der Leute im Reich des allgemeinen, zumal seine Fragen eine allzu genaue Kenntnis der bäuerischen Lebensverhältnisse verrieten. Wenn er etwas erfuhr, was seine feststehende Meinung über die Lage des Kleinbauertums bestätigte, brachte er es sofort zu Papier; aber dieses Geschreibe machte die Leute stumm,

und aus manchem Bäuerlein, das sich noch kurz zuvor geschwätzig gezeigt hatte, war mit einem Mal kein Wort mehr herauszubringen. Auch tat es dem neuen Doktor Eintrag, daß er den Bäuerinnen, die das Heilmittel gern in großen Flaschen, von deren Hals eine verheißungsvolle Papierfahne herabwehte, nach Hause trugen, viel zu wenig Medizin verschrieb.

Er genoß dabei das sommerliche Leben mit dem tiefen Gefühl eines eben Freigewordenen, der sein Ziel erreicht hat und außerdem einen heimlichen Gedanken des Glückes mit sich herumträgt. Des Mittags nahm er in dem erstbesten Dorfwirtshaus ein einfaches Essen, ein paar Eier, eine Suppe oder eine Schüssel saure Milch zu sich, trank ein Glas des leichten, säuerlichen Landweins, der überall zu haben war, brachte seine Notizen über das Gehörte und Geschaute zu Papier und setzte dann seine Rundfahrt fort.

Und wenn er, den kräftigen Duft der Felder in den Kleidern, am Abend vor dem Gartenpförtchen ankam, stand seine Wirtin da und begrüßte ihn mit freundlichen Augen und einem herzlichen Wort. Er unterließ es nie, den alten Braunen selbst in den Stall zu bringen, wo Georgs Stute Erica den alten Landgaul mit einer jähen Wendung des Kopfes begrüßte. Der Kutscher des verstorbenen Physikus, der sogenannte Beckenmichel, bewachte nachts die Fabrik und betreute untertags die beiden Pferde, die er mit einer leichten Parteilichkeit behandelte: denn der Doktorgaul bekam mehr Hafer als Erica, die einmal ausgeschlagen und dem Beckenmichel einen kleinen Denkzettel gegeben hatte, als er ihr die Flanken tätscheln wollte. Wenn dann der Doktor seiner Wirtin in dem

traulichen Familienzimmer gegenübersaß, pflegte sie ihn über seine Patienten auszufragen; sie wußte in allen Dörfern Bescheid, und die Gänge des jungen Bauerndoktors verbanden sie mit dem nicht allzu fernen Leben ihrer eigenen Vergangenheit.

Übrigens zeigte er nach ihrer Frauenmeinung, die sie ihm hie und da durch mütterliches Schelten zu verstehen gab, allzu wenig Sinn für gute Kleider, sowie für die äußeren Formen und Wohltaten eines behaglichen Lebens. Er aß rasch und viel mit kräftigem Appetit; allein es war ihm vollständig gleichgültig, ob er gute oder schlechte Speisen vorgesetzt bekam; und wenn ihn nach einem Glas frischen Wassers gelüstete, so bemühte er niemals die alte Bäwel, sondern ging selbst an den laufenden Brunnen, der hinter dem Hause in ein Becken aus behauenem Sandstein fiel, und füllte da die beperlte Flasche mit dem klaren Bergwasser. Auch hielt er sich, gegen seinen offenbaren Nutzen, den Abendgesellschaften der Bürger und Beamten, der „Harmonie" und dem „Casino", gänzlich fern. Jede freie Stunde verbrachte er im Freien, im Garten, wo er goß, grub, pflanzte, Ungeziefer ablas oder die Vögel beobachtete; er konnte, zu Georgs Erstaunen, jeden Vogel nach seinem Nest und seinem Gesang unterscheiden und über Brut und Standort Aufschluß geben.

Während in Georgs Zimmer eine ziemliche Unordnung herrschte, standen in den beiden Räumen, die der Doktor im obern Stock bewohnte, alle Dinge in peinlich musterhafter Ordnung an ihrem Platze. Am ersten Juni, gleich nach dem Frühstück, betrat er, ein schäbiges Lederbeutelchen in der Hand, die Wohnung seiner Wirtin, um die Rechnung zu begleichen, welche ihm die alte Magd mit dem Kaffee

überbracht hatte. Das gäbe einen musterhaften Ehemann, dachte Frau Doktor Seyfried, während sie mit einem heimlichen Lächeln über seine Pünktlichkeit das aufgezählte Geld einstrich. Und sie nahm sich ernstlich vor, für diesen scheuen Vogel fleißig Umschau unter den passenden Töchtern des Landes zu halten.

Georg war weniger pünktlich: er entrichtete seine Schuld erst eine Woche später, nachdem er eine zweite Geldsendung von seinem Vater erbeten und erhalten hatte. Im übrigen hatte er sich rascher an das Leben in der kleinen Stadt gewöhnt, als er sich selbst eingestehen mochte. Er pflegte zwar, um seine innere Freiheit vor der goldenen Spießerei zu zeigen, bei jeder Gelegenheit über Frankenthaler Menschen und Dinge, die ihm nahetraten, zu spotten und zu lachen; allein das Interesse, das er an diesen Leuten nehmen mußte, die zum Teil so hübsche Mädchen in diese Welt gesetzt hatten, ließ doch keine Langeweile in ihm aufkommen. Herr Gramlich hatte ihn im „Casino“ und in der „Harmonie“ eingeführt, und die Blicke, denen er überall begegnete, bewiesen ihm, daß er aus einer bessern Welt stammte, wo man ganz anders zu leben verstand als diese braven Kleinstädter. Mit seiner Arbeit in der Fabrik nahm er es nicht genau: die liebenswürdigen Aufklärungen des Direktors Speckle hatten es ihm nach ein paar Unterredungen schon klar gemacht, wie man Lumpen und Holz in Papier verwandelte, und da sein Lebensplan fein säuberlich vor ihm lag, hatte er nicht den mindesten Grund, sich mit der Gesellschaft und ihren Sorgen näher einzulassen.

An schönen Nachmittagen pflegte er den Doktor, hoch zu Pferd, auf seinen Landfahrten zu begleiten, und so lernte

er rasch die armseligen Getreidedörflein des Hinterlandes, die reichen Weiler und stattlichen Einzelgehöfte kennen. Der Doktor blickte meistens schweigend und mit gerunzelter Stirn in die sommergrünen Gefilde hinaus, während er auf Georgs Reden hörte, der Tag für Tag kein Hehl daraus machte, wie er sich seine Zukunft einzurichten gedachte. Das Mustergut, an dessen Schöpfung er im stillen arbeitete, lag beinah fertig in seinem Gemüt da, und er wußte genau, wie er sich später im Sattel halten würde. Der Graf von Zobel hatte diese oder jene Maschine auf seinem Gute eingeführt, und der Baron von Giebelstadt züchtete Preisochsen, die alle Medaillen davontrugen; aber sie kamen doch trotz allen Fleißes nicht recht vorwärts, weil sie, wie die meisten Landwirte, kein bewegliches Kapital besaßen. Er aber gedachte, die Sache ganz anders anzupacken, und als künftiger Landwirt großen Stils genoß er sein Gefühl der Überlegenheit in vollen Zügen: je weiter der Vorsommer in das smaragdgrüne Getreideland rückte, desto prächtiger wurde sein künftiger Landbesitz, und je schweigsamer der Doktor dreinblickte, desto gesprächiger zeigte sich der künftige Gutsherr, dessen Stimmung gegen seinen Hausgenossen mit jedem Tage freundlicher wurde. Der Doktor Joseph Merkel aber ließ das Geplauder wie ein Mann über sich ergehen, der seinen heimlichen Schatz im Busen trägt und im Vorbeigehen auf einen verflogenen Paradiesvogel aus einem Neste anderer Gefilde lauscht. Georg merkte nichts von der Zurückhaltung seines Tischgenossen, der nur beredt wurde, wenn er auf sein Steckenpferd, die Bauernfrage, oder auf den Fürsten von Meiningen zu sprechen kam. Das Gerücht, daß sich die Durchlaucht mit dem Gedanken

trage, ihre ungeheuren Waldungen im Hinterlande abschlagen zu lassen, hatte den Doktor mit heller Empörung erfüllt, und er begriff nicht, wie die Frankenthaler diesen Plan, der doch auch ihre Stadt anging, mit zwinkernder Gelassenheit hinnehmen konnten. Auch Georg war nicht sonderlich gut auf den jungen Herrn zu sprechen: er hatte seine Karte bei dem Fürsten abgegeben, aber weder ein Gegenbesuch noch eine Einladung war gekommen. Wenn jedoch der dünne Schatten, der beim Anblick des Schlosses Monrepos auf seine Seele fiel, gewichen war, pflegte er zu dem finster dreinblickenden Doktor zu sagen: „Sie Glücklicher!" Und sein Wohlwollen gegen den Bauerndoktor wurde stärker, weil es ein glückliches Gefühl des Verschiedenseins in ihm wach erhielt. –

Am besten hatte er es jedoch mit zwei anderen „Mußfrankenthalern" getroffen, die er schon nach acht Tagen unter seine Freunde zählen durfte. Der eine war der Freiherr von Usedom, der sich als junger Mensch einige Zeit im wilden Westen Amerikas herumgetrieben, dann als blutarmer Oberleutnant den siebziger Krieg mitgemacht und nach seiner Verabschiedung eine Versorgung als Lehrer des Französischen am Progymnasium in Frankenthal gefunden hatte. Der freiherrliche Gymnasialprofessor hauste in dem früheren Hexenturm, an einer Biegung der ehemaligen Stadtmauer, wo es, wie Kind und Kegel in Frankenthal glaubten, nicht „richtig" sei, und sein rundes Wohngemach, zu dem man auf einer alten Hühnersteige klettern mußte, glich dem Gelaß eines Laboranten, wohin er unermüdlich allen Alterskram zusammentrug, dessen er für billiges Geld habhaft werden konnte. Er besaß die seltsamsten alten Holzschnitzereien, Bildstöcke, Spinn-

räder, Truhen und Schränke, und dieses Sammelsurium, unter dem sich manches Prachtstück alten Gewerbfleißes und stiller Werkmannskunst befand, machte den Usedomschen „Sumpf des Junggesellentums“ zu einem kleinen Museum, wo alles die Launen eines merkwürdigen Menschen verkündigte.

Der zweite Mußfrankenthaler war der Amtsrichter Schimpf, der in der berühmten Kleinstadt in juristischer Verbannung lebte, bei den Frankenthalern als große Kraft galt und dies bewies, indem er Tag für Tag unheimliche Mengen guten Stoffs vertilgte, ohne zu den eigentlichen Trinkern gerechnet zu werden. Beide stammten aus der gleichen Welt, in der auch Georg heimisch war; beide waren, wie sie selbst versicherten, weder von Leder noch von Pappe; beide wußten nicht nur in den Weinen des Landes, sondern auch in der holden Weiblichkeit Bescheid: jede hübsche Frankenthalerin stand als geeichte Größe in ihrem Herzen da, und wenn ein „Wiesel“ – so nannten sie die hübschen Töchter der Spießer – in dem Gehege einer Philisterehe verschwand, rückte irgendein anderer Kopf, mit einem himmlischen Stumpfnäschen oder einem fein gebogenen Zinkchen, an seine Stelle. Georg, der in seinem Leben nur ein einziges Mal eine Liebschaft mit einer kleinen Beamtenstochter gehabt hatte, hörte diesem Gerede über die Weiber schweigend zu, nicht ohne gelegentlich ein paar Sentenzen, die er im Lauf der Rosentage von den beiden Herren aufgeschnappt hatte, in seine eigenen Bemerkungen zu verweben, was ihm hier und da eine lässige Billigung von seiten des Barons eintrug. Da der freiherrliche Schulmeister aber immer nach Champagner verlangte, wenn der Schüler durch eine Bemerkung

bewiesen hatte, daß das bittersüße Reich der Weiblichkeit kein Geheimnis vor ihm habe, wurde Georg etwas vorsichtiger. Doch auch dieses Gerede ausgepichter Junggesellen vermehrte nur sein heimliches Sommerglück, und wenn der Freiherr von Usedom seine Urteile aus dem Reiche des Abstrakten abgab, standen entzückende Bilder vor Georgs Seele. Er sah die jungen Damen und Mädchen der braven Frankenthaler Arm in Arm vor dem Seyfriedschen Garten vorübergehen; er hörte das eigentümliche Lachen, das die Schönen wie ein heimliches Geläute hören ließen, wenn sie sich beim Anblick eines Herrn läppisch und täppisch mit den Ellenbogen anstießen oder von der Seite prüfend anzwinkerten. Es war das gleiche Lachen, das an schönen Sonntagsmorgen die goldengrünen Waldhänge mit heiterem Hall füllte und zuweilen aus der Tiefe eines alten Hauses oder über einen Balkon mit Geranien herunterfiel, wenn er in seinem neuen Reitanzug, gestiefelt und gespornt, auf seinem Gaul durch die hallenden Gassen trabte, daß die Funken wie Sterne aus dem holperigen Pflaster stoben. Doch alle diese Blicke, die ihm lockend und verheißungsvoll entgegenglänzten, gingen in einem einzigen Blick unter, der ihm aus der goldenen Tiefe der Erinnerung entgegentauchte und bald ein Kindergesichtchen, bald die Züge eines fraulichreifen Weibes verklärte.

In den ersten Wochen war er alle anderen Tage durch die Fabrikräume gegangen, wo die blonde Kleine, die ihm bei seinem ersten Rundgange aufgefallen war, Papierumschläge schnitt, und das Kichern, das ihm jeweils folgte, hatte ihn nicht abgehalten, auf diesem Wege das Büro aufzusuchen. Aber nach vierzehn Tagen bemerkte er eines

Morgens, daß eine alte häßliche Person an der Stelle des Mädchens saß, und das Gekicher, das hinter ihm dreinklang, bewies ihm, daß man hinter seinen Gängen eine Absicht gewittert hatte. Von Herrn Gramlich erfuhr er am gleichen Tage, daß die Arbeiterin entlassen worden war, weil sie eines Tages einer Nachbarin fast das rechte Auge ausgekratzt habe, und was Georg bei dieser Gelegenheit über die Kleine erfuhr, minderte den Glanz des Köpfchens, das immer neben einem anderen Frauenkopf in seiner Erinnerung aufzutauchen pflegte.

Die Appel war die Tochter eines alten Bettelweibes, die eigentlich Barbara Mahlknecht hieß, aber in der ganzen Stadt als das Simmele bekannt war. Sie besaß im ärmsten winkeligsten Stadtteil, in der Hadmarshelle*, ein kleines Häuschen, das nicht weit vom Fluß wie ein geflicktes Schwalbennest an der Stadtmauer klebte.

Das Simmele übte in allen kleinen Familien der Stadt sein anerkanntes Bettelrecht, half den Frauen der Kleinbürger beim Waschen um ein Mittagessen oder eine Tracht Holz, trug die Neuigkeiten und den Klatsch von einem Hause in das andere und leistete auch sonst noch allerhand heikle Dienste, wie Leichenwachen und dergleichen. Die kleinen Leute fürchteten das Mundwerk der Alten, die ein Maul führte wie des Teufels Großmutter und sich dasselbe, wie Herr Gramlich meinte, alle Pfingsten neu vorschuhen ließ, wie ein Schwert. Wenn das gebückte

* Helle, v. mhd. hael, hele = schlüpfrig, glatt, schnell vorübergehend, vergänglich (adj u sbst.), Hadmarshelle also = Hadumars Vergänglichkeit, Untergang. Vergl. Fabian Felgenhauer, Ostfränkische Flur- und Ortsnamen, Frankenthal 1887, Kilian Schwartenmagensche Buchhandlung.

Weiblein an den Gesellenstuben oder an den Kaufläden der engen Gassen vorbeiging, so flogen ihm, wenn es erst einmal außer Hörweite dahinhumpelte, stets einige wohlgemeinte Schimpfreden oder Scherze nach, die es niemals einsteckte, sondern stets erwiderte.

Das Simmele, dessen eigentlichen Familiennamen die Frankenthaler fast niemals aussprachen, hatte einst, in der Blüte seiner Jugend, als die liederlichste Dirne Frankenthals gegolten, und die älteren Männer wurden es nicht müde, das Histörchen von dem gestrengen Herrn Stadtpfarrer aufzutischen, der das Mädchen, als es bereits dem Himmel drei unschuldige Engel geliefert hatte, zu sich kommen ließ, um es mit salbungsvollen Worten zu christlicher Zucht und Ehrbarkeit zu ermahnen. Das Simmele habe in christlichster Bescheidenheit die Predigt angehört, sodann aber, als der gestrenge Pfarrherr ein ernstliches Versprechen der Besserung forderte, kurzweg erwidert: „Hochwürden, mit drei Rädern fährt kein Wagen!“ Indessen hatte das vierte Rad doch einige Zeit auf sich warten lassen. Das alternde Simmele war eines Tages aus der Stadt verschwunden und erst drei Jahre darauf mit einem kleinen lebensfähigen Mädchen wieder heimgekommen, das es aus legitimer Ehe mit einem verstorbenen böhmischen Pfannenflicker haben wollte. Die Frankenthaler machten das Dasein des kinderzeugenden Pfannenflickers zu keinem Streitfall und waren froh, daß in der krummen Hütte, die sich das Bettelweib um keinen Preis abkaufen ließ, nur ein einziger Bankert ein- und ausging.

Die Geschichte von den drei Rädern gehörte zu jenem Grundstock von Witzen und Erzählungen, die vom Vater

auf den Sohn übergingen und die merkwürdige Eigenschaft besaßen, in jedem Kreise unfehlbar laute Heiterkeit zu wecken. In letzter Zeit war ein anderes Geschichtchen dazugekommen: die katholischen Frankenthaler, die auch der Fremde leicht an den Vornamen Fabian, Damian, Cyprian, Kilian usw. erkennen konnte, trieben jedes Jahr an Allerseelen großen Luxus mit ihren Familiengräbern, wobei ein rühmliches Geschlecht das andere durch Pracht der Blumen und der Kränze zu überbieten suchte. Auch das Simmele, das mit zunehmendem Alter eine Betschwester geworden und in allen Wallfahrtsorten der Umgegend wohl bekannt war, verfehlte niemals, an diesem Tage ein Kränzlein zu spenden und ein Gläschen Weihwasser auf die eingesunkenen Gräber seiner Ahnen auszugießen. Einmal nun, so hieß es, habe es diesen frommen Besuch mit einem Schnapsglas in der Tasche gemacht, nach vollbrachter Andacht aber, beim Schneuzen, die Gläser verwechselt und den Schnaps anstatt des Wassers auf das Grab gesprengt. Als es den Schaden bemerkt, sei es in einen höllischen Zorn geraten und habe den Toten, die ihm nicht allein im Leben manchen guten Tropfen weggetrunken, sondern auch jetzt noch Ursache seien, daß es um seinen erbettelten Magentrost gekommen, eine Totengerichtsrede größten Stils gehalten. Ein philosophischer Frankenthaler hatte hierzu bemerkt: „Man kriegt immer, was man verdient! Aber die Schlaumeier sparen sichs auf, bis sie im Grab liegen.“

Apollonia Mahlknecht, die Tochter des Bettelweibes, stand in keinem besseren Ruf als ihre Mutter zur Zeit ihrer Blüte, obwohl kein Mensch dem Mädchen, das etwas Versonnenes in seinem Wesen hatte, Bestimmtes nachsagen

konnte; allein es stand nun einmal seit Jahrzehnten, so-
weit das Gedächtnis der ältesten Leute reichte, fest, daß
diese ganze Sippe keinen Starenschuß Pulver wert sei.
Ja, die Frankenthaler wären hübsch erbost gewesen, wenn
sich die Appel hätte einfallen lassen, andere Wege zu gehen
als ihre Mutter; denn sie hielten, wie der Chor der an-
tiken Komödie, streng darauf, daß keiner und keine etwas
tat, was ihrem feststehenden Charakter nicht entsprach.
Von Zeit zu Zeit tauchte bei den beiden Frauen ein übler
Bursche auf, der sogenannte Hamster-Florian, der seinen
Namen vom Mausen trug und schon zwei Zuchthaus-
strafen verbüßt hatte. Es war den Frankenthalern nicht
gelungen, den Burschen aus der Stadt zu vertreiben,
weil er von seinem Vater, dem Scherenschleifer Dionys
Betzwieser, das Heimatsrecht besaß.

Herr Gramlich verfehlte nicht, dem jungen „Baron“
seine Meinung über die Hadmarshelle rein und rund vor-
zutragen: dieser Winkel der Stadt, wo es jährlich ein
paarmal brannte, war ein Schandfleck, den noch keine
Feuersbrunst ausgelöscht hatte, und das Ärgste war, daß
auch die ländlichen Arbeiter, die der Verdienst in der Fabrik
nach Frankenthal gelockt hatte, in der Hadmarshelle, bei
dem lichtscheuen Gesindel, unterkrochen und nach kurzer
Zeit mit der bekannten roten Gesinnung in der Stadt
herumgingen. Herr Gramlich war einfach empört, wenn
er an die Bande dachte, und er vermied es stetig, den Weg
durch das verseuchte Viertel zu nehmen, wenn ihn sein
Weg nach den Talgärten oder in die Weinberge führte.

Georg hörte diesen Würdigungen einer offenbaren
Wunde mit halbem Ohre zu: was lag ihm an diesen
kleinen Spießern, deren Leben in dem Nest dahinfloß!

Als er jedoch eines Abends bei Tisch über die Hadmarshelle zu reden begann, sah er, wie der Doktor mit einer jähen Regung Messer und Gabel niederlegte und ihn scharf ansah. Er erwartete eine Bemerkung; aber der Doktor griff wieder zu seinem Eßgeräte und fuhr schweigend fort, tapfer einzuhauen. Nur die Hausfrau konnte sich nicht enthalten, eine Bemerkung zu machen! „In früheren Zeiten hieß man ein schwerkrankes Glied Gottesbein. An diesen Ausdruck muß ich immer denken, wenn ich durch die Hadmarshelle geh. Es gibt zu viel Elend in der Welt. Ich glaub manchmal, das muß so sein; sonst tät unser Herrgott nicht zusehen. Die Gottesbeine sind unheilbar. Man kann nur ein Pflaster auflegen. Aber ein Pflaster ist eben nur ein Pflaster."

„Es ist eine verpflasterte Welt," bemerkte Georg mit leisem Lächeln, während er an den Freiherrn von Usedom dachte, dessen Weltanschauung sich in glitzernden Sentenzen zu äußern pflegte. Frau Doktor Seyfried nickte mit dem Kopf: „Sie sind auch ein Schlimmer, Herr von Büttner. Sie sind zu lustig. Aber Sie kommen auch noch dran. Wissen Sie, Sie haben noch keinen Menschen begraben. Das merkt man Ihnen an –"

„Aber ich begrab mich hier ja selber," entgegnete Georg, indem er vom Tisch aufstand und der kleinen Frau, die lächelnd den Zeigefinger gegen ihn erhob, die Hand küßte. Der Doktor war nach kurzem Gruß hinausgegangen. Als seine Tritte verklungen waren, sagte die Frau Doktor Seyfried zu Georg: „Sie haben unsern Doktor verletzt."

„Ist mir gar nicht eingefallen."

„Es ist aber so. Sie wissen doch, mit welchen Plänen er sich trägt."

„Gott ja! Aber ich mag die beleidigten Leberwürste nicht.“ Und er begann, von der Fabrik zu sprechen, wo am Morgen ein Arbeiter seinen Finger eingebüßt hatte; aber dabei stand die Gestalt des Doktors vor seinen Augen, und zum ersten Male dachte er, während seine Hauswirtin die Frankenthaler durchhechelte, über das Wesen des Mannes nach, der mit ihm unter dem gleichen Dache lebte.

Fünftes Kapitel

In der gleichen Nacht, als es bereits stark gegen Morgen ging, wurde der Doktor durch ein heftiges Läuten aus dem leichten Schlaf der Frühe aufgeweckt. An dem Gartenpförtchen fand er ein altes Weiblein, aus dem er endlich, nach allerlei Kreuz- und Querfragen, herausbrachte, daß ihr Herr der Vollrath-Hannes sei, schon lange an einem Herzleiden kränkle, in dieser Nacht aber einen schweren Anfall erlitten habe, weshalb das Fräulein, ihre Herrin, ihn bitten lasse, gleich mitzukommen, um nach dem Kranken zu sehen.

In der frischen, düfteschweren Sommernachtluft lag bereits jene reglose Erwartung, die dem ersten Morgengrauen vorangeht, und mit vollen Zügen zog der Dahinschreitende den kühlen, weichen Balsamhauch der Nacht ein, deren weiche Schattenmassen Gassen und Winkel in lauschiges Dunkel hüllten.

Die Alte, die von Zeit zu Zeit einen kleinen, eiligen Trapp anschlug und dann wieder gebückt dahinschlurfte, führte ihn durch allerlei holperige Winkel und Gäßchen und blieb endlich vor einer gewölbten Gartentüre stehen, wo ein feuchter Dunst dem Lauschenden die Nähe des Flusses verriet. Er betrat hierauf mit der Magd, die ziemlich lange nach dem Schlüssel suchen mußte, einen Garten, den mächtige Bäume mit tiefem Dunkel bedeckten, und durch eine schwere Tür einen gewölbten Hausgang, in dem es wie in einem muffigen Weinkeller roch. Hier ergriff das Weibchen eine langgeschnäbelte blecherne Leinöllampe, die auf einer niedrigen Truhe bereitstand, und leuchtete ihm eine breite Treppe hinauf, in eine Kammer, wo zwei Messinglampen

eine schwache Helle verbreiteten. Hier saß an dem Kopfende eines mächtigen Himmelbettes, dessen Seitenbretter mit allerlei Blumen rot und blau bemalt waren, eine schlanke, hohe Gestalt, die sich beim Eintritte des Arztes erhob und mit klangvoller, tiefer Altstimme sagte:

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, daß ich Sie so mitten in der Nacht holen lasse; aber mein Vater hat plötzlich so schwere Krämpfe bekommen, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte. Er hat ein Herzleiden. Vor einer Viertelstunde ist er eingeschlafen."

Der Doktor trat leise und ein klein wenig befangen an das große, altmodische Himmelbett heran, in dessen hochgewölbten Kissen ein alter, grauhaariger Mann mit hagerem Kopf lag und schlief; das schlecht rasierte Gesicht war fahl und eingefallen, und die mageren Finger, die nur wenig aus den weiten Hemdärmeln hervorlugten, glichen in dem unsicheren Zwielicht des Raumes großen Krallen. Nach einer vorsichtigen Untersuchung des Schlummernden schickte der Doktor die Dienerin in die Apotheke, einen Eisbeutel nebst Eis zu holen, und blieb sodann am Fußende des Bettes stehen, während das hochgewachsene Mädchen, ruhig und leise auf den Fußspitzen auf und ab gehend, eine zinnerne Schüssel auf einem Seitentischchen bereitstellte und einem großen, geschnitzten Schrank zwei frische Handtücher entnahm. Währenddem hatte er Muße, das geräumige Gemach anzusehen, das bis über Manneshöhe dunkel getäfelt war. In einer Ecke neben der Tür stand ein hoher gußeisener Ofen. Die Vorderseiten des Gebäus zeigten im ungewissen Zwielicht Darstellungen aus der biblischen Geschichte: Adam und Eva vor der Schlange auf dem äpfelschweren Baume der Erkenntnis; den Besuch des Herrn

bei Abraham, mit der lauschenden Sara hinter dem Eingang des faltigen Zeltes, und die keuchenden Kundschafter mit der wunderbaren Riesentraube aus dem Lande Kanaan auf den Schultern. Neben einem altväterischen Bücherschranke, auf dessen Brettern alte Folianten in vergilbten Schweinslederbänden standen, hing eine Gitarre ohne Saiten an einem blaßblauen Bande.

Von Zeit zu Zeit warf der Doktor einen Blick auf das lautlos hantierende Mädchen, das endlich, nachdem es alles in Ordnung bereitgestellt hatte, mit gekreuzten Händen unmerklich lächelnd vor ihm stehen blieb.

Sie war in ein weiches, dunkelrotes Hausgewand gekleidet, das beim Schreiten ihre Füße verhüllte; dem Betrachter fiel es auf, daß ihre schwarzen, schöngeschwungenen Brauen sich über der geraden Nase vereinigten. Aus der schweren Fülle des dunklen Haares, das in einen griechischen Knoten aufgebunden war, hatte sich eine leichte Locke gelöst und fiel auf den vollen, etwas kurzen Hals herab, der in reiner Weiße dem Gewand entstieg.

„Es ist doch nicht gefährlich?“ fragte sie endlich leise und blickte den Doktor mit ihren großen, dunkelblauen Augen an.

„Ich denke nicht,“ antwortete er nach einer Minute leichten Sinnens, indem er sich zugleich vergeblich besann, woran ihn der weiche Klang dieser tiefen Frauenstimme gemahnte. „Nur eine heftige Aufregung könnte gefährlich werden.“

„Ach ja, das sag ich ihm auch immer; aber er folgt mir nicht.“ Und nach einigem Besinnen setzte sie leise aufseufzend hinzu: „Und daß er einen Arzt um Rat fragt, daran ist gar nicht zu denken.“

Inzwischen war der Schlummernde aufgewacht und hatte

in dem fremden Herrn sogleich den Doktor vermutet; er wandte sofort das Gesicht gegen die Wand und brummte: „Brauch kein' Doktor! Is mir mein Lebtag keiner ins Haus gekommen. Hab kein Geld für ..."

Der Eintritt der alten Magd, die mit dem Gewünschten aus der Apotheke zurückkam, überhob den leicht befangenen Arzt jeder Antwort. Er füllte den Eisbeutel und setzte dem Kranken kurz und bündig auseinander, daß er jetzt seinen Anordnungen zu folgen habe; die Grobheit des Alten hatte ihm seine Überlegenheit zurückgegeben, und jener fügte sich denn auch, nachdem er einige Brummtöne ausgestoßen, ohne weiteres seinen Anordnungen. Nach einer Weile fragte er, sichtlich erleichtert:

„Sie sind noch net lang hier?"

„Nein! Sechs Wochen ungefähr."

„So. – Aber daß Sies nor wissen, einnehmen tu ich nichts."

„Das werden wir schon sehen! Einstweilen regen Sie sich nicht auf. Die Hauptsache ist für Sie Ruhe, absolute Ruhe."

Nun erhob der Alte den Kopf, um sich den jungen Mann etwas näher anzusehen, und tat auf einmal ganz vergnügt:

„So, so! – Sie sind auch einer von den Neumodischen, die unseren Herrgott ein' guten Mann sein lassen! No, mir kanns gleich sein. Ich hab schon manchen mit den Beinen voraus auf den Kirchhof spazieren sehen, den sie lang vor mir getauft haben. Mit mein'm Herzfehler kann ich neunzig Jahr alt werden, daß Sies nor wissen."

„Das will ich nicht bestreiten," warf der Doktor ein. Er hatte jetzt jede Befangenheit verloren.

„Ich laß mir nix vormachen. – Blas das eine Licht

aus, Marie," wandte er sich plötzlich in barschem Ton an seine Tochter; „wir brauchen keine zwei Lichter; eins ist grad genug. Die Weibsleut schmeißen all das Geld zum Fenster naus."

Ein Hustenanfall unterbrach den Scheltenden. Das Mädchen gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern, während sich der Kranke brummend umwandte und von Zeit zu Zeit gottsjämmerlich stöhnte. Als er nach einer Weile glücklich wieder eingeschlummert war, hielt es der Doktor für angemessen, zu gehen; er gab die nötigen Anweisungen und bat, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn eine Verschlimmerung eintreten sollte. Das Mädchen gab ihm mit einer kleinen Messinglampe, deren dünnes Flämmchen in dem Dunkel leise zuckte, das Geleit bis an die Hausflurtreppe. Hier versuchte er noch ein paar tröstende Worte zu finden; allein es fiel ihm nichts Passendes ein, und so tappte er denn mit der unbehaglichen Empfindung ungeschickten Benehmens die ausgetretene Treppe hinunter und betrat durch die von innen verriegelte Haustüre das Freie, die obere Schützengasse, wo er, ganz gegen seine Gewohnheit, sofort zu pfeifen begann.

Die erste Dämmerung hatte kaum begonnen. Die Sterne blinkten matt aus der blauen Himmelshelle. Auf dem dunklen Flusse, der im sanften Vorbeiströmen zuweilen leise gluckste, wandten und streckten sich die leichten, milchweißen Nebel der Frühe. Ein spielender Hauch köstlicher Frische kam das Tal herabgestrichen, und der kühle Tau benetzte das Gesicht des Dahinwandelnden, während er, in einem fort den dampfenden Fluß zur Linken, in die schweigenden Gärten einbog, auf deren gebeugten Gräsern und breitblätterigen Nutzpflanzen der zarte Tau der

Morgenfrühe wie ein leichter Schimmer matten Silbers lag.

Von Zeit zu Zeit blieb er tief atmend stehen, nahm seinen Hut ab und ließ den reinen Hauch des Morgens seine Stirn umspielen. Wie ein Erwarten lag es in den düftesatten Lüften und auf allen Wesen, die das königliche Gestirn erharrten. Und nun perlten auch die ersten rosigzarten Töne des himmlischen Lichts in die Tiefe des Flusses und in das dunkle Schattenmeer, das die bewaldeten Hügel gegen Osten umspülte; eine tief stehende Wolkenwand erglühte allmählich in feurigem Purpur, und die Farben der Kleeäcker, der Kornfelder und Blumenbeete enttauchten weich und silbern dem kalten Grau. Die Vögel waren schon lebendig; zahllose Lerchen trillerten unsichtbar in den reinen Höhen; auf einem Gartenbaum sang eine verspätete Nachtigall langgedehnte, schmelzende Töne, und aus einem Kleefelde, von dem anderen Ufer des Flusses, kam der Klang einer Sichel durch das golddurchwobene Dämmerlicht. Es war dem Schreitenden zumute, als empfinde er zum ersten Male den Zauber dieser heiligen Sonntagsfrühe.

An der Stelle, wo der Gartenpfad in die Talstraße mündete, blieb er stehen: er sah mit scharfen Bauernaugen, wie ein kleiner, hochaufgetürmter Leiterwagen, den ein mageres Kühlein langsam daherzog, mit allerlei häuslicher Habe bepackt, die Talstraße herabfuhr. In kleinen Abständen folgten zwei ähnliche Gefährte. Zu oberst auf dem vordersten saß eine kränklich aussehende Bäuerin mit einem schlafenden Kinde im Arm und einem Büblein zu ihren Füßen, neben einem ungeheuren, altertümlichen Spinnrade, dessen Rocken mit Flachs umwickelt war.

Ein dürres Männlein, die Peitsche unter dem Arm, tänzelte vor der Kuh her, und ihm zur Seite ging ein hagerer Kerl, der einen blau eingebundenen Hausierpack über der Schulter trug und eifrig auf das Bäuerlein einredete, das von Zeit zu Zeit laut schrie:

„Recht host, Välte! Recht host!"

Der Doktor grüßte und schloß sich den Männern an, die sofort verstummten und ihn scheu von der Seite ansahen. Am nächsten Seitenpfad lüpfte der Hausierer flüchtig seinen braunen Strohhut und verschwand rasch zwischen den einsamen Gärten.

„Woher?" fragte der Doktor das Kuhbäuerlein.

„Von Bilze."

„Ihr wollt wohl auch in die Fabrik?"

„Vielleicht, vielleicht a net. Hü, du Dos!" Und damit gab er der Kuh einen Schlag mit der Peitsche über den mageren Rücken.

„Wie heißt Ihr denn?"

„Joseph Hemberger."

„Und wer ist denn der Mann, mit dem Ihr grad gegangen seid?"

„Des is der Hausier-Välte. Der is gscheiter wie a Pfarr. A Goffine* ho ich 'm okaafe solle. Áwer wann mer ka Geld hot, hot mer ka Geld. Der Luder loßt aam äwer ka Kuh."

„Ich bin nämlich der neue Doktor!" fuhr der Doktor Merkel nach einer kleinen Pause fort.

„Sou! Sou!"

Das Bäuerlein sagte es mit einer Miene, als ob ihm der

* Katholisches Evangelienbuch; nach dem Verfasser.

Herr Doktor eine ungeheure Tatsache mitgeteilt habe. Es schien überhaupt, als fände es nur mühsam seine Worte. Plötzlich aber begann der Mann in umständlicher Weise von einem Ohrenleiden zu erzählen, das er sich im Winter, beim Holzfällen, geholt hatte. Der Doktor forderte ihn auf, recht bald zu ihm zu kommen, und der Einwanderer versprach es mit einem schielenden Seitenblicke, nachdem er sich im stillen hin und her besonnen hatte, ob der neue Doktor wohl viel oder wenig nehmen werde.

Als der Doktor auf dem Heimweg in nachdenklicher Stimmung an den Seyfriedschen Garten kam, wurde er über den Zaun herüber von Herrn Gramlich angerufen, der mit den Hühnern aufstand und eben unter seinen geliebten Rosen herumhantierte, die just der ersten Sommerblüte entgegenreiften.

„Wo kommen denn Sie her?“ rief er dem Doktor schon von weitem entgegen, indem er seine kleine fette Hand zum Gruße schwenkte.

„Von einem Kranken. Von einem Herrn Vollrath.“

„Vom Vollrath-Hannes? Jetzt fällt die Welt ein, wenn der einen Doktor rufen läßt. Ich rate Ihnen aber, Ihre Rechnung gleich in den Schornstein zu schreiben. Von dem kriegen Sie keinen Heller!“

Der Doktor fand keine Erwiderung auf diese Bemerkung, die ihn unangenehm berührte; er sagte nur: „Wir bekommen heuer ein gutes Rosenjahr.“

Herr Gramlich aber war nicht geneigt, in diesem Augenblicke von seinen Rosen zu sprechen; er fuhr scherzend fort: „Haben Sie die Tochter auch zu sehen gekriegt? Was sagen Sie zu dem Gewächs? Mir ist der alte Filz ein Greuel; aber seine Tochter, à la bonne heure! So was kriegen

Sie nicht in jeder Stadt zu Gesicht. Die Mutter war übrigens eine Wälsche aus Südtirol. Nichts Besonderes. Wissen Sie, in Weibern kenn ich mich aus." Um seine klassische Bildung zu beweisen, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Non omnibus licet adire Corinthum! Nicht jeder war in Paris! Ich hab Ihnen Weiber gesehen – " Und er drückte seine Äuglein zu, als ob ihm seine selige Erinnerung auf der Zunge zergehe. Da der Doktor, ohne ihn anzusehen, an dem Zaune stehen blieb, schwatzte er behaglich weiter, und der Zuhörende erfuhr genug, um sich ein Bild von dem alten Hause machen zu können, das er kurz vorher verlassen hatte. Der alte Vollrath war der letzte Sprosse eines alten Frankenthaler Geschlechtes, das einst der Stadt und manchem fürstlichen Herrn der Nachbarschaft tüchtige Beamte geliefert, aber in dem letzten Erben einen Nachfolger gefunden hatte, der in der Stadt von niemand für voll genommen wurde. Auf dem Gymnasium hatte der Vollrath-Hannes so wenig Begabung gezeigt, daß sein Vater, der sich als Notar einer ausgedehnten Kundschaft und allgemeinen Ansehens erfreute, den Plan aufgeben mußte, ihn studieren zu lassen. Auch die Heirat, die der mißratene Halbherr im Alter von fünfunddreißig Jahren einging, war nicht angetan, die wenig schmeichelhafte Meinung zu verbessern, die seine Mitbürger von ihm hegten. Er hatte nämlich eines schönen Tages, nach längerem Besuch bei Verwandten in Frankfurt, eine junge Frau mitgebracht, die Tochter eines welschen Obst- und Gemüsehändlers, der bei einer Messerstecherei geblieben war und seine Frau, einer Südtirolerin, mit einer erwachsenen, ziemlich hübschen Tochter in gänzlicher Dürftigkeit zurückgelassen hatte. Kein Mensch wußte des Genaueren

anzugeben, wie der Vollrath-Hannes in die Netze dieser halbwelschen Person geraten war, die in dem alten Hause wie der leibhaftige Teufel herumfuhr und auf der Straße stets in grellfarbigsten Kleidern oder Tüchern daherkam. Und da er, von Natur aus durchaus mißtrauisch, mit seiner jungen Frau ganz zurückgezogen dahinlebte, blieb es den Frankenthalern überlassen, allerlei Histörchen über das ungleiche Paar zu schmieden. Die junge Frau war im ersten Kindbett, nach zweijähriger Ehe gestorben, nachdem sie ihrem Manne eine Tochter geschenkt hatte, die in etwas fremdartiger Schönheit heranwuchs und der heranwachsenden männlichen Jugend immer noch als das hübscheste Mädchen Frankenthals, ja der Umgegend galt, obwohl sie schon vierundzwanzig Jahre alt war. Der alte Vollrath, mit dem, wie es in Frankenthal hieß, nicht gut Kirschen essen sei, weil er den andern die Steine ins Gesicht schmeiße, besaß zerstückelte Waldungen, sogenannte Güterhölzer, die er, um bares Geld in die Hand zu bekommen, in letzter Zeit unbarmherzig abholzen ließ, sowie ein hübsches Weingut, das er aber ungenügend bearbeiten und niemals düngen ließ. Von seinem Geiz liefen allerlei Geschichtchen um. Es war ihm nicht geglückt, seine Äcker auf dem rechten Flußufer an die Gründer der Fabrik los zu werden, und seitdem hegte er einen glühenden Haß gegen das florierende Unternehmen, dessen glänzende Erträgnisse nicht in seine Tasche, sondern in den Beutel anderer Leute wanderten, die ihre Zeit verstanden hatten und genau wußten, wo Barthel den Most hole. (Ein vertrauliches Zwinkern verriet dem Doktor, an wen der Frankenthaler dachte, als er dieser glorreichsten Episode in seinem Leben Erwähnung tat.) Die jungen Frankenthaler,

die im Heiratsalter standen, fanden außerdem, daß der alte Filz seine Tochter nicht zum besten behandle und darum verdiene, daß man sie ihm vor der Nase wegstibitze; allein bis jetzt war es keinem der Tadler gelungen, der Vollrath-Marie zu gefallen, die einige Jahre in einem Würzburger Pensionat verbracht hatte und nur mit ganz wenigen Familien Verkehr unterhielt.

Der Doktor hörte seinem schwatzseligen Nachbar mit gesenkten Blicken aufmerksam zu und verabschiedete sich ganz plötzlich, eben als jener, der seine Frankenthaler in- und auswendig kannte, im besten Zuge war.

Herr Gramlich blieb einsam bei seinen Rosen zurück und begann über den Doktor Merkel nachzudenken. Leider, so mußte er sich eingestehen, hatte er in dem jungen Arzte nicht das gefunden, was er, als Mensch und Nachbar, von einem akademisch gebildeten Manne erwarten durfte. Der Bauer ließ sich nicht einladen; er ging nicht zum Früh- und Dämmerschoppen; er tanzte nicht und sagte immer grob heraus, was er dachte. Jedenfalls stand er nicht auf der Höhe der Frankenthaler oder gar seiner eigenen Bildung. Auch sonst war ihm in der letzten Zeit manches in Gesprächen mit dem Doktor aufgefallen: Sollten sich, so mußte er sich selber fragen, hinter dieser schäbigen Bauerndoktorei am Ende gar heimtückische Nebenabsichten verstecken? Sollte in dem groben Flegel vielleicht der Ehrgeiz schlummern, eine Rolle in der agrarischen Bewegung zu spielen, welche neuerdings die Gegend zu ergreifen und auch die Fabrikarbeiterfrage aufzurollen drohte? Oder war er am Ende noch röter?

Herr Gramlich spitzte seinen Mund zu einem leisen Pfiff und griff nach einer Raupe, die auf einem Rosenbäumchen

fett und dick geworden war. Er zertrat das Ungeziefer mit kräftigem Tritte und nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein: Frankenthal war sein Reich, in das ihm kein Usurpator dringen sollte. Die andere Gestalt, die jetzt drüben an einem Fenster des Doktorhauses sichtbar wurde, war von anderer Art: leicht und glänzend, frei und ungezwungen, überlegenes Weltmannsglück vom Scheitel bis zur Sohle atmend. Georg erinnerte ihn an seine eigene Jugend, an eine Pariser Zeit, die der wachsende Duft unzähliger Gespräche mit weniger Glücklichen verklärte. Der Gedanke, diesen Ausbund einer goldenen Jugend als Schwiegersohn einzufangen, erfüllte ihn mit einer wachsenden Erregung, in die heimliche Träume von Macht und Einfluß hineinspielten. Aber er wußte, daß man die Birnen reif werden lassen muß, eh man sie schütteln darf, und er gelobte sich, keine vorwitzige Unachtsamkeit zu begehen, um den Goldfasan nicht scheu zu machen. Er zertrat, mit noch kräftigerem Tritt eine zweite Raupe und nahm seine Brille ab, um sie mit seinem rotseidenen Taschentuch zu putzen.

Seiner jüngsten Tochter Sieglinde, in der Familie kurzweg Siggy geheißen, die gleich darauf dahergetänzelt kam, um ihn zum Frühstück abzuholen, klopfte er mit halbgeschlossenen Äuglein auf die rosigen Blondinenwangen und sagte, indem er sie mit geneigtem Kopfe zärtlich von der Seite ansah: „Armer Schneck!“ –

Als sich der Doktor Merkel am Spätnachmittag des gleichen Tages nach dem alten Vollrath erkundigen wollte, fand er ihn, zu seinem großen Erstaunen, auf den moosgrünen Wegen des schattigen Obstgartens auf und ab gehend, durch den er in der verflossenen Nacht das Haus betreten hatte. Der Kranke hatte seinen Anfall überstanden

und machte nun, trotz des ärztlichen Verbotes, in einen langschößigen blauen Tuchrock gekleidet, unter den hochwölbigen Bäumen einen leichten Abendspaziergang. Die Mitte des Gartens zierte ein fließender Brunnen aus rotem Sandstein, dessen zierliche Ausmeißelung an die glänzenderen Tage einer alten Familie gemahnte. Aus einem runden, schlanken Schaft, den ein langmähniger Löwe, mit einer schnörkelhaft geschweiften Wappentafel in den Pranken, überragte, fiel ein kräftiger Strahl des klarsten Wassers kühlerauschend in ein rundes, glattes Sandsteinbecken, das vom Moos der Jahre grün angelaufen und an einzelnen Stellen gesprungen war. Zwei alte Sandsteinbänke standen links und rechts davon vor einer dünnen Rosenhecke.

Der alte Vollrath war augenscheinlich nicht besonders erbaut, den Doktor so bald wiederzusehen; indessen lud er ihn zum Sitzen auf einer verwitterten Steinbank ein, die an der Rückmauer des Gartens vor einem zerbrochenen steinernen Tische stand, und fing sofort an, über die schlechten Zeiten zu jammern, die wahrhaftigen Gott niemals so schlecht gewesen seien: es gab keinen Wein, kein Korn und keine Menschen mehr. Von Zeit zu Zeit zog er eine dicke Birkendose aus der hinteren Rocktasche, klopfte dreimal auf den Deckel und schob sodann eine ungeheure Prise groben Tabaks in seine Nase, ohne auch nur einmal seinem Nachbarn die Dose hinzuhalten. Als er merkte, daß er einen geduldigen Zuhörer besaß, begann er sofort über die neue Fabrik herzufallen, die ihm, da er keine Aktien besaß, ein steter Dorn im Auge war: „Lauter Gesindel bringt sie rein. Jedes Jahr stehlen sie uns die Pflaumen," schrie er, während er seine lange magere Nase mit dem

Zeigefinger seiner rechten Hand abklopfte; und dann kamen Gott und die Welt an die Reihe, und jeder bekam sein Teil. Inzwischen aber war seine Tochter aus der Hintertüre des alten Hauses getreten. Obwohl der Doktor kein Auge für Kleider hatte, fiel ihm doch auf, daß sie ein helles Sommerkleid trug, das schon einige Jahre aus der Mode sein mußte. Als sie grüßend näher gekommen war, fuhr sie der Alte an: „Marie, bring uns eine Flasche Wein. Vom zweiten Fäßchen."

Das Fräulein stutzte einen Augenblick, wie über etwas gänzlich Unerhörtes, das sie da vernommen, und entgegnete dann mit ruhiger Stimme, indes ein zarter Schimmer ihre milchklaren Wangen übergoß: „Gleich, Vater."

Der Doktor hatte die Tochter seines Kranken in der Nacht nur undeutlich gesehen, und sie erschien ihm nun, wie sie so ruhig in dem sommerlich hellen Licht dastand, von schlankerem Wuchs und bedeutend schöner. Er folgte der langsam Dahinschreitenden mit starrem Blick und hörte nur noch zerstreut auf die Klagen des alten Mannes, der immer wieder, jammernd und stöhnend, auf die verfluchte Fabrik zurückkam, die sie an der unrichtigsten Stelle gebaut hätten.

Als Marie zurückkam, bemerkte der Doktor, daß sie eine frische weiße Schürze umgebunden hatte, die ihrer fraulichen Gestalt sehr gut stand. Sie brachte auf einer alten Zinnplatte eine Flasche rötlichen Weins, zwei Gläser und einen Teller voll Hausgebäck; unter dem Arm trug sie ein weißes Tischtuch.

„Wir brauchen kein Tischtuch!" rief der Alte, indem er sofort ein Stückchen des Gebäcks ergriff und in seinen zahnlosen Mund schob.

„Doch, Vater," erwiderte Marie, indem sie seinen Blick ruhig aushielt und das frische Tuch über den alten Steintisch breitete, auf dem leise zitternd goldene Lichtflecken lagen; dann goß sie den Wein ein und setzte sich mit einer Häkelarbeit, die sie von der Rosenbank herüberholte, neben ihren Vater, ohne ein Wort in das Gespräch zu werfen, das jener nach der Art vieler alter Leute immer wieder auf dieselben Gegenstände zurückbrachte. Der alte Vollrath, dem der Wein verboten war, nippte nur aus Höflichkeit an seinem Glase. Als der Doktor das seine geleert hatte, erhob sich das Fräulein und schenkte es wieder voll, und dabei fiel es dem Sitzenden auf, daß auf ihrer großen, etwas vollen Hand kleine Grübchen standen. Wenn er sich von seinem Sitze aus etwas nach vorne beugte, erblickte er ihr klares Profil, das wohlgerundete Kinn, den leichten dunklen Flaum ihrer Mundwinkel und ein kleines, kaum bemerkbares Fältchen daneben.

Und während er so, lauschend und zuweilen ein Wort erwidernd, in dem Sommerfrieden dasaß, überdämmerte ihn ganz allmählich ein Gefühl seltsamer, klarer Ruhe, dergleichen er in seinem ganzen Leben noch niemals empfunden hatte. Goldene Schimmer gingen und kamen in der schattenkühlen, duftigen Luft unter den vollen Kronen der Obstbäume und Linden, deren lichtdurchglühte Blätter sich im unmerklichen Hauche des sinkenden Abends leise regten. Überall, wo das zitternde Sonnenlicht auf die feinen Spitzen des saftigen Rasens fiel, glühten die gebogenen Gräserspitzen auf wie eitel Gold. Über die alten Mauern drang von Zeit zu Zeit der Schrei spielender Kinder, bald näher, bald ferner, und der

lauschige Friede des alten Gartenwinkels schien sich tiefer herabzusenken, wenn der helle Ruf verklungen war. Gleichmäßig Kühlung rauschend fiel der schimmernde Strahl des Brunnens in die volle Schale, auf deren Rand Amseln und Spatzen auf und nieder hüpften, von den erfrischten Flügeln helle Perlen schüttelnd.

Nach einer Weile aber kam es mitten in diesem Abendfrieden wie eine heimliche Unrast über den Doktor; er stand plötzlich auf, gab dem Hannes noch einige Verhaltungsmaßregeln über seine Gesundheit und nahm sodann einen etwas förmlichen Abschied; er wagte es nicht, dem Fräulein, das ihn mit sinnenden Augen ruhig anblickte, die Hand zu reichen.

Während er rasch den Garten durchschritt, nahm er sich vor, so bald nicht wieder das alte Haus zu betreten. In dem Lärm der Straßen aber, auf denen abendliches Leben herrschte, überstahl ihn ein wunderbares Gefühl der Unrast, gleich als sei ihm ein besonderes Glück zugestoßen, das er vor sich selber verschweigen müsse, um ihm seinen Zauber nicht zu rauben.

Sechstes Kapitel

Am darauffolgenden Sonntagsnachmittag hielt ein zweisitziges Bauernwägelchen vor dem Gitterpförtchen des Seyfriedschen Gartens, und ein mageres Knechtlein half einer beleibten Bäuerin im größten Staat beim Absteigen. Es war die Genoveva Büttner oder die Scharlachschusterin, die von Birkenfeld herabgekommen war, um Georg, von dessen Anwesenheit sie mancherlei gehört hatte, zu besuchen. Sie trug die historische Bauerntracht der Gegend, die das nachwachsende junge Volk verschmähte: einen faltenreichen Rock aus lilaschillerndem Seidenstoff, zierliche dünne, niedere Schuhe, weiße Strümpfe, eine weite Schürze und ein gefältetes Mieder, über dem ein geblümtes seidenes Tüchlein zusammengesteckt war. Der Boden der schwarzen, abgestumpften Atlashaube, von der zwei breite Bänder auf den Rücken fielen, war mit schweren goldenen Borten und bunten Glassteinen verziert.

Georg, der für den schönen Sommernachmittag einen ausgiebigen Spaziergang mit seinen zwei Freunden verabredet hatte, war nicht sonderlich entzückt, als ihm seine Wirtin meldete, daß ihm die Büttnersvev ihre Aufwartung machen wolle. Ehe er aber noch mit sich im reinen war, ob er die Bäuerin empfangen solle oder nicht, betrat die alte Frau schon die Schwelle seines Zimmers. Sie blieb mit ernstem Gesicht an der Türe stehen und sagte:

„Gelt, mich kenne Sie net?"

„O, doch!" entgegnete Georg, der sich vorgenommen hatte, die beste Miene zu dem unerwarteten Spiel zu machen. „Ich habe schon viel von Ihnen gehört."

„Sou?“ entgegnete die alte Frau, indem sie den jungen Mann mit ihren hellen Augen mißtrauisch forschend ansah, ob er nicht etwas Spaß mache. Dann fuhr sie fort: „Awer Sie wäre doch net zu mir nufkumme. Des is net schön von Ihrem Herrn Votter, daß er die ‚Freundschaft‘ gor net pflegt. ’s letzt Mol, wie ich ’n gsehe hob, is er no a ganz klaans Büble gwee, un i werd siebenesechzig uf Martini.“

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte Georg.

Die Vev setzte sich auf den Rand eines Sessels und strich behutsam die Falten ihres weitläufigen Rockes zurecht. Dann seufzte sie.

„Sie därfe scho Vos zu mir soge; i bin scho a rechts alts Frale,“ fuhr sie fort, indem sie dem jungen Mann vergnügt zunickte. „Mei Groußvotter selig und der Groußvotter von Ihrem Herrn Votter sen Brüder gwee. Hierum is die ganz Freundschaft ausgstorbe.“

Georg verbeugte sich, als ob ihn diese Tatsache mit großem Bedauern erfüllte.

„No, un Sie werde aa bald heir’n?“ fragte jetzt die Scharlachschusterin, deren Blicke dabei in dem Raume umherschweiften, wo ihnen kein glänzender Gegenstand entging.

„Mich mag niemand,“ entgegnete Georg.

„O, Sie werde scho ebbs hobe.“

Georg beteuerte lachend, daß er unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind.

„Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten?“ fragte er, um die Gedanken seines Besuches vom Heiratsmarkt abzulenken.

Die Bäuerin sträubte sich mit Händen und Füßen gegen

eine solche Verschwendung; Georg aber klingelte und gab der Magd die nötigen Befehle. Er erstaunte, als sie kurz darauf schon mit einer mächtigen Kaffeekanne und einem Gugelhupf erschien: die kleine Frau Doktor wußte, wie man ländliche Besuche empfing, und hatte nicht erst Georgs Befehl abgewartet, um den Kaffeetopf auf den Herd zu stellen. Die Vev ließ sich aber zu jeder der vier Tassen, die sie trank, zehnmal nötigen, und dazwischen ging ihre Zunge wie ein Mühlrad. Georg erfuhr zu seinem Erstaunen, wie viele Leute aus der „Freundschaft" schon in den Frankenthaler Himmel eingegangen waren, und wie viele noch in Pülfringen, in Eiersheim und Neustetten lebten. Er hörte dem Geplauder der Alten zu, wie man einem Bienensummen zuhört, das an einem hellen Tag über stillen Feldern webt; aber die naive Bewunderung, mit der die alte Base den jungen Vetter und sein ganzes Wesen verschlang, stimmte ihn wohlwollend.

Der Kaffeeklatsch nahm ein Ende, als sich die Stimme des Freiherrn von Usedom auf dem Flur vernehmen ließ; und gleich darauf erschien auch seine hohe, magere Gestalt in der Türöffnung. Er mußte sich bücken, um eintreten zu können.

Er sah mit seinem Raubvogelgesicht grimmig drein, als er den seltsamen Besuch bemerkte, und ließ die wehenden Enden seines ungeheuren schwarzen Schnurrbartes, durch den sich einzelne Silberfäden zogen, rasch durch die behandschuhte rechte Hand laufen, während die linke einen braunen Krückstock mit silbernem Griff auf die alte Holzdiele aufstampfte. Der Amtsrichter Schimpf, der hinter ihm hereinkam und ein kleines Pfefferstaudenstöckchen in der linken Hand drehte, sah neben der Riesengestalt des frei-

herrlichen Schulmeisters aus wie ein Sancho Pansa der höheren Grade neben einem Don Quixote aus einer Welt, wo es keine Windmühlen gibt.

Die Bev nahm sofort ein zurückhaltendes Wesen an, als die beiden städtischen Erscheinungen mit nachlässigem Gruße hereintraten, und hatte es auf einmale sehr eilig mit dem Abschiednehmen. Im Flur, vor dem oberen Treppenabsatze, blieb sie vor Georg stehen und sagte, vor sich hinnickend: „Sie gfalle mer, Vetter. Und wos vor klani Händle Sie häwe! Beinoh grod sou wie a geistlicher Herr."

„Sonst habe ich aber sehr wenig Geistliches an mir," entgegnete er lachend. Er mußte der Base versprechen, sie an einem der nächsten Sonntage zu besuchen, und er gab sein Versprechen rasch, um zu seinen Freunden zu kommen.

„Na, Verehrtester, wat war 'n det for 'ne ulkige Tante?" rief der freiherrliche Schulmeister dem eintretenden Georg entgegen, indem er ihn durch sein Glas anzwinkerte.

„Eine entfernte Verwandte!"

„So? Na, im Prinzip bin ich für anderen Damenbesuch. Passiert einem hier leider nich. Wie Sies hier aushalten können, ist mir überhaupt ein Rätsel! Gott, wenn man mir mal so eine Existenz prophezeit hätte, als wir das dumme Luder, den Napoleon, bei Sedan abfingen. Mit mir erlaubt sich der sogenannte Weltgeist die schnödesten Witze. Weiß Gott, ich komme mir manchmal selber vor wie ein Witz auf zwei Beinen, aber kein guter." Und er streckte ein langes mageres Bein aus, als wolle er dem Weltgeist einen Reitertritt versetzen.

„Ein Witz, der nur noch ganz selten aus dem Goldenen

Engel herauskommt, ist nicht schlecht," meckerte der Amtsrichter.

„Ich werde Sie unter Kuratel stellen lassen, Amtsrichterchen, wenn Sie so pro nihilo den Verschwender spielen. Ach Herrjott von Strambach, ich vergesse: ein Schulmeister muß tugendhaft sein."

Und er hob ein geschliffenes Kristallfläschchen nach dem anderen prüfend von Georgs Waschtisch empor, indem er ein Gesicht dazu machte, als ob er die funkelnden Sünden der Welt im Extrakt vor sich habe.

„Gehen wir," sagte Georg, dem die schnüffelnden Freunde in dem Zimmer lästig wurden. „Sie wollten mir doch ein paar architektonische Merkwürdigkeiten zeigen. Wie es scheint, kenne ich Frankenthal noch immer nicht."

Die Stadt war voll sonntäglich summenden Lebens. Geputzte Mädchen gingen Arm in Arm die engen Gassen auf und ab. Gruppen feiernder Leute saßen mit friedlichen Sonntagsgesichtern neben den schmalen Hauseingängen, auf Treppen oder Bänken, und sahen dem Spiele der Kinder oder dem Wandel der Vorübergehenden zu. In den heiteren Braus des sommerlichen Lebens murmelten die fließenden Brunnen, und hoch über den spitzen Dächern, im blendenden Licht des Tages, schossen schlanke Schwalben in jähem Zickzackfluge hin und her. Hier und dort wurde an einem Fenster, hinter einem Blumengitter, ein schmucker Mädchenkopf sichtbar und blickte dem Baron und seinen Begleitern nach, die Gelegenheit hatten, ihre Grüße freundlich abzumessen.

„Wo haben Sie nur die Leute alle kennen gelernt?" fragte endlich der Baron, der seinen Hut beim Grüßen nur ganz leicht zu lüpfen pflegte.

Georg errötete und gab keine Antwort. Er ließ seine Freunde vorangehen und blieb ein paar Minuten bei dem dicken Brauer Riedel stehen, der die Hauptstraße heraufkam und den Bankierssohn mit etwas bäuerischem Wesen begrüßte. Georg hatte von seinem Vater die Weisung erhalten, sich mit dem Brauer gut zu stellen: dieser spielte neben dem Herrn Gramlich die entscheidende Rolle im Aufsichtsrat der Fabrik, und an Tagen der Generalversammlung vertrat er so viel heimliche Aktionäre, daß er die Majorität, zum heimlichen Ärger des Gründers Gramlich, in der Hand hielt.

Aber heute litt es Georg nicht lange bei dem dicken Spießer; nachdem er ihm die Hand gedrückt und sich höflichst nach der Frau Gemahlin erkundigt hatte, eilte er seinen Freunden nach, die wartend vor dem fließenden Röhrenbrunnen auf dem Marktplatz standen und mit der Spitze ihrer Stöcke das holperige Pflaster stampften. Er war voll sommerlichen Glücks, in dem er das sonntägliche Gesumme wie durch einen Schleier hindurch vernahm. Aus dem Gefühl heraus, daß er doch nur ein vorübergehender Gast in der putzigen Kleinstadt sei, blickte er mit einem gründlichen Wohlwollen nach rechts und links: all dies Lachen, Scherzen, Grüßen, Schwatzen, Spotten, durch das er wie ein Freiherr ging, war wie ein leichtes Spiel, dem er wie ein beglückter Zuschauer anwohnte, der sich selbst dabei zu fühlen bekam. Er stand wirklich so hoch über diesen lieben Frankenthalern, daß er ihnen gar nichts anderes als ein vergnügtes Wohlwollen schenken konnte. Er kannte längst die Magen und die Sippen, die sich hier wichtig machten: die Gramliche, die Künzig, die Heilig, die Dieter, die Illig, welche mit der Welt zufriedener waren

als der Herrgott selbst, weil sie sie nicht geschaffen hatten, sowie all die Nörgler und Beamten, die ihr Werktagssüppchen mit allerlei Seitenblicken aßen und die Welt nicht begriffen, besonders wenn sie herrisch aus dem Munde der Vorgesetzten zu ihnen sprach. Heute aber, wo sie alle ihr Sonntagsgesicht aufgesetzt hatten, sah er nur das Frankenthaler Glück in aller Mienen, und er war ihnen dankbar, daß sie so lustig in die Welt sahen.

Die drei Männer waren an den Fluß gekommen, auf dem sich ein paar Ruderer in alten Schelchen (Kähnen) vergnügten.

„Sie arbeiten sich wohl auch nicht zu Tod da drüben," lachte der Baron von Usedom, indem er auf die sonntäglich feiernde Fabrik deutete. Diesmal stimmte Georg herzlich ein: die Art und Weise, wie man aus Holz und Lumpen, mit Hilfe trefflicher Maschinen, die ohnehin alle paar Jahre veralteten, Papier in allen Preislagen machte, war ihm in den letzten Wochen noch klarer geworden, und er begriff wirklich nicht, wie sein Vater aus diesem leichten Gewerbe ein solches Wesen machen konnte. Solch eine prächtige Fabrik, die alljährlich eine glänzende Dividende ausschüttete, lief ja eigentlich ganz von selbst, wenn es einmal gelungen war, sie in rechten Gang zu setzen. Er merkte gar nicht, daß sich der Direktor Speckle wenig Mühe gab, ihn tiefer in das laufende Geschäft und die Wechselfälle des Marktes einzuweihen. Er war dem verschlagenen Schwaben für diese Zurückhaltung, die er als pflichtschuldige Anerkennung seiner raschen Auffassungsgabe empfand, noch besonders dankbar und nahm sich vor, die Leistungen des Direktors bei seinem Vater gelegentlich gehörig

herauszustreichen, um ihm, wenn möglich, sogar eine Gehaltserhöhung zu bewirken.

Sie blieben einen Augenblick auf der alten Brücke stehen, um den Blick auf die Landschaft zu genießen, die im leichten Silberduft des Abends zwischen den sommerlichen Gärten verging. Dann kehrten sie um und schritten auf dem linken Ufer, durch die Schützengasse talabwärts. Ein Blick auf das Vollrathsche Haus zeigte geschlossene Läden. Aber aus der Gerbergasse, durch die man in die Hadmarshelle gelangte, ertönte plötzlich helles Gezänke: Weiber krischen, Männer schrien, und Kinder johlten dazwischen. Der Baron blieb stehen: „Na, da scheint ja was los zu sein. Wollen wir uns das Frankenthaler Stiergefecht nicht einmal ansehen? Hoffentlich was für die hohe Justiz. Kommen Sie nur, Amtsrichterchen!“ Und er klemmte sein Glas ein und beschritt die enge Gasse, in der es scharf nach frischer Lohe roch. Trotzdem Georg schon seit Wochen in Frankenthal weilte, betrat er diesen abgelegenen Winkel der Stadt zum ersten Male. Ein Gewirr von schmutzigen Gäßchen, die mit Flußkieseln gepflastert waren, mündete auf einen kleinen Platz, den die altersgraue Stadtmauer im Hintergrunde überragte, in deren Schatten winzig kleine Häuschen, mit braunen Holzbalkonen und spitzigen Giebeln standen, deren rissiges Fachwerk schwarz vor Alter war. Zwischen den blinden, wackeligen Häuschen, aus deren Fenstern ein muffig schwerer Armeleutegeruch strömte, tat sich hie und da ein Blick in ein winziges Gärtchen auf, in dem Rosenstöcke ihre ersten Rosen in den sommerlichen Dämmerschatten der Mauer emporhoben. Die ganze Einwohnerschaft der Hadmarshelle war auf dem kleinen Platze versammelt. Die Männer standen

in Hemdärmeln an den Wänden, und barfüßige Kinder tanzten wie toll um ein Paar, das sich in der Mitte des Platzes gegenüberstand. Vor der Türe des städtischen Armenhauses stand die Simmeles-Appel im roten Sonntagskleid; ihr Haar hing zerzaust über ihr rechtes Ohr, und mit der Hand hielt sie die Backe, als ob sie eine Ohrfeige bekommen habe. Zwei Schritte vor ihr tänzelte ihre Mutter wie eine schützende Henne hin und her, um den Angriff des Joseph Hemberger abzuwehren, der eben, um seine Gemütsruhe zu beweisen, seine Pfeife in Brand steckte, dabei aber das Bettelweib fest im Auge behielt. Das Simmele hielt die Hände unter ihrer blauen Kattunschürze verborgen und erklärte einer Nachbarin zum zehnten Male, daß der Hemberger, der Lump, ihrer Appel nachgestiegen sei. Hinter dem Angeklagten, unter der Türe eines merkwürdigen Häuschens, dessen rechte Dachseite fast zur Erde reichte, aber stand Marie Vollrath. Vor ihr schmiegte sich das kleine Büblein des Joseph Hemberger in die Falten ihres hellen Sommerkleides, das ihre ganze Gestalt voller erscheinen ließ. „Kommen Sie, Hemberger," sagte sie mit bebender Stimme. „Ihre Frau ist krank; das schickt sich nicht." Georg sah, wie ein leichtes Rot die Wangen der beiden Frankenthalerinnen überzog, als sie die drei Herren bemerkten. Marie beugte sich mit einer mütterlichen Geste zu dem Büblein nieder; die Appel aber verschwand wie der Wind in dem Armenhause, während der Streit, der einen Augenblick geruht hatte, neu aufflammte. Die Hadmarsheller hatten schon gefürchtet, daß er ausgehen werde wie das Hornberger Schießen und hetzten nun mit Zurufen aus dem Hinterhalt.

„Faß, Seppl, faß,“ schrie ein magerer Spaßvogel ganz aus dem Hintergrunde.

Das Simmele aber geiferte: „So kumm doch her! So kumm doch her!“

„Joseph, kumm!“ schrie ein Spaßvogel, „kriegst a Schmätzle!“

„Wenns Huhn dabei is, därfe die Gänsle schwimme,“ brüllte ein zweiter.

„Wer werd sich aa ans Töchterle mache, wann die Mutter do is,“ lachte ein dritter.

„In Bitze geits lauter Krautsch . . .!“ ließ sich das Bettelweib nun hören.

„Wos sogst? Wos sogst!“ stotterte in jäh aufflammender Wut das Bäuerlein. Das Simmele hatte ihn an seiner heimatlichen Ehre gepackt; das konnte er nicht auf sich sitzen lassen: „Du Saumensch –! Dich hot a Gas hin're Staude oglode –,“ schrie er, indem er seine Pfeife wie einen homerischen Speer schwang.

„Un von dir waß der Herrgott net, wer dei Votter is.“

In diesem Augenblick flog dem Simmele, von unsichtbarer Hand geschleudert, eine gelbe Rübe an den Kopf. Nun war kein Halten mehr: blind stürzte sich das Bettelweib auf seinen Widersacher, den der unerwartete Anprall auf das Pflaster warf; wie eine Rennfahne flatterten die Haubenbänder der Alten im Winde. Die Zuschauer wieherten vor Vergnügen, und die Kinder tanzten wie besessen im Kreise herum. Im Augenblick jedoch, wo das Bäuerlein wankte, war sein sechsjähriges Büblein voller Angst auf seinen Vater zugelaufen, und der Stürzende, der es nicht kommen sah, riß es mit zu Boden:

das Kind kam unter die sich Balgenden zu liegen und stieß ein jämmerliches Geschrei aus.

Georg aber, dem diese Szene einen unsagbaren Widerwillen einflößte, trat nun, seine Nachbarn auf die Seite drängend, mit raschem Schritte in den johlenden Kreis. Im gleichen Augenblick war auch Marie Vollrath herzugestürzt, und beide bückten sich gemeinsam auf das gestürzte Kind, wobei ihr leichtes Erröten in ein heimliches Lächeln überging, das von einem zum andern hinüberglänzte. Georg stellte den Buben mit raschem Griff auf die Füße, während Marie niederkniete und dem Weinenden die Tränen aus den Augen wischte.

„Nun ists genug," herrschte er hierauf die Streitenden an, die sofort verstummten und murrend aufstanden. Nur das wimmernde Kind konnte nicht stehen, und Georg nahm es auf die Arme und fragte: „Wem ist der Bub?"

„'m Hemberger-Seppl," schrien ein paar Dutzend Leute, und „Dem do," sagte ein Knabe, der sich herzugedrängt hatte und, die Hand in den Taschen, zutraulich zu Georg emporblickte.

Der Hemberger-Seppl, der nun wieder aufrecht stand, hatte Wichtigeres zu tun, als sich um seinen Buben zu kümmern; er sah sich im Kreise um und zündete langsam seine Pfeife an, um dem johlenden Kreise zu zeigen, daß er sich als Sieger fühle.

„Hier, wenn ich bitten darf," sagte Marie Vollrath zu Georg, indem sie auf das nächste kleine Häuschen linker Hand zuging, während die Zuschauer fortfuhren, den Vorfall unter heftigen Gesten zu besprechen.

Georg bemerkte nicht, daß ihm einzelne feindselige Blicke zuwarfen. Er hörte nur, daß ihm der Baron von Usedom

von ferne zurief: „Wir gehen voraus. Amüsieren Sie sich gut.“

Georg, den dieser Zuruf fast verletzte, hatte unterdessen mit dem Knaben auf dem Arm ein Stübchen betreten, das so niedrig war, daß sein Kopf an die Decke stieß. Ein erstickender Geruch schlug ihm entgegen. Als sich seine Augen an die Dämmerhelle des Raumes gewöhnt hatten, gewahrte er im Hintergrunde ein hohes Bett mit einem mächtigen blaugestreiften Pfülben und dicken Kissen, in denen ein schmaler Kopf mit wirren Haarsträhnen vergraben lag. An der rechten Wand stand ein Kochofen, in dem, trotz der sommerlichen Hitze, ein helles Feuer brannte. Aus dem Bett kam die weinerliche Stimme einer Kranken, die immer wieder fragte: „Wos geits? Wos geits? O mei, o mei!“

Marie beschwichtigte die Stöhnende:

„Beruhigen Sie sich nur, Frau Hemberger. Es ist nichts. Der Hannesle is gefallen. Er hat sich nichts getan.“

„O mei! Wann i nor naus könnt, wann i nor naus könnt!“ jammerte die Kranke weiter, während sie sich stöhnend auf die andere Seite legte.

„Schwindsucht,“ flüsterte Marie leise, und Georg war es, als ob dies leise Wort des Mitleids ein heimliches Band zu ihm herüberwebe. Sie hatte das Kind auf den schweren Pfülben gelegt und sprach nun leise auf es ein: „Brav sein, Hannesle! Net heulen! Wann du brav bist, darfst du mit mir heimgehen, und dann erzähl ich dir ein schönes Gschichtle.“

Der Frankenthaler Anflug ihres Dialektes erfüllte Georg mit Entzücken. Ein Haufe Kinder drängte mit neu-

gierig fragenden Blicken herein und umstand das Paar. Marie wandte sich an den Ältesten:

„Du, geh ins Armenhaus nüber und sag dem Herrn Doktor Merkel – du kennst ihn doch? – ein schönen Gruß. Ich laß ihn bitten, er soll herkommen.“

Drei Knaben stürzten fort, während Marie leichter aufatmete.

„Darf ich das Fenster öffnen?“ fragte Georg, der in der schlechten Luft kaum atmen konnte. Marie öffnete das halbe Schiebefenster und sagte leise:

„Die Leute haben Angst vor der frischen Luft.“

Georg trat zu ihr. „Wie kann man nur hier wohnen,“ fragte er nach einer kleinen Pause, während sein Blick bewundernd über die hohe Gestalt seiner Nachbarin hinglitt; dann fügte er hinzu: „Das sollte nicht erlaubt sein. Das ist eine – –.“ Er unterdrückte einen heftigen Ausdruck.

„Gott, es sind nicht die einzigen, die so wohnen,“ entgegnete Marie, indem sie ihre Hände langsam ineinanderschob. „Die Leute können nicht einmal diese Wohnung bezahlen. Der Mann ist von Bilzheim heruntergezogen, um in der Fabrik zu arbeiten. Aber er hat einen bösen Finger bekommen, und da haben sie ihn nicht genommen.“

„So? Na, böse Finger heilen. Ich werde dafür sorgen, daß der Mann Beschäftigung bekommt.“

Er fühlte sich in diesem Augenblicke mehr als glücklich, daß er solch ein Versprechen geben konnte.

Ein freudiges Leuchten überglitt die klaren Züge des Fräuleins. „Da tun Sie ein gutes Werk,“ fuhr sie leise vor sich hinlächelnd fort.

Nun fiel es Georg ein, daß er sich noch gar nicht vor-

gestellt habe. Er nannte seinen Namen und bemerkte, als Marie den ihrigen nannte: „Ach ja, der Vater des gnädigen Fräuleins ist leidend. Doktor Merkel hat mir davon erzählt."

„Es geht ihm besser," sagte Marie leiser, und dabei hatte sie das Gefühl, als ob sie etwas Ungehöriges vorbringe. Es entstand ein Schweigen. Der Kleine auf dem Bett wimmerte still vor sich hin.

„Darf ich mir erlauben, den Leuten etwas dazulassen?" fragte Georg beinah schüchtern. „Ich hatte keine Ahnung, daß es Menschen gibt, die in einem solchen Loch leben."

„Sie sind zu gütig, aber – –." Marie schlug die Augen auf und blickte ihn einen Augenblick ernst an. „Eigentlich wäre es besser, wenn die Leute kein bares Geld in die Hand bekämen; der Mann hat sich hier das Wirtshaussitzen angewöhnt."

„Darf ich mir vielleicht erlauben, gnädiges Fräulein, Ihnen meinen Obolus zu überreichen? Sie kommen doch öfter hierher."

„Ja, und Sie dürfen sicher sein, daß jeder Pfennig gut angewendet wird. Mich dauert die arme Frau. Sie ist aus einem guten Bauernhaus."

Georg zog sein Geldtäschchen und gab Marie alles, was er Bargeld bei sich trug; es waren vierzig Mark.

Mit einem leisen Vergelts Gott nahm sie das Geld entgegen. Einen Augenblick blieben sie schweigend voreinander stehen. Der Schimmer eines leisen Lächelns trat wieder auf beider Mund und erhellte ihre Gesichter.

In diesem Augenblick betrat der Doktor die Stube. Als er Georg erblickte, zog er seine Brauen zusammen. Er

grüßte und trat raschen Schrittes an das Bett, um den Knaben zu untersuchen.

„Es ist nichts; in einer Stunde läuft er wieder wie ein Has," sagte er mit rauher Stimme. „Sie sollten aufstehen," wandte er sich nun, ziemlich grob, an die Frau, die sofort begann, über ihre Krankheit zu stöhnen. „Im Bett werden Sie nicht gesund. Warum setzen Sie sich nicht in den Garten?"

Georg überfiel bei diesen Worten ein leises Unbehagen; er hatte den Bauerndoktor noch nie im Verkehr mit Kranken gesehen und ahnte nicht, daß seine Gegenwart aufreizend auf seinen Hausgenossen wirkte.

Seine Stimme klang etwas herablassend, als er sich mit plötzlichem Entschluß zum Gehen wandte: „Na, Doktor, wir sehen uns vielleicht heute noch. – Es war mir eine Ehre, gnädiges Fräulein."

Und er wandte sich zum Gehen; da er aber die niedere Stubendecke vergessen hatte, stieß er beim Hinausgehen seinen Kopf an das Türgebälk, und diese Ungeschicklichkeit machte ihn ärgerlich. Zu seinem Erstaunen fand er seine beiden Freunde noch auf dem Platze, wo der Kreis der Zuschauer neugierig verstummte, als der „Baron" aus dem Häuschen trat.

„Na, ich dachte, Sie wollten in dem Palazzo übernachten," rief ihm der Usedomer, der einen roten Zettel in der behandschuhten Hand schwang, mit spöttischer Stimme entgegen.

„Was haben Sie denn da?" fragte Georg, um das Gespräch abzulenken.

„Eine Frechheit! Eine Einladung auf ein Kochbuch für Junggesellen! Hat mir eben ein rasierter Langkopf mit

dem unausstehlichen Lächeln überreicht, das sie hier alle haben."

„Das war der Hausier-Välte, ein Erzgauner," erklärte lachend der Amtsrichter. „Ich habe ihn erst gestern nausgeschmissen. Er wollte mir einen Öldruck, Susanna im Bade, aufhängen. Der Kunde macht hier und da die Stadt unsicher. Ein Erzfrankenthaler, der überall dabei ist, wo es einen Unfug auszuhecken gibt. Den Kerl würde ich einmal mit Vergnügen einlochen."

Der Freiherr lachte hämisch vor sich hin:

„Das müßte Ihnen doch ein leichtes sein, Herr Justizrat. Wozu ist denn die Justiz da? Die Kerle haben alle Spitzbubengesichter." Der Usedomer sah noch einmal rückwärts, um sich zu vergewissern, ob ihnen Marie Vollrath nicht vielleicht nachblicke; als er aber nur die Hadmarsheller Korona gewahrte, fing er an, mit schneidiger Stimme an den Frankenthalern im allgemeinen Kritik zu üben, als wandelnder Beweis, daß der räsonierende Chor der Weltkomödie überall mit Notwendigkeit hervortritt. Und auch der Amtsrichter Korbinian Schimpf hielt als Gegenspieler mit seiner Meinung über das Gesindel nicht hinter dem Berge, sondern sagte deutlich, was er im allgemeinen und besonderen von der ganzen Gesellschaft hielt. Er machte darauf aufmerksam, daß fast alle Frankenthaler hagere Leute seien, und wenn einer, wie der unaussprechliche Herr Gramlich, zu einem dicken Bäuchlein gelange, so dürfe man sicher sein, daß er ein klein bißchen aus der Art geschlagen sei, obwohl er die Weinbäuche nicht zu den schweren Mißbildungen der Deutschen rechne.

Mit raschen Schritten gingen die drei Männer durch die sommerlich prangenden Ufergärten talabwärts, in den

goldenen Abend hinein. Georg war froh, daß er im raschen Gehen seinen Gedanken nachhängen konnte, die spielend und zähe bei dem kurz vorher Erlebten verweilten. Dies war ein neues Frankenthal, das er eben, in diesem schmutzigen Stadtwinkel, kennen gelernt hatte. Er ging dem Häßlichen sonst gerne aus dem Wege; aber er hatte eine feine Nase, und der Geruch dieser lichtlosen, rauchgeschwärzten Armeleutestube zog ihm hartnäckig nach. Ein paar der Bilder wollten nicht von seinem inneren Auge weichen: er sah das Gesicht der bleichen Appel mit dem ewig schielenden, rührenden Kinderblicke eines armen Wesens vor sich herschweben; allein ehe er es sich gedacht, wandelte es sich in ein anderes, mit rosig vollen Wangen und ein paar warmen, tiefen blauen Augen, die unter den dunklen Brauen langsam und strahlend zu ihm aufblickten. Allein, wenn er versuchen wollte, sich die ganze Gestalt vor die Seele zu rufen, so rann alles in fließendem Spiel ineinander, und nur der Schimmer eines wunderbaren Lächelns schwebte licht und strahlend darüberhin.

Er blieb während des ganzen Spazierganges einsilbig, bis die drei Freunde, wie gewöhnlich, im Herrenstübchen des Goldenen Engels landeten. Hier ließ der Baron von Usedom sofort die Weinkarte kommen und las einige der edelsten französischen Sorten aus den Kellern des einheimischen Hauses Valtin Gramlich Nachfolger mit tadelloser Aussprache und einer Stimme ab, als wolle er sagen: Hört, hört, ihr Philister, solche Gewächse gedeihen auf der buckeligen Erde! Dann wandte er sich an Georg, indem er seine Hand mit dem Wappenring der Usedome gegen den Freund und Jüngling ausstreckte: „Was halten Sie von der schönsten Witwe der Welt, die leider einen gal-

lischen Namen hat? Ich meine die Veuve Cliquot. Ich habe zwar im allgemeinen einen Heidenrespekt vor den Witwen. Elles sont collantes! Auch diese Witwe macht keine Ausnahme. Elle nous collera! Aber ich kann nicht widerstehen. Was sagt Eure Exzellenz dazu?"

Georg griff in seine Tasche, holte sein Geldtäschchen heraus und stülpte das leere auf den runden Wirtstisch.

„Tu quoque, Brute!" stöhnte der Usedomer. „Sie haben Ihren Papa schlecht erzogen. Es gibt keine Eltern mehr. He, Knabe, bring mir den Mischkrug und einen echten Falerner, wie ihn Horaz trank, als er seine alkäischen Strophen auf dem Rücken der himmlischen Lalage absingerte. Dies ist übrigens die einzige Art, Metrik zu treiben, die auch mich mit dieser Wissenschaft versöhnen könnte."

„Wünschen der Herr Baron den gewöhnlichen Klingenberger?" sagte der Kellner, der die Gewohnheiten des Barons kannte.

„Verschwinde, Gesicht der Hölle! Heut trink ich Mosel. Aber daß Sie mir den Krätzer gut kühlen! Ich weiß zwar, daß dieser sogenannte Mosel ein biederer Rheinhesse ist; aber auch die armen Hessen sind nicht zu verachten. Nur an die Frankenthaler Weine kann ich mich nicht gewöhnen. Sie machen bös wie die Neckarweine."

Als der Kellner den Mosel gebracht hatte, versenkte der Usedomer seine kräftige Nase einen Augenblick in das grüne Glas, um schnüffelnd zu erfahren, ob nicht doch der märchenhafte Duft, der einen Gottessommer lang auf den Hügeln Burgunds oder am Stein bei Würzburg über den Rebenhügeln gewebt hatte, dem Glase entsteige. Dann

sagte er Brr! und leerte das grüne Hümpchen in einem Zuge.

Der Freiherr Elimar Hans Joachim von Usedom liebte, als Lehrer der französischen Sprache, das „genre tranché“, und hier erlaubte sich die Natur, einen Wein hervorzubringen, der ohne Widerrede, tout bonnement als Essig dienen konnte. Dies war mehr, als ein praktischer Philosoph mit einer gebildeten Zunge und einer kleinen Kriegspension ertragen konnte; aber er ließ seinen Landsknechtsunmut nicht an dem armen Weinchen in dem dünnen Fläschchen aus, sondern an den Menschen. Wein als Essig! Und Menschen als Leder! Eine schöne Welt! Eine herrliche Welt! Das Chaos drohte hereinzubrechen; das sternenlose Chaos war nahe; das philosophische Chaos war eine Tatsache!

Dieses langgesprächige Chaos wich erst einem problematischen Kosmos, als Georg zu guter Letzt doch noch ein paar Flaschen kaltgestellten Champagner auffahren ließ. Nun genoß der Freiherr, wenn auch verspätet, die Zungenseligkeiten eines bescheidenen Gottes; aber sein Auge war noch hell genug, um zu sehen, daß dieses goldig schimmernde Chaos vor ihm nicht Sterne, sondern Perlen gebar, und dieser Schöpfungsakt, der ohne Aufhören vor sich ging, brachte den Freiherrn wieder auf die festgegründete Erde zurück, wo nicht nur Goethe, sondern auch andere Überfrankenthaler eine Welt in einem Stengelglase gefunden hatten. Urworte der Weisheit vergingen auf seiner Zunge: Glissez, mortels, n'appuyez pas. Nicht ausgerutscht, ihr Thebaner! Dis kai tris to kalon! Was, du griechischer Lumpenhund meinst, das Schöne sei so selten? Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka? Integer

vitae scelerisque purus, sagte der Pfarramtskandidat, als die Magd in die Wochen kam. Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude. Und nun wollen wir einmal, wollen wir einmal! Und nun gehen wir zur dritten Flasche über!

Georg aber hörte diesen freiherrlichen Auslassungen mit einem Behagen zu, wie er es lange nicht empfunden hatte: sie bildeten, als dunkle Melodie der Weltseligkeit, eine wundersame Bestätigung seiner eigenen Seelenstimmung, die jede Nähe und jedes Wort als dunkles und doch wunderbares Glück empfand.

Siebentes Kapitel

Obwohl sich der Doktor Merkel vorgenommen hatte, das Vollrathsche Haus so bald nicht wieder ungerufen zu betreten, so war er doch eine Stunde nach seinem Zusammentreffen mit Georg und Marie in dem alten Häuschen in der Hadmarshelle wieder auf dem Wege dahin. Er machte jedoch einen weiten Umweg durch die sommerlich prangenden Gärten; er sprach sogar einige herumstehende Frankenthaler an, die er flüchtig kannte, und diese wunderten sich über die Gesprächigkeit des Bauerndoktors, dem sonst jedes Wort zuviel war. Hierauf betrat er eilig, ohne sich umzusehen, den alten Hausflur, als fürchte er, von einem pfiffigen Topfgucker gesehen zu werden.

In dem dunklen Flur, dessen Weinduft ihn seltsam anheimelte, vernahm er vom Garten her eine singende Stimme. Er dämpfte seinen Schritt und lauschte; er vernahm das alte Wiegenlied:

> Da droben auf dem Berge,
> Da wehet der Wind;
> Da sitzet Maria
> Und wieget ihr Kind.
> Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
> Dazu braucht sie kein Wiegenband.

Als das Lied verklungen war, klinkte er die Gartentüre auf und blieb auf der Schwelle stehen. Vor dem Brunnen, auf der alten Sandsteinbank, saß Marie und schob einen leichten, geflochtenen Kinderwagen hin und her. Vor ihr stand das Büblein des Joseph Hemberger aus der Hadmarshelle. Den Zeigefinger hatte das Bübchen an den

frischen Mund gelegt, und seine großen Augen blickten ernst und fragend auf die Lächelnde, die den Wagen nun im Schatten der Rosen stehen ließ und sich zu dem stehenden Kinde niederbeugte. Ein heller Lichtstreifen fiel durch das wirre Laubgitter der Bäume auf den blonden Lockenkopf des Kleinen und umwob ihn mit einer goldenen Glorie.

Der Doktor verwandte kein Auge von dem Bilde.

„Du bist ein Nimmersatt!" hörte er Marie sagen.

„Erzähl mir noch ebbs," bat der Kleine, indem er seine Händchen zusammenschlug. Marie schob den Kinderwagen in den Schatten einer Laube und fragte dann das Bübchen: „Bist du schon einmal einem Regenbogen nachgelaufen?"

Der Kleine entgegnete mit singender Stimme: „Ich därf net; die Mamme zankt, wann i mi noß mach."

„So? Da hat sie aber auch recht. Buben müssen auf ihre Sachen achtgeben. Und dann ist es auch nicht so leicht, einem Regenbogen nachzulaufen. Da muß man Siebenmeilenstiefel haben, wie der arme Däumerling, als er dem bösen Riesen davonlief. Denn die Wiese, wo der Regenbogen aufsteht, ist weit, weit weg von hier, in einem schönen, fremden Land. Da sieht es herrlich aus! Da stehen tausend und abertausend Blumen, rote, gelbe und blaue, beisammen. Die ganze Wiese ist wie ein kleiner Wald von großen goldenen und blauen Blumen. Da regnet es nun Regenbogenfarben Tag und Nacht. Die Blumen, die wie kleine Becher dastehen, werden alle voll, und wenn sie voll sind, laufen sie über."

„Da laufen sie über," wiederholte der Kleine, dessen Augen funkelten.

„Aber, wer meinst du, daß da unter den Blumenstengeln herumläuft? Lauter winzig kleine Wichtelmännle mit langen, seidenen Kleidern, mit langen, silbergrauen Bärten und langen Nasen. Die Bürschchen trippeln ängstlich hin und her, daß man ihre Füßchen nicht sieht; denn sie schämen sich, weil sie Gänsefüßchen haben. Ein jeder von den Wichtelmännlen trägt ein goldenes oder ein silbernes Becherle in der Hand, und wenn ein Blumenkelch voll ist, hebt er flugs sein Schälchen auf und fängt die Tröpfle auf, die da herunterfließen. Der eine sucht bloß rote, der andere grüne und der dritte blaue Farben. Auch unartige Buben gibt es bei den Wichtelmännlen, die herumlaufen und an den Stengeln rütteln, daß die anderen naß werden, und dann in den Wald laufen, daß sie keine Schläge kriegen. Wenn aber so ein kleines Männle sein Becherle voll Gold und Grün hat, dann trägt er es sorgfältig heim mit seinen beiden Händen, daß ja kein Tröpfle verschüttet wird. Und dabei spaziert er so gravitätisch einher, wie der Kaiser und die Kaiserin, wenn sie ihren Mantel um und die goldene Krone auf dem Kopf haben."

Marie war aufgestanden und ging nun, als ob sie eine Schale vor sich hertrüge, mit erhobenen Fußspitzen auf den Brunnen zu und wieder zurück.

Der Kleine blieb einen Augenblick nachdenklich stehen und fragte dann: „Was mache denn die Männle mit de Farbe?"

„Gelt, das möchtst du wissen? Weißt du, wo der Tanzberg ist? – Dort, tief unten im Berg, haben die Wichtelmännle eine große Färberei. Dort färben sie die schönen Kleider für das ganze Königreich der Wichtelmänner. Auch treiben sie mit schöngefärbten Stoffen-Handel in

fremde Länder, wos nicht regnet und darum auch keine Regenbogen gibt. Ah, du: im Tanzberg ist es schön; da haben sie ein schönes Schloß mit hundert Türmen und vier goldenen Toren, und rundherum wächst ein ganzer Wald von roten und von gelben Rosenbäumle, unter denen sie an schönen Abenden spazieren gehen, immer zwei und zwei. Alljährlich um Johanni, wenn die Johanniswürmle kommen, geben die Wichtelmännle einen großen Ball. Da gehts hoch her! Da gibts Kuchen, Waffeln, Marzipan, goldene Weihnachtsnüsse und andere gute Dinge, Herz, was begehrst du mehr! Hundert kleine Musikanten spielen und fiedeln in einem fort auf ihren Geigen, und das klingt so leise, weißt du, so wie Bienen summen an einem Sommerabend. Manchmal, wenn die goldigen Kerlchen ein bißle zuviel Rosentau getrunken haben, kommen sie auch heraus und spazieren beim Mondenschein mit ihren Fräulein, die alle wunderschöne goldene Krönle auf dem Kopf tragen, auf dem Tanzberg herum! Wenn sie aber merken, daß jemand kommt, husch, sind sie weg und verschwunden. Sie mögen die Menschen zwar wohl leiden; aber sie wollen doch nicht, daß man ihre Gänsefüßle sieht, und deshalb ziehen sie auch immer aus der Gegend fort, wo man ihnen auflauert. Merk dirs nur!"

Der Kleine wußte nicht, was er zu den Wundern sagen sollte. Vor seinen Augen funkelten noch all die Leckerbissen, die Marie vor ihm ausgebreitet hatte.

Da bemerkte Marie den Lauscher, der nun verlegen lachend näher trat.

„Ah, Sie sinds, Herr Doktor!" sagte sie, indem eine tiefe Röte ihre klaren, weißen Wangen langsam überzog. „Sie haben doch hoffentlich nicht gehorcht? Sie sehen, dem

Buben ist nichts passiert. Und jetzt plagt er mich in einem fort um Märchen, und da mein Vorrat erschöpft ist, muß ich wohl oder übel neue erfinden. Wenn ich dann im Zug bin, laß ich mich eben gehen, wenns auch nichts wird.“ Sie lachte nun leise, aber klangvoll vor sich hin, indes ein tiefer Atemzug ihre volle Brust hob und senkte.

„Ich bewundere Ihre Phantasie,“ sagte er nach einer kleinen Pause, weil ihm kein anderes Kompliment einfiel, und dabei quälte ihn die Empfindung, daß er eigentlich etwas Ungereimtes vorbringe.

„O, es geht an,“ sagte sie leichthin, indem sie sich setzte und eine Handarbeit vornahm, wobei der lichtgrüne Streif auf ihren dunklen, etwas krausen Haaren zarte, goldene Funken entzündete.

„Geh, Hannesle, spiel im Garten,“ wandte sie sich an den Kleinen, der in Gegenwart des fremden Herrn scheu an dem Laubgitter herumzupfte und nun vergnügt auf den Brunnen zulief, wo er mit großem Ernst in dem frischen Wasser herumplätscherte.

„Sie sehen, der Bub kann schon wieder laufen. Kinder haben ihren eigenen Schutzengel. Ich hab mir das Hannesle gleich mitgenommen und mir auch das jüngste in dem Wägele von unserer Madlene rüberholen lassen, daß es in andere Luft kommt. Es ist ein Jammer. Der Hemberger geht hier zugrund. Das ist kein Guter. Aber sein Büble is nett. Nur ein bißle zu zahm für einen Buben. Da war ich ganz anders, gelt, Madlene?“ wandte sie sich zu der alten Magd, die Kopfsalat putzend in der dunkelsten Ecke der Laube saß und nun vor sich hinbrummend mit ihrer Schüssel aufstand und davonging.

„Madlene kennt alle Gespenster- und Spukgeschichten in der ganzen Umgegend, eine unglaubliche Menge. Als Kind hab ich sie den ganzen Tag mit Erzählen gequält, und ich war unglücklich, wenn sie immer wieder die alten Geschichten anfing. – Ach ja, später hat man andere Sorgen! Als sie keine neuen mehr wußte, erfand ich mir selber Märchen. Und denken Sie, heute kann ich nur noch Geschichten lesen, die wahr sind."

„Mir geht es geradeso," erwiderte der Doktor, glücklich über diese Übereinstimmung.

„Früher hab ich überhaupt sehr viel gelesen. Jetzt komm ich nur noch selten dazu," fuhr sie fort; „im Haus gibt es immer was zu tun. Ich langweil mich auch nie, wenn ich allein bin. Ich kann ganz ruhig eine Stunde dasitzen und still vor mich hinblicken. Und denken Sie, als Kind war ich ziemlich wild; am liebsten wär ich überhaupt ein Bub gewesen. – Die Männer haben es überhaupt viel besser auf der Welt."

„Meinen Sie?" fragte er, indem er unmerklich vor sich hinlächelte. Sie kam ihm, während sie so dasaß und heiter plauderte, wie ein Wesen vor, mit dem eine Wandlung vorgegangen war. In ihren Augen, deren Blick ihn zuweilen flüchtig traf, lag ein tiefes, strahlendes Licht; ihre Oberlippe stand etwas vor und gab ihrem frischroten Mund etwas Herausforderndes. Sonst atmete ihr Wesen klare Ruhe.

Es entstand ein Schweigen. Ein unsichtbarer Hauch bewegte die Blätter der Laube und webte leise in dem grüngoldnen Dämmerlicht der hohen Baumkronen.

„Was haben Sie denn da für ein Buch?" fragte der Doktor, indem er nach einem alten, zerlesenen Bande

langte, der neben einem Häufchen Rosen auf dem hölzernen Tisch der Laube lag.

„Den Nachsommer, von Stifter. Ich hab das Buch in der Bibliothek meines Großvaters gefunden. Ich habe es jüngst einer Freundin geliehen. Sie findet es langweilig. Ich aber lese gern solch ruhige, stille Sachen. Kennen Sie es nicht?"

„Nein, ich lese überhaupt nie Romane." In seiner Stimme lag eine grimmige Verachtung des Geschreibsels, das von einer Welt erzählte, die er nie kennen gelernt hatte.

Marie wandte den Kopf, als ob sie auf eine Vogelstimme lauschte.

Der Doktor fuhr fort: „Wenn ich überhaupt zum Lesen komme, lese ich volkswirtschaftliche oder geschichtliche Werke. Gestern war ich auf dem Rathaus, um mir alte Urkunden zeigen zu lassen. Dabei ist mir wieder aufgefallen, daß die Leute gar nichts über ihre Geschichte wissen."

„Kennen Sie die Frankenthaler Chronik, die einer unserer Vorfahren veröffentlicht hat, der hier Ratsschreiber war? Ich glaube, nicht sehr lange nach dem Bauernkrieg. Nein? Die muß ich Ihnen doch gleich holen!"

Sie stand auf, blieb einen Augenblick, die Hand in das kühle Naß getaucht, an dem rauschenden Brunnen neben dem Knaben stehen und ging dann raschen Schrittes in das Haus, von wo sie nach kurzer Zeit mit einem dünnen, schweinsledernen Bändchen zurückkam, das sie dem Doktor aufgeschlagen überreichte. Er überflog den Titel: Chronica, Zeit vnd Jahrbuch von der Statt Frankenthal. Ursprung, was sich drinnen verloffen, durch Johannsen Vollrath zusammengetragen.

Dann blätterte er mit leicht zitternden Händen in dem mäßigen Band, hier und da bei einem der zahlreichen kleinen Abschnitte verweilend: „Nachdem die Statt Frankenthal an Burger fest zugenommen, vnd aber kein bestendig Wesen bleiben mag, on Ordnung vnd Gesätz: demnach erwählten sie zu Frankenthal, wie Romulus zu Rom zum ersten vnderschied eines Volks Patricios, die man Patres, das ist Vätter nennte. Dann, wie ein Vatter sorg für seine Kinder tregt, also sollen sie sorge haben für die ganze Statt vnd dem gemein Nutzen wohl vorstehen. Sie wurden auch Senatores, das ist die Aelteren, genannt; die Andern des Volkes hat man Juniores oder Minores geheißen, die Unterthanen.“ In zahlreichen kleinen Kapiteln erzählte der würdige Ratsschreiber alles, was er über Vergangenheit, Stellung, Alter und Abstammung der einheimischen Geschlechter in Erfahrung bringen konnte; desgleichen gedachte er der mannigfachen Nöte der Zeit, der Kriegsstürme und Feuersbrünste, der Hungerjahre und zahlreichen Überschwemmungen, die sich besonders dem Brennholz gefährlich erwiesen. –

Auch eine philosophische Ader schien der Chronist besessen zu haben. Seine Erzählung der Nöte des Bauernkrieges schloß wenigstens mit der Betrachtung: „O du unbestendiges, verfluchtes glück, wie schnell hast du doch alle sachen umkehret vnd zerrüttet! Du verblendest denen Unterthanen die Augen ihrer Herzen, daß sie nit mehr sehen mochten, was göttlich, ehrlich vnd redlich war, malest ihnen für, sie sollen aller Beschwerden frey vnd selbst Herren werden vnd machst doch nichts anders aus ihnen, denn Sklaven vnd Knechte.“

„Ihr Ahne muß ein konservativer Herr gewesen sein,“

sagte der Doktor, ohne eine Miene zu verziehen. „Die Senatoren und Junioren sind auch nicht schlecht. Und auch das S. P. Q. F., Senatus populusque Frankenthalensis, das über dem Portal unseres Rathauses eingemeißelt steht, hat seine Reize." Dabei hatte er das Gefühl, als ob eine leichte Bitterkeit in ihm aufsteige. Marie sah ihn mit flüchtigem Blick von der Seite an.

„Darf ich das Buch mitnehmen?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Gewiß, wenn Sie es interessiert," antwortete sie. Dann begann das Lächeln von neuem um ihren Mund zu weben, und nach einer Weile sagte sie mit etwas leiserer Stimme: „Ich habe heut einen schönen Tag. Herr von Büttner hat den Hembergersleuten so geholfen, daß sie noch eine Weile zuwarten können."

„Herr von Büttner ist ein guter Kerl," entgegnete der Doktor; und er fuhr fort, Georg etwas von oben herab zu loben, wobei er im stillen auf sich selber ärgerlich war. Marie hörte ihm mit ernster Aufmerksamkeit zu. Nach einer kleinen Weile legte sie ihre leichtgekrümmten Hände untätig in den Schoß und blickte mit halbgeschlossenen Lidern vor sich hin. Der Schatten eines leisen Kummers legte sich auf ihre Züge, und ein leiser Seufzer entstieg ihrer Brust; sie griff nach einer Rose, deren überreife Blätter von der leichten Berührung langsam niederstoben.

„Es müßte so schön sein, allen Menschen zu helfen. Es ist so viel Elend auf der Welt," sagte sie endlich, wobei sie, wie in fremden Gedanken, den Kopf leise schüttelte.

Der Doktor nickte; er wußte nicht, was er entgegnen sollte. Einen Augenblick schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie schön es sein müßte, dieses Wesen, aus dessen

Augen der Abglanz lauterster Güte sprach, als seine Frau heimzuführen; aber das Bewußtsein seiner Lage kam jäh über ihn und färbte seine Schläfen mit der leichten Röte einer seltsamen Scham.

„Am meisten dauern mich die armen Leute, die vom Land herein in diese winkeligen Wohnungen kommen.“

„Sie sollen draußen bleiben. Bauern sind Bauern. Unsereins bleibt nur durch die Berührung mit der Erde gesund.“

Es war ihm eine wahre Wonne, sich selbst als Bauern hinzustellen, und das Gefühl, daß er sich dadurch jede Hoffnung auf das schöne Mädchen vor ihm nehme, erfüllte ihn mit einer seltsamen Wollust. Dann brach er plötzlich ab, ohne jedoch den Mut zu finden, dem Gespräch ein Ende zu machen.

Marie pflückte vom nächsten Strauch, wie aus Versehen, eine halbreife Rose, deren kaum erschlossenen Kelch sie mit zartem Fingerdrucke auseinanderbog, und dabei erzählte sie mit leichter Gelassenheit, was sie alles tun würde, wenn sie als Mann in der Welt stünde: reisen, bauen und den Menschen helfen.

Der Doktor verwandte kein Auge von dem Spiel der schönen, etwas vollen Finger. Warum reizte ihn die Sehnsucht, die sich da in halben Worten und einer schönen Gelassenheit verriet? Ihn überstahl das herbe, gehässige Gefühl, als müsse er sich dagegen auflehnen, wie gegen ein Wesen, auf das er schon im Geiste seine Hand gelegt habe, die nicht gewohnt war, Ungehöriges zu dulden. Dabei machte es ihm eine bittere Freude, finster und unnahbar dreinzusehen, während Marie mit warmer, lebensvoller Stimme sprach. –

Plötzlich aber legte sich ein tieferer Schatten über ihre Züge, und sie verstummte, während das Gefühl, daß sie eine heimliche Sehnsucht vor einem Unberufenen verraten habe, seltsam rege in ihr wurde. Sie stand auf und blickte nach dem Hause, als ob sie von dorther einen Tritt vernehme; dann glitt ein flüchtiges Leuchten über ihre Züge, und die volle Fülle des Lebens sprach mit einemmal aus dem raschen, schwebenden Schritt, mit dem sie auf den kleinen Knaben zutrat, der aus einem Gartenwinkel hergelaufen kam, wo er sein Händchen an einer Brennesselstaude verbrannt hatte.

Sie hauchte heilend auf die wehe Stelle; sie küßte das Bübchen, lachend und tröstend, selber ein heiteres Kind.

Der finster dreinblickende Doktor erhob sich, um Abschied zu nehmen, und sie reichte ihm mit lächelnder Freundlichkeit zu kurzem Druck die Hand. In diesem Augenblick betrat der alte Vollrath in seinem schäbigen Tuchrock den Garten, und der Doktor mußte wiederum eine gesalzene Klage über das böse Jahr über sich ergehen lassen: die Weinblüte war in Frosttage hineingeraten, es stand kaum ein Drittelherbst zu erwarten, und diese gottverfluchte Fabrik zog alle Arbeiter an und machte es unmöglich, die alten Weinhäcker zu bekommen. Der Frankenthaler begleitete den Doktor sogar bis ans Haustor, um seinem Haß im Anblick der Fabrik, deren Schornsteine ohne ihre Rauchfahne im Gold des Sommerabends standen, genugzutun.

Als die beiden Männer im Hausgang verschwunden waren, trat Marie an das nächste Rosenbeet und schnitt mit einer Schere, die sie an einem Kettchen trug, die halbverblühten Rosen ab. Ein schimmernder Regen feiner

Rosenblätter fiel auf ihre Füße, während ein heimliches Lächeln ihren vollen, roten Mund umblühte und ein wundersames Gefühl dunkler Lebenssehnsucht in ihrer Seele spielte. Doch die Gestalt des Doktors schritt nicht ein einziges Mal durch ihr Sinnen. –

Dieser aber nahm, ohne sich umzusehen, den Weg über die Karlsbrücke und ging mit hastigen Schritten auf dem rechten Ufer in das sommerlich glänzende Feld hinein, als wollte er einer quälenden Unruhe entrinnen, die doch eine seltsame Seligkeit auf ihrem Grunde barg. Je schneller er ging, desto bewegter wurden seine Gedanken, und der Lebensplan, der langsam, wie ein heimlich webender Kristall in ihm gewachsen war, gewann gebieterisch Gestalt. Ein Durst nach Macht erfüllte seine Seele, und die Gewißheit, daß er imstande sei, seine Hand auf die ganze Gegend zu legen, befeuerte seine Schritte, seine Blicke, sein ganzes Wesen. –

Als er sich endlich, nach einer Stunde raschen, kräftigen Gehens, umwandte, lag die Stadt in lichter, golddurchwobener Dämmerung weit hinter ihm. Eine zarte Wolke blauen Rauches schwamm über den dunklen Dächern und Türmen und verglomm im rosigen Dunkel des Abends, der so lautlos niedersank wie der perlende Tau, der als leichte Last die Gräser bog. Ihm kam alles wie verwandelt vor. Der leise Abendhauch, der in atemgleichen Zügen das Tal heraufstieg, brachte spielend leise, zarte Glockentöne, die den Frieden im Verklingen noch vertieften, aus der dörferreichen Ferne. Die breiten Purpurstreifen des westlichen Horizonts blichen ganz gemach, und von den Sternen, die blaß am reinen Himmel keimten, fiel eine sanfte Kühle. Seine Stimmung hatte umgeschlagen, und

das ganze Leben erschien dem Schauenden plötzlich als etwas Fremdes, Wunderbares, das fremd und doch vertraut vor seinem Geiste ruhte.

Die hellen Stimmen zweier Paare, die von einem Ausflug heimkehrten, schreckten ihn aus seinem Sinnen auf, und langsamen Schrittes kehrte er den gleichen Weg zurück.

In dem Doktorsgarten fand er seine Wirtin auf einer Bank sitzend, und er gesellte sich zu ihr. Er war froh, in der Nähe eines Menschen zu sein und doch schweigen zu können.

Langsam kam der leuchtende Vollmond zwischen den dunklen stillen Bäumen herauf und übergoß die Wege und freien Lichtungen über den Beeten mit der dämmerklaren Fülle seines silbernen Lichtes, während unter den Bäumen, deren lichtes Gezweig wie gebannt in den weichen Schimmer tauchte, unbewegliche Schattenmassen ruhten. Zuweilen regte sich im nahen Geäst ein verschlafener Vogel wie im Traume, oder der nahe Tritt eines Heimgehenden unterbrach die sehnsüchtige Stille der atmenden Gärten. Sonst störte kein Laut und kein Ton die unendliche Ruhe der warmen Sommernacht, in deren tiefem, blauem Himmel zahllose Sterne funkelten. Nur ein leiser, bitterer Duft durchschwamm zuweilen die weiche Luft, und das Auge blickte in eine schimmernde Ferne geheimnisvollsten Lichtes.

„Dort ist ein Stern gefallen; wünschen Sie sich was!“ sagte nach langem Schweigen Frau Seyfried.

„Meine Wünsche haben noch keinen Namen,“ antwortete der Doktor mit einer Stimme, in der etwas Hartes lag, indem er aufstand. „Ich habe noch zu arbeiten.“

Achtes Kapitel

Am nächsten Morgen wurde Georg von einem Frankenthaler Bettelbrief überrascht, in welchem ihn das Simmele zum Grafen erhob und in jämmerlichsten Briefstellertönen um eine Unterstützung bat. Frau Doktor Seyfried, der er von dem Brief erzählte, fand an dieser Standeserhöhung ungeheures Vergnügen. Er selbst aber hatte die Unvorsichtigkeit, am gleichen Tage, von einem lächelnden Gesichtchen angezogen, die Gerbergasse zu begehen, und geriet in einen Hinterhalt. Das Bettelweib stürzte ihm auf offener Straße entgegen, und da er bemerkte, daß sich sofort ein Zuschauerkreis um sie zu bilden begann, betrat er mit der Alten rasch deren Häuschen, um da ihr Anliegen anzuhören.

Wieder umfing ihn der unleidliche Armeleutegeruch, den er am vorhergehenden Tage schon in der Wohnung der Hembergersleute wahrgenommen hatte. Sonst sah es in dem niederen Stübchen ganz ordentlich aus; an den Wängen hingen Heiligenbilder und Photographien, und in der hinteren Ecke stand sogar ein hohes, sauber überzogenes Paradebett. Die Appel saß nähend am Fenster und sprach kein Wort, als der „Herr Baron" mit ihrer Mutter das Stübchen betrat, in dem er kaum aufrecht stehen konnte. Ein flüchtiges Erröten legte sich auf ihre Wangen, und ein Blick schoß zu ihm herüber; dann erhob sie sich, blieb einen Augenblick mit gesenkten Lidern stehen und ging dann rasch, als ob sie sich schäme, mit ihrer Arbeit in das hintere Zimmer.

„A brav's Mädle," sagte die Alte, indem sie ihrer Tochter mit vergnügtem Augenzwinkern nachsah. „Ich bin aa

a Mädle gween; äwer sou brov wie die Appel net. Un Liebetät is halt ebbs schöns. Im vorige Summer is a Herrschaft dogween, recht feini Leut; die hätte die Appel gor zu gere mitgnumme. Äwer i sog alleweil: daham is daham, un gedient is gedient. Ich woß, wos diene is."

Georg sah sich verlegen in dem Zimmer um; er bemerkte, daß einige Kinder ihr Gesichtchen außen an die Fensterscheiben preßten, um die Szene zu belauschen.

Die Alte war indessen mit einer listigen Wendung auf ihre Krankheiten zu sprechen gekommen, die in keinem Doktorbuch zu finden waren. Es zwickte sie in den Zehen und in den Därmen, und dieses verflixte Zwicken war nicht dazuzubringen, an einem Ort zu bleiben: es wanderte umher und wurde da zum Reißen und dort zur Wassersucht oder zu einem Kopfleiden, dem die verschiedensten fränkischen Müttergottes, die schwarze von Retzbach und die weiße von Werbachhausen, nicht beikommen konnten. Jetzt wollte sie eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln versuchen und die Appel mitnehmen, die wunderschön beten könne, besser als eine alte Klosterfrau.

Um loszukommen, gab Georg dem Bettelweibe ein Zehnmarkstück und entzog ihm rasch die Hand, auf die sich die Hexe küssend niederbeugen wollte.

Unter der Tür begegnete ihm ein frech grinsender Bursche, der ein kleines Päcklein in einem Tuche an einem Stock über der Achsel trug: es war der Hamster-Florian, der vor ein paar Wochen aus dem Kreisgefängnis heimgekehrt war, wo er eine sechswöchentliche Gefängnisstrafe wegen Diebstahls verbüßt hatte. Georg fühlte einen unausstehlichen Ekel vor dem Kerl, der ihm mit zusammen-

gekniffenen Augen nachsah und dann mit kühnem Schwung ausspuckte.

Als Georg, von seinem Spaziergange zurückkommend, den Seyfriedschen Garten betrat, wurde er von Herrn Gramlich angerufen. Der Frankenthaler hantierte unter seinen Rosen herum, deren Pracht im ersten sommerlichen Glanze glühte. Er schien von ungeheuerer Heiterkeit beseelt; seine Nase glänzte, und die Runzeln in seinen Augenwinkeln breiteten sich wie ein Netz heiterer Strahlen gegen seine Schläfen aus. Schon von weitem winkte er dem Heimkehrenden mit seiner rundlichen Hand:

„Tag, Herr Baron! Gehts gut?"

„Danke. Wies gehen kann, wenn man kein Frankenthaler ist."

Sie standen seit einiger Zeit auf scherzhaftem Kriegsfuße miteinander.

„Was nicht ist, kann noch werden. Hm — Sie sehen brillant aus, ungefähr so, wie wenn Sie das Problem gelöst hätten, warum sich die Menschen küssen."

Georg lachte: „Das ist doch kein Problem!"

„Was? Erlauben Sie! Das hat noch kein Professor und kein Ehemann gelöst, warum die Menschen eigentlich schnabulieren. Vergangene Fastnacht hab ich unserm Redakteur vom ‚Frankenboten' die Idee nahegelegt, er soll doch einmal, des Spaßes halber, eine der so beliebten Rundfragen über den Kuß und seine Bedeutung veranstalten, zum Faschingsvergnügen. Richtig hat ers auch getan. Wissen Sie, wieviel Antworten eingelaufen sind?"

„Nun?"

„Eine! Auf einer Postkarte — mitten darauf war ein Klecks, der wie eine Träne aussah, — stand geschrieben:

‚Ein Kuß ist ein Kuß! Unterzeichnet: Eine Frankenthalerin.' Das ist tief, was? Ja, so sind wir! Wissen Sie, Herr Baron, über gewisse Dinge redet man in Frankenthal nicht. Man tut sie, aber man beschreit sie nicht, außer wenn andere sie tun."

Er meckerte vor Vergnügen. Georg wurde nachdenklich.

„Wollen Sie eine Rose?" fuhr der Überspieß, wie Georg den Herrn Gramlich im Freundeskreis zu nennen pflegte, mit einem weisen, bedeutsamen Zwinkern fort, indem er eine wunderbare, mehr als reife Teerose über den Zaun herüberreichte. „Sie haben wohl schon viel Rosen gepflückt?"

Georg warf dem kleinen Herrn einen forschenden Blick zu: Was sollten diese Reden bedeuten?

Herr Gramlich aber tat ganz unschuldig: „No, Sie werden doch wissen, was man so Rosenpflücken heißt? Ja, so gehts in der Welt: die einen pflanzen die Rosen, und die anderen pflücken sie."

„Es gibt auch Leute, die beides tun!"

„Selten! Wissen Sie, bei der Rosenzucht kommt es sehr auf den Boden an. Nicht jede Gegend hat guten Rosenboden. Hier ist er nicht schlecht, und zur Not kann man auch nachhelfen. Ich lasse immer ein bißle Lehm in die Erde mischen. Sie sehen das Resultat. Glänzend! Meine Teerosen duften wie ein Märchen. Ja, mein lieber junger Freund, im Dreck wachsen keine Rosen . . . . ."

In diesem Augenblicke ertönte aus der nahen Laube, deren Wände keinem feindlichen Blick Eingang gestatteten, ein unterdrückter Wonnelaut und ein elfenzartes Schmatzen. Was war das? War es ein Rosenspuk oder eine rätselhafte Wirklichkeit?

Herr Gramlich zog seine Brauen empor; doch in der Laube blieb alles still: kein zweiter Laut erreichte das Ohr des Lauschenden. Nach einer Weile aber trat Fräulein Hulda, die älteste der Gramlichstöchter, mit geneigtem Köpfchen, das wie eine reife Rose glühte, aus dem Versteck und wandelte mit engelhaften Unschuldsmienen auf ihren Vater zu, der sie forschend ansah und dabei das Knacken einiger Zweige von der Laube her überhörte. Sie begrüßte Georg mit einem ganz spitzbübischen Blick, und der herzliche Händedruck, den die jungen Leute wechselten, schien dem zuschauenden Vater kräftig genug, um die schönste Paradiesestür zu öffnen. Er nahm seine Brille ab, um sie umständlich zu putzen; allein eh er dazu kam, die Idylle vor seinen Augen durch die gereinigten Gläser zu genießen, war Georg aus dem Rosenfegfeuer entflohen: der Briefträger war mit Briefen auf ihn zugetreten und meldete ihm, daß ein Besuch seiner warte.

Als er sein Zimmer betrat, sah er zu seinem größten Erstaunen seinen Vater am Tische sitzen. Der Bankier stand nicht auf, als sein Sohn hereinkam, sondern streckte ihm bloß zwei Finger seiner rechten Hand entgegen.

„Du bists, Vater!“ sagte Georg, fast bestürzt, da er hinter diesem unerwarteten Besuch etwas Unangenehmes witterte.

„Du hast mich wohl nicht erwartet?“

Es lag ein Ton in der Stimme, der dem Sohne auffiel.

„Kann ich eine Flasche Wein haben?“ fragte der ruhelos auf und ab gehende Mann. „Aber keinen Krätzer.“

Georg ging in den Flur und gab der alten Magd die nötige Weisung.

„Ich komme dir doch nicht ungelegen?" fragte der Bankier mit leichtem Hohn in der Stimme.

„Nein."

„O, ich komme immer da, wo man mich am wenigsten erwartet. Hähä! Du hast dirs ja gemütlich eingerichtet. Spielst, wie ich höre, den großen Herrn und Schwerenöter! Der Direktor Speckle hat mir übrigens deinen Geschäftsblick und deine Auffassungsgabe gerühmt. Hab ich übrigens gewußt. Das müßte des Teufels sein, wenn in meinem Sohn kein Geschäftsmann steckte!"

„Hast du Geschäfte in der Gegend?" sagte Georg rasch, um von der Fabrik wegzukommen.

„Ich habe immer Geschäfte, mein Lieber. Ich habe keinen Vater, der mich wie einen Fürsten leben läßt."

Georg wurde rot, und es fuhr ihm heraus: „Hast du wieder Ärger?"

Sein Vater warf ihm einen schiefen Blick zu und brach in ein grimmiges Gelächter aus: „Sehr schön gesagt – Ärger! Als ob Geschäfte etwas anderes wären als Ärger. Und Dank hat man ohnehin keinen. Oder?"

Er sah seinen Sohn mit zusammengekniffenen Augenbrauen an.

„Du tust mir unrecht, Papa."

Diese Antwort erhöhte nur die Heiterkeit des Bankiers. Die Magd war mit dem bestellten Wein gekommen. Er schenkte sich ein und leerte das Glas auf einen Zug. „Natürlich, wir Alten tun der Jugend immer unrecht! Wozu sind wir denn da? Ich weiß es wenigstens. Ich fungiere als Kassierer meines Sohnes. Das ist der höhere Zweck meines Daseins. Ein schöner Zweck! Ja, ja, wenn mich ein Philosoph fragt, warum ich auf die Welt gekommen

bin, so brauch ich ihm keine Antwort schuldig zu bleiben!"

„Du kommst von Monrepos?"

„Jawohl! Der Fürst hat mich heute früh vom Bahnhof abholen lassen. Er hat mir gesagt, daß du deine Karte abgegeben hast. Er bedauert sehr, daß er deinen Besuch nicht erwidern konnte. Aber er ist sehr in Anspruch genommen. Nächste Woche geht er nach Schottland. Der hat was von seinem Leben. Im Herbst wirst du eine Einladung erhalten. Die Durchlaucht hat mir erzählt, daß es eine alte Familiensitte sei, die Honoratioren der Gegend zur Weinlese einzuladen. Der Fürst will in Zukunft die längste Zeit des Jahres hier verbringen, um zu sparen."

Der Bankier lachte hämisch; dann fuhr er fort:

„Übrigens ein ganz vernünftiger Plan. Der Fürst sieht ein, daß jedes Kapital arbeiten muß. Das Kapital kümmert sich den Teufel um den Adel. Ich habe dem Windhund nahegelegt, daß die alte Firma Kreß & Co. sichs zur Ehre schätzen würde, dieses Geld zu fruktifizieren. Der Mann weiß ja noch gar nicht, was er an seinen Waldungen hat. Apropos! Hast du dir die Gegend näher angesehen?"

„Aber natürlich."

„Im Hinterland gibt es alte Bauernhöfe, aus denen die herrlichsten Güter zu bilden wären, wenn man das Gelump zusammenkaufte. Und man bräuchte nicht einmal Bargeld, wenn man den Wald einfach abschlüge und mit dem Erlös die Bauern ablöste. Ich bin gar nicht abgeneigt, dich auf ein solches Gut zu setzen."

„Du wolltest –?" stammelte Georg, den die nahe Er-

füllung seines Wunsches mit einem jähen Gefühl der Freude erfüllte.

„Ich sage nicht nein. Du weißt gar nicht, welchen Papa du an mir hast. Ich bitte nur, kein Wort verlauten zu lassen. Ich wünsche sogar, daß du etwas fleißiger auf das Fabrikbüro gehst als bisher. Ich habe auch damit meine Pläne. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir die Fabrik unter unsern Einfluß bringen."

„Du sollst mit mir zufrieden sein, Papa." Da der Bankier nichts entgegnete, fuhr Georg nach einer Pause fort: „Weißt du auch, Papa, daß wir noch Verwandte in der Gegend haben?"

„Das kann sein. Hast du sie besucht?"

„Nein. Nur die Scharlachschusterin aus Birkenfeld hat mich einmal besucht."

Der Bankier schwieg einen Augenblick vor sich hin, eh er fortfuhr:

„Wie die Leute hier sind, kann es nicht schaden, wenn du einmal gelegentlich bei der Freundschaft einkehrst. Du kannst allerlei erfahren, was mir nützen kann."

„Schön. Ich werde also am nächsten Sonntag mal nach Birkenfeld naufreiten."

In diesem Augenblick wurde die Stimme des Herrn Gramlich auf dem Vorplatz hörbar, und gleich darauf betrat der Frankenthaler strahlenden Gesichts das Zimmer. Er beklagte sich in den lebhaftesten Ausdrücken, daß Herr von Büttner sich nicht angemeldet habe und sich überhaupt so selten mache. Georg aber empfand das lebhafteste Bedürfnis, ins Freie zu kommen. Er ließ die beiden Herren allein und ging in den Garten, wo er aus dem Dunkel der Bäume in die Helle des Mondes

und aus der Helle wieder ins Dunkel schritt. Der Ton einer Geige kam wie ein Hauch durch das regungslose Gezweig der alten Linden; ein Mädchenlachen fiel aus einem Giebel in die Milde der schlafenden Gärten. Aber alles rührte nur wie ein Hauch an die Trunkenheit seines Glückes: die ganze schlafende Stadt, die Menschen, mit denen ihn dieser Sommer in Verbindung gebracht hatte, alles war verwandelt und zeigte ein strahlendes Gesicht. Als einzige Dämpfung seines Jubels empfand er das Verbot des Schweigens, das ihm sein Vater auferlegt hatte; denn im Grunde seiner Seele empfand er das Bedürfnis, seine Pläne allen seinen Bekannten gegenüber zu rechtfertigen und offen als der Mann dazustehen, den er in sich selbst sah.

Diese Stimmung hielt die ganze Woche hindurch an, wenn sie auch mit jedem neuen Tage etwas ruhiger wurde. Auch der Umstand, daß er aus der Hadmarshelle eine Unzahl Bettelbriefe bekam, störte nicht das besondere Gefühl gehobenen Lebens, mit dem er durch Frankenthal dahinschritt, wo sein Besuch in der Hütte des Simmele die Zungen in scharfe Bewegung gesetzt hatte. Eine solche Gelegenheit, moralische Entrüstung zu äußern, ließen sich die Frankenthalerinnen nicht entgehen, und auch die jungen Frankenthaler, die in schönen Nächten die Gerbergasse mit sicheren Absichten unsicher machten, wußten nun, auf wen es das alte Bettelmensch abgesehen hatte. Georg, den nun einmal der Zauber freier Ungewöhnlichkeit umwitterte, wurde weniger durchgehechelt und nur von den älteren jüngeren Damen, deren Hoffnungen schon ein wenig säuerten, schonungslos verurteilt. Übrigens erhielt er während der folgen-

den Tage einen Bettelbrief nach dem andern, aus denen er entnehmen konnte, daß seine Standeserhöhung bei der Majestät des Volkes in der Hadmarshelle eine bekannte Sache war und seine Hochherzigkeit und seine Herzensgüte zu den öffentlichen Tatsachen der Stadt gehörten. Da er jedoch keinen einzigen beantwortete und auch bei seinen Ausgängen die Gerbergasse mied, so blieben die Briefe allmählich aus, und das Geschwätz verstummte zu einem Murmeln, das nicht lauter klang als die Frankenthaler Küsse, die in der Rosenzeit das geheimnisvolle Dunkel seliger Sommernächte vertieften.

Als er am folgenden Samstag seiner Wirtin Mitteilung machte, daß er die Absicht habe, die Scharlachschusterin am Sonntagnachmittag in Birkenfeld besuchen zu wollen, erklärte die kleine Frau, daß sie mitgehen werde, um nach dem Stand des Obstes zu fragen und aus dem Hühnerhof der Vev einen Hahn zu kaufen.

„Sie gehen ja nach Bilzheim zu einer landwirtschaftlichen Versammlung," wandte sie sich hierauf an den Doktor. „Da können wir Sie ein Stück Wegs begleiten. Ich mach lieber den Umweg über das Appental, daß ich nicht steigen muß. Mein Herz dermachts nimmer."

Der Doktor wäre ja am liebsten allein gegangen; aber den Wunsch seiner Wirtin konnte er nicht ablehnen, und so zogen denn die drei am Sonntagnachmittag bei glühendster Hitze aus.

Georg war in sprühender Laune. Trotz seines Versprechens, noch nichts über einen Gutskauf verlauten zu lassen, konnte er sich nicht enthalten, seinen Begleitern ausführlich darzulegen, wie leicht sich große Güter in dem Hinterlande, wo auch manche stattliche Einzelhöfe von Schul-

denbauern bewohnt waren, zu einem großen Mustergut schaffen ließen. Der Anblick des Schlosses Monrepos befeuerte seine Phantasie zu kühnster Betätigung: er war mit seiner Schöpfung im reinen und konnte sich sogar gestatten, hier, zur Abrundung, einen Schnörkel anzubringen oder dort einen kleinen Luxus zu entfalten. Er legte die saftigsten Wiesen, deren wohliger Heuduft ihm in die Nase stach, zu weiten Flächen zusammen und nahm auch an Wäldern, was vor seinen Augen lag. Er züchtete die feurigsten Füllen und Ackerpferde und führte die glänzendsten Maschinen ein. Aber von Zeit zu Zeit versäumte er, zur Stütze seines Schloßbaues, doch nicht, auf dieses oder jenes berühmte Mustergut des Landes hinzuweisen, als ob das bloße Dasein solcher Herrengüter die Herrlichkeit seiner eigenen Schöpfung verbürgte.

Der Doktor ging so rasch, daß ihm seine Begleiter kaum folgen konnten. Frau Doktor aber ließ sich nicht halten, hie und da stehen zu bleiben, um den Ausblick auf die Stadt und das sommerliche Gelände zu genießen, und dann wanderten ihre Blicke mit leichtem Lächeln von einem der jungen Männer zum andern. Das laute Wesen des Bankierssohnes widersprach eigentlich ihrem eignen Wesen; aber im Grunde ihrer Seele empfand sie, neben dem Wohlgefallen an seiner offenen Natur, ein heimliches Mitleid, wie vor einem schutzbedürftigen Kinde, das am glücklichsten an seinem Geburtstag ist. Er gehört zu den Menschen, die jeden Tag Geburtstag haben möchten, sagte sie sich selbst, und das selbstsichere Wesen des Doktors gewann durch diesen Vergleich, obgleich sie einsah, daß mit diesem Menschen nicht leicht leben sei. An einem Kreuzweg trennte sich der Doktor von seinen Begleitern.

„Sie holen uns doch ab gegen Abend?“ fragte Frau Doktor Seyfried. „Wir sind bei der Scharlachschusterin.“

„Sehr gern, wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht unangenehm ist.“

Als der Doktor zwischen den vollreifen Weizenfeldern verschwunden war, blieb sie stehen und sagte zu Georg: „Aber lieber Herr von Büttner, haben Sie nicht bemerkt, daß unser guter Herr Doktor sehr wenig erbaut ist von Ihren Ansichten?“

„Wieso?“

„Sie wissen doch, daß er zu zittern anfängt, wenn er hört, daß ein alter Hof zertrümmert werden soll? Und es sind uralte Höfe, die im Hinterlande liegen.“

Georg entgegnete nichts. Doch die kleine Frau fuhr fort: „Sie sind noch so jung, so jung!“

„Warum soll ich denn nicht jung sein?“ entgegnete er lachend, indem er sich bückte, um eine blaue Kornblume zu pflücken und in sein Knopfloch zu stecken. Er dachte an eine schlanke Frauengestalt und fing an leise vor sich hinzusummen. –

Auf der Höhe führte der wohlbegangene Fußpfad noch eine Weile durch den prächtigsten Buchenschlag, in dessen wölbigen Kronen der heiße Sommerhauch unmerklich leise atmete und webte. Aus dem geheimnisvollen Halbdunkel des Waldesinnern, in dessen verdämmernde Ferne zuweilen eine plötzliche Fülle goldig glänzenden Lichtes einströmte, erklang zuweilen das gedämpfte Hämmern eines Spechtes zu den Wandernden herüber, oder das Knacken eines Zweiges ward für einen Augenblick vernehmbar. An den silbergrauen Buchenstämmen, die wie Säulen eines Tempels in den grüngoldenen Dämmernissen der

Tiefe verschwanden, glommen geheime Lichter auf und ab, und die zartgezackten Farnwedel, von unsichtbaren Hauchen bewegt, fächerten leise die traumhafte Schönheitsruhe des sommerlichen Forstes. Zuweilen schwamm der harzige Duft einer Tannengruppe in der Waldluft, und der Pfad, auf dem leuchtende Netzwerke violetter Farbenflecke lagen, war mit braunen Nadeln überstreut und dämpfte jeden Schritt.

Erst als die beiden das Stöckicht verlassen hatten und auf der welligen Hochebene, zwischen reifenden Getreidefeldern, durch den Sommerglanz dahingingen, ward Frau Seyfried wieder gesprächig.

Hier und da blieb sie stehen und ließ eine Ähre durch die Hand laufen, oder sie pflückte eine Blume, und dabei wurde ihr Schritt fester, und ihren Mund umspielte ein glückliches Lächeln.

Der Weiler Birkenfeld, der aus vier Höfen mit den dazugehörigen Nutzgebäuden bestand, lag ruhig in der gleißenden Hitze des wolkenlosen Sommertages da, und nur das Gackern eines Huhnes störte die schläfrige Nachmittagsstille. Das Haus der Büttnersvev war das stattlichste der viere; aber Georg fand den schmalen Bau mit dem einzigen Stockwerk über dem Erdgeschoß und den kleinen, blinden Fenstern, vor denen ein brennend roter Flor von Geranien blühte, klein und unansehnlich. Er maß den alten Bauernhof an seinem eigenen Gute, und die Herrlichkeiten, an denen er in seiner Phantasie so lange herumgebosselt hatte, drückten das Wohngebäude zu einem armseligen Bauernhaus herab, das er, nebst den anderen, sofort niederlegen würde, wenn er den Grund und Boden ringsumher besäße. Er sah, wie wenig man sich auf die Leute

verlassen konnte, die aus diesem alten Büttnershofe ein Wesen machten, und diese Einsicht erhöhte sein Selbstbewußtsein und gab seinen Plänen einen neuen Glanz.

Vor einem offenen Scheunentor saß der Altknecht Matz*, ein hagerer Sechziger, in Hemdärmeln und blauer Schürze, eine Tuchkappe mit langem Schild auf dem Kopfe, und rüstete sich zum Dengeln der Sensen, die vor ihm aufgehäuft lagen. Vor der niederen Haustreppe stand ein leerer Schubkarren, und im selben Augenblick kam ein Knechtlein im Sonntagskleid, eine blaue Soldatenmütze auf dem Kopf und goldene Nägel in den Ohrläppchen, mit einem Tragkoffer die Flurstiege herab. Während er denselben mit hänfenen Stricken auf den Karren festband, pfiff er ein Lied vor sich hin, um den Herrschaften zu zeigen, daß er sich weder vor Gott noch dem Teufel fürchte; dann schob er einen breiten Tragriemen über seine Schultern, warf ein kurzes „Adjes" hin und fuhr, immer pfeifend, rasch bergabwärts.

Die Bev, die eben in sonntäglichem Gewande aus der Wohnstube trat, tat außerordentlich erstaunt, daß der Herr Vetter und die Frau Doktor ihr die Ehre erwiesen; diese Ehre war so ungeheuer, daß sie sich gar nicht gleich beruhigen konnte.

„Was hats denn gegeben, daß Ihr den Burschen vor der Ernte fortschickt?" fragte Frau Seyfried, als sie den geräumigen Vorflur betraten.

„Er hot e Verhältnis mit dem Bettelmensch, mit der Marie ongfange. Äwer er hot nix, und sie hot nix, und do muß ans ausm Haus."

* Abkürzung für Matthias.

Die alte Frau sprach mit scharfer Stimme; in diesen Dingen verstand sie keinen Spaß. Sie selbst war ledig geblieben, weil sich ihr Bräutigam, der noch dazu ein armer Bursche gewesen war, als läufiger Lump entpuppt hatte.

Die braun getäfelte Wohnstube, in die sie nun ihre Gäste führte, war niedrig, aber ziemlich geräumig und mit schönen alten Eichenmöbeln ausgestattet. Neben der Türe tickte in einem bunt bemalten Holzkasten eine Schwarzwälder Uhr; auf dem breiten ungedeckten Tisch lag ein dickes, schwarzes Buch, ein „Goldener Himmelsschlüssel“, und daneben, auf einem weißen zusammengelegten Taschentuch, ein kleiner Rosmarinzweig. Georg griff neugierig nach dem Buche, aber die Base nahm es ihm, ohne ein Wort zu sagen, ganz sanft aus der Hand und sperrte es in ein hölzernes Wandschränkchen neben der Flurtüre. Als sich ihre Gäste gesetzt hatten, nahm auch sie an dem breiten Eichentische Platz.

Nicht lange darauf erschien ein älteres, sonntäglich geputztes Mädchen und brachte Kaffee, Wein und Gugelhupf.

Georg goß sich ein Glas des blaßroten Weins ein. Die Frau Doktor aber, welche die Landessitte kannte, ließ sich zu jeder Tasse Kaffee erst gebührend nötigen.

Georg blieb einsilbig; in dieser niederen Bauernstube, wo schon seine Ahnen gesessen waren, überkam ihn ein seltsam drückendes Gefühl der Enge und der Verlassenheit. Die Scharlachschusterin aber ließ ihm keine Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, sondern rückte ihm sofort mit einem Heer von Fragen auf den Leib. Er mußte die ganze „Freundschaft“ an sich vorbeiziehen lassen: was dem Zuhörer nur ein fremder Name war, war für sie ein gan-

zes Heer von Gestalten, deren Schicksale für sie die Wirklichkeit einer ganz sicheren Vergangenheit bildeten. Jeder einzelne lebte in einer Art Abkürzung in der Erinnerung der alten Frau; keinem wurde eine Menschlichkeit geschenkt, jeder bekam sein vollgemessen Teil. Georg selbst fand allmählich Vergnügen an der Art, wie die Bäuerin, die dabei ihr Licht nicht unter den Scheffel stellte, ihr Richteramt übte.

Dann aber kam sein Vater an die Reihe, und er geriet in einige Verlegenheit über die Fragen, die sie über das väterliche Vermögen an ihn stellte, zumal aus einigen Bemerkungen ein gründliches Mißtrauen gegen seinen Erzeuger hervorschimmerte. Und all diese Fragen endeten in lauter Klagen: die Vev wurde alt; sie fand keine Knechte mehr, um den Hof bearbeiten zu lassen; sie hatte ein halbes Dutzend Krankheiten, und am nächsten Donnerstag schon wollte sie nach Frankenthal hinunter, um beim Dekan Felgenhauer ein Engelamt zu stiften. Georg mußte genau wissen, wieviel die Kirchenmusik mit Geigen und Trompeten kosten würde; er erfuhr auch im Vertrauen, daß die Vev am liebsten bei ihren Lebzeiten eine Kapelle bauen möchte, wenn sie nur ihren Hof verkaufen könne.

Er war froh, als die Frau Doktor Seyfried nach dem Stand der Beeren fragte und die Frauen in den Garten gingen, um die Früchte zu prüfen. Er gab vor, er wolle sich den Grund einmal ansehen, und langsam stieg er die sanfte unbebaute Anhöhe hinan, zu dessen Füßen der Weiler lag. Bei jedem Schritt versank sein Fuß in den zarten Teppich kleiner Glockenblumen und anderer Sommerblüten, die, von Wolken kleiner blaßblauer Schmetterlinge umschwirrt, im Sonnenbrande unter höherem Blu-

menvolk, wolligen Königskerzen und dunkelblauem Eisen-hut, herumstanden. Die Zikaden schrillten, die Grillen zirpten, und eine Lerche stieg senkrecht, wie ein zitternder Punkt, aus dem webenden Dunst in die Bläue empor und verlor sich in der strahlenden Höhe. Raschen Schrittes wanderte er in den sommerlichen Abend hinein. –

Der Doktor Merkel aber hatte inzwischen in Bilzheim wenig Erfreuliches erlebt. Der obere Saal zum Hirschen war zwar trotz der glühenden Hitze gesteckt voll; allein keiner der Bauern, die mit ihren Lederschildkappen im dichtesten Tabaksdampf hockten, war dazu zu bewegen, seine Meinung über das zu sagen, was ihnen der Frankenthaler Doktor über Genossenschaftswesen, über Brennereien und Kartoffelbau vortrug. Keiner sagte ja, keiner sagte nein; denn so gut wie der Doktor verstanden sie es auch. Der Doktor hatte gehofft, den bekannten Abgeordneten Pfarrer Rettinger, der auf seinem väterlichen Hofe Trockengereith in der Sommerfrische weilte, auf der Versammlung zu treffen; allein der geistliche Herr hatte sich entschuldigen lassen, und so machte er sich unverweilt auf den Heimweg, als er merkte, daß sein Tagewerk einstweilen vertan sei.

Ein Gefühl ungeheurer Verlassenheit überkam ihn, als er auf den holperigen Feldwegen talabwärts schritt, und doch erregte der Gedanke, daß er den Rest des Heimwegs mit seinen Hausgenossen machen müsse, ein Gefühl des Widerwillens in ihm. Viel lieber wäre er mit seinen Gedanken allein geblieben. Als er den Weiler Birkenfeld, aus dessen Schornsteinen nun der blaue Rauch kerzengerade emporstieg, unter sich liegen sah, blieb er stehen und blickte lange in die heimatliche Ferne hinaus. Und

der Zauber der Stunde, deren Gold in dem Duft des sinkenden Abends verging, nahm auch ihn langsam gefangen. In den schimmernden Tiefen des Teiches, in dem die kümmerlichen Wässerchen der Höhe zusammenflossen, spiegelte sich ein blendendes, goldgerandetes Wolkenbild und die unendliche Bläue des Sommerhimmels. Regungslos standen die Binsen und schwertscharfen Schilfblätter, von farbenfunkelnden Libellen umgaukelt, in dem Schweigen. Über den Getreidefeldern, deren silberne Schäfchen in sanftem Rhythmus auf und ab liefen, zitterte ein strahlender Dunst, ein unendlicher Glanz, der in dem blauen Duft der fernen Wälder verging. Zahllose Grillen zirpten nah und fern, und aus dem lichten Raum fiel das Trillern zahlreicher, unsichtbarer Lerchen. Von überallher kamen duftsatte Hauche geflossen und zerstoben atmend wieder. Gelbe und purpurne Falter gaukelten vorüber, von Blume zu Blume. Bienen und Hummeln summten, und der heimlich webende Ton ward zur Musik der Sommerwelt, aus deren Gewebe hie und da ein Ruf über das Feld, wie ein Laut aus einer fremden Weite, in die Höhe drang und wie ein Hauch verstob. Er warf sich in das derbe trockene Gras des wüsten Hangs und träumte versonnen vor sich hin.

So weit sein Auge reichte, dehnte sich die heimische Erde aus, Ernten, Bäume, Dörfer und Friedhöfe tragend, und wenn sein Auge rückwärts in das unsichere Dunkel der Geschichte tauchte, so sah er klar und deutlich den Menschen, der unter gleichem Himmel und wechselnden Schicksalen die braune Scholle mit dem schmalen Pfluge aufwühlte, als freier Sasse auf seinem eigenen

Hofe, als entrechteter Höriger unter dem goldenen Krummstab und der eisernen Hand, in den Stürmen des Bauernkrieges und dem Elend des Dreißigjährigen Krieges, im Auf und Ab der Hoffnungen der neuen Zeit, scheu und verschlagen, listig und offen, ein zähes Wesen, das sein Gesetz in sich selber trug und nur in Einem nicht ermüdete: in der ruhelosen Bebauung der allesnährenden Erde. Nur selten überschritt das Bewußtsein dieses Mannes den festen Kreis, in dem Sitte und Herkommen, Ehrwürdiges und Totes eine seltsame Macht ausübten, und noch seltener hob er den Blick aufwärts in ein Reich allgemeiner Hoffnungen, die über die Gebundenheit des Lebens auf der Scholle hinausglänzten. Warum war der Bauer, im Wandel der Zeit, der Einsamste der Einsamen geblieben? –

Vor seinem Auge tauchte die Gestalt seines Vaters, eines kleinen, mageren Mannes mit ewig verdrossenem Sinn auf, den die Unsicherheit kargen Lebens störrisch, dumpf, vergrämt und neidisch gemacht hatte, so daß er, weil er selber wenig oder nichts von dem Guten der Welt genießen durfte, auch anderen nichts gönnte. Er, als Sohn, der Gestalt und Wesen von der Mutter geerbt hatte, war sich bewußt, daß auch er manche dieser väterlichen Eigenschaften besaß, die ihm das Dasein schwerer machten, obwohl er sich Mühe genug gab, mit anderm Sinn zu leben.

Und wieder hub ein leises Spiel der Fragen an in seiner Seele:

Sollte der Bauer, dessen Söhne seit Jahrhunderten die Schlachten einer Welt geschlagen, nicht fähig sein, jene Wandlungsfähigkeit zu erwerben, die die Genossen eines

Schicksals freier macht vor den Kämpfen einer heißen Welt und eines allgemeinen Lebens, dessen Wellen sich bis in die Einsamkeit weltabgeschiedener Winkel verlieren? Sollte es nicht möglich sein, jeden einzelnen in den Dienst eines allgemeinen Willens zu stellen, damit die Kräfte, die unter dem Hauch einer überhitzten Welt mit dem Welken bedroht waren, auf der uralten Mutter Erde im ewigen Werden und Vergehen in Blüte blieben? Warum blieb nur in dem Gebundenen der Scholle jene Kraft des Lebens heil und wirksam, die das Dunkel liebt und doch in schöne Höhen verlangt, um da in Glanz und Fülle sich zu verschwenden? War nicht von jeher jedes Geschlecht zum Welken bestimmt, das die Berührung mit der dumpfen Erde aufgab, deren Heimatsscholle ein duftenderes, edleres Korn trägt als die jungfräulichen Welten, die nicht geweiht sind von den schaffenden Toten? Dies war das ewige Gesetz der Erde: nur wer der Erde gab, durfte der Erde nehmen. Nur wer, mit der Natur verwoben, in die Höhen hinaufwuchs, durfte darauf rechnen, zur Reife eines vollen Menschen zu gelangen.

Wie ein Kobold huschte die Gestalt eines alten Onkels, der einst als Soldat des Rheinbundes die Kriege des Korsen in Spanien und Rußland mitgefochten und seine heile Haut aus den tödlichen Schneegefilden und kastilischen Steinebenen heimgerettet hatte, befreiend durch seine Seele. Der alte Mann wurde nicht müde, von dem „Napolion“ zu erzählen, dessen Art zu schnupfen er nachzuahmen suchte, während er seine glücklichen Erinnerungen mit nie versagendem Behagen auskramte. War nicht der vielgeschmähte Korse ein größerer Kulturträger als

seine Gegner, indem er, als natürlicher Erbe der Revolution, Frankreich endgültig zu jenem großen Bauernlande umschuf, das im Wechsel einer neuen Zeit fähig blieb, das Brot für seine Söhne selbst hervorzubringen?

Aber hatte die große Bauernbefreierin Revolution nicht vielleicht doch schwer geirrt und gesündigt, indem sie den Grund und Boden zu einer Ware machte, die jeder nach dem eigensten Belieben verschachern oder im Übermaß an sich reißen konnte, unbekümmert um das allgemeine Leben eines Volkes, das hierbei zu Schaden kam? Zeigten die öden, verarmten Küstenländer des Mittelmeeres, wo einst die großen Herden der römischen Latifundienbesitzer geweidet, nicht deutlich genug, wohin es mit der Herrlichkeit des edelsten, gesegnetsten Bodens kommen mußte, wenn dieser der räuberischen Willkür allzu mächtiger Raubherren überlassen blieb? Durfte ein vielgegliedertes Volk es je vergessen, daß ihm unter allen Umständen ein ideelles Anrecht auf die Erde blieb, die seine Ernten, seine Denkmale, seine Heimstätten und Herde trägt? Und war nicht überall, soweit das Auge die wechselnden Geschicke der Völker verfolgen kann, die kraftvoll wirkende Persönlichkeit das rettende Element in den Nöten der Zeit? Sollte einem neuen Manne denn unmöglich sein, was so vielen anderen geglückt war, nämlich den Forderungen eines großen Standes rettenden Ausdruck zu verleihen?

Er sprang auf vor innerer Erregung; seine Schläfen glühten, und sein finsterer Blick fiel drohend in die Ferne hinaus. Da sah er, wie Georg auf einem Feldpfad daherkam; er hatte eine Heckenrose in sein Knopfloch gesteckt und sah strahlend aus.

„Na, Doktor, haben Sie gute Geschäfte gemacht?“ fragte er lachend.

„Ich mache überhaupt keine Geschäfte,“ entgegnete der Doktor, ohne ihn anzusehen.

Ein Bäuerlein in kurzer Jacke, die Pfeife im Munde, ging vorbei und grüßte sie mit dem Bauerngruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“, den die beiden mit einem Kopfnicken erwiderten.

„Ich möchte wissen, was so ein Kunde denkt, wenn er uns sieht,“ begann Georg wieder, als der Bauer auf seinem Feldpfad verschwunden war.

„Nichts Schmeichelhaftes für uns.“

„Na ja! Im übrigen sind diese duckmausigen Bäuerlein arme Teufel. Weiter hinten, ja, da gibt es allerdings Bauern, die einhertrappen, als hätten sie die Welt in ihren Hosentaschen. Mir imponiert das. So ein Kerl hat eigentlich was Vornehmes an sich. Nun ja, alles Alte ist vornehm. Nur mit der Nase darf man ihm nicht zu nah kommen.“

„Es können nicht alle Menschen aristokratische Nasen haben.“ Die Antwort klang gereizt.

„Gott ja! Übrigens glaube ich, daß man selbst Bauer sein muß, um den Bauern ganz zu verstehen.“

Der Doktor pflückte einen Grashalm und nahm ihn zwischen die Zähne. Er witterte hinter dieser Äußerung eine heimliche Verachtung und entgegnete mürrisch:

„Wärs Ihnen unangenehm, wenn wir den Bauern überhaupt ließen? Ich bin aus der Gegend; aber ein Bauer, auf den alle die schönen Ansichten passen, die in den Zeitungen breitgedroschen werden, ist mir noch nicht über den Weg gelaufen. Es sind hier Verschiedenheiten von

Dorf zu Dorf, von Mundart zu Mundart, die mich als Landeskind erstaunen."

„Sie sollten mal was schreiben, Doktor."

„Schreiben? Für wen? Für die Güterzertrümmerer oder die Hungerbäuerlein, die in die Fabrik ziehen?"

Der Doktor sprach mit einer Heftigkeit, die nun auch Georg auffiel; er entgegnete:

„Die Agrarfrage –"

„Die Agrarfrage –" unterbrach der Doktor, „ist die Agrarfrage. Ich bin ein Bauernsohn; dazu bin ich Arzt. Ich hab mir angewöhnt, jeden Fall ganz individuell zu nehmen. Dem ist so zu helfen und jenem anders, was nicht ausschließt, daß allgemeine Bedürfnisse und Nöte vorhanden sind und von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet sein wollen. Haben Sie sich vielleicht schon einmal gefragt, warum, trotz Staat und Gesellschaft, der Kleinbauer lebensfähig geblieben ist? Nicht? Ich weiß natürlich so gut wie Sie, daß die Leute, die sich auf ihrem Gütchen schinden und placken, oft sechzehn Stunden im Tag, nicht im Himmel leben; aber sie verhungern auch nicht. Die Berührung mit der Erde ist es, die die Geschlechter gesund erhält! In den Großstädten wird alles rasch Pöbel. Das riechen allmählich die dümmsten Hirsche. Mich dauern die armen Kinder, die darin aufwachsen müssen. Wenn ich daran denke, daß es Tausende von Kindern gibt, die nie einen Sonnenaufgang gesehen oder den Gesang einer Lerche gehört haben, dann empöre ich mich ganz einfach."

Er hatte stoßweise gesprochen und schwieg nun mit dem unangenehmen Gefühl, daß er ein Herzensgeheimnis entweiht habe.

„Ich denke, der Staat ist auf diese Frage aufmerksam geworden," sagte Georg, der zeigen wollte, daß diese Probleme auch in seinen Gesichtskreis ragten.

„Der Staat? Haha! Das ist ausgezeichnet! Wissen Sie, was der Staat ist? Nichts weiter als die Verbindung der Reichen zur Unterdrückung der Armen. Wissen Sie nicht, wie das Grundeigentum entstanden ist? Das Eigentum in seiner großen Ausdehnung ist Gewalteigentum! Jede herrschende Klasse geht darauf aus, den Boden zu ihrem eigensten Nutzen zu sperren. Um das unsterbliche Volk kümmert sie sich den Teufel. Und doch sollte jeder, der den Boden bebauen will, den Fleck finden, wo seine Arbeit ihm gehört. Ein freier Boden für ein freies Volk! Das wäre das Ideal, das mir vorschwebt. Volk und Staat sind zwei ganz verschiedene Dinge. Nur Hanswurste und Wolkenkuckuksheimer können darüber anderer Meinung sein."

„Herrgott, sind Sie rot!" lachte Georg. Es machte ihm unbändiges Vergnügen, zu sehen, wie der Doktor aus sich herausging.

„Das ist übrigens alles Geschwätz," entgegnete der Doktor finster; er wollte sich durch diese Bemerkung selber dafür strafen, daß er seine teuersten Gedanken vor diesem Herrensöhnchen, das niemals erfahren hatte, wie Wind und Wetter tun, preisgegeben hatte.

Es entstand ein Schweigen. –

Georg fuhr fort: „Ein wunderbarer Tag. Aber wissen Sie, welches Gefühl ich vor der Natur habe? Daß ich ihr vollständig Wurscht bin. Sie nimmt mir ganz einfach das Gefühl meiner Persönlichkeit. Und darauf halte ich was. Wenn ich zufällig in einen Sturm gerate und

da so hin und her geworfen werde, bekomm ich eine Wut, über die ich selber lachen muß und die ich doch gern an jemand auslassen möchte. So bin ich leider!"

Der Doktor entgegnete nichts. Er dachte just daran, daß er nur durch einen Zufall dem Los eines ländlichen Tagelöhners oder dem Versinken in dem gestaltlosen Meere des Großstadtproletariats entronnen war, und eine gehässige Bitterkeit quoll in ihm auf. Er begann, den Hügel mit mächtigen Schritten hinabzusteigen, und Georg, der langsamer hinter ihm drein ging, bemerkte, wie abgeschabt die Ellenbogen des Tuchrockes waren, der um die knöcherne Bauerngestalt des Doktors herumschlotterte. Am Tor des Hofes stand der Altknecht Matz; er hob seine Schildkappe, als er den Doktor kommen sah, kratzte sich hinter dem Ohr und begann endlich: „Schö Wetter heut?"

„No, wo fehlts?" fragte der Doktor barsch.

Der Matz erzählte eine lange Krankheitsgeschichte: es zwickte und riß ihn in den Knochen; der Teufel mußte hineingefahren sein.

„Schwitzen!" entschied der Doktor, dem es nicht um ein langes Gespräch zu tun war.

Der Knecht blieb unzufrieden stehen; er hätte es lieber gesehen, wenn ihm der junge Doktor eine Literflasche voll Medizin, mit einer weißen Papierfahne um den Hals, verschrieben hätte. Er spuckte aus, als er wieder allein war, und nahm sich sofort vor, am nächsten Sonntag zu dem alten Doktor Baumann zu gehen, der sein Geschäft doch ganz anders verstand.

„So verdirbt man sich seine Praxis," sagte der Doktor mit einem gehässigen Lachen, als sie das Haus der Scharlachschusterin betraten.

„Sie sind lang ausgeblieben," sagte Frau Doktor Seyfried, als die beiden Herren miteinander daherkamen. Sie sah an der Stirn des Doktors, daß er mit seinem Tagewerk unzufrieden war, und vermied es, nach dem Verlauf der Bauernversammlung zu fragen. –

Als die drei Besucher von der Scharlachschusterin Abschied genommen hatten, kam ihnen eine alte Magd nachgelaufen und brachte der Frau Doktor Seyfried einen Levkojenstrauß. Der Doktor, der sofort nach den Blumen griff, um sie zu tragen, bemerkte, daß die Stengel mit den zerknitterten Blättern einer Flugschrift umwunden waren, die er vor vierzehn Tagen auf dem Hof gelassen hatte. Die alte Falte zwischen seinen Brauen wurde tiefer.

Nur Georg war gesprächig, als sie auf einem breiten Fahrwege durch Buchenschlag und Kornfelder talabwärts in die goldene Abendtiefe niederstiegen. Im Appental, nicht weit von dem Schlosse Monrepos, kam ihnen ein blitzendes Gefährt entgegen. Ein junger, blonder, magerer Mann mit einem aufgezwirbelten, kleinen Schnurrbärtchen über einem etwas zu vollen Mund, in einem hellen, englischen Anzug, lenkte mit sicherer Hand zwei feurige Füchse vor einem leichten Jagdwagen: es war der Fürst von Weiningen, der eine abendliche Spazierfahrt machte. Georg grüßte; der Doktor aber sah mit haßerfüllter Miene dem leichten Gefährt nach, das sausend in den Park einbog und in scharfem Trab den sanften Hang emporfuhr, von wo das Schloß Monrepos herüberglänzte, leicht und schimmernd wie ein Traum einer nahen und doch ewig fernen Zeit. Doch während er das Schloß betrachtete, ballte sich eine Wetterwolke im Westen zusammen, und

ein Schatten legte sich langsam über Schloß und Park und Tal und die spazierenden Frankenthaler.

Nicht weit von der Stadt begegnete den Heimkehrenden Marie Vollrath, die in Gesellschaft eines halbwüchsigen Mädchens einen Sonntagsspaziergang machte. Sie trug ein altmodisches Sonnenschirmchen aus Rosaseide, das ihr schönes Gesicht mit dem Schimmer einer hellen Dämmerung übergoß. Sie erwiderte nur leichthin, ohne aufzusehen, den Gruß der beiden Männer, als sie mit raschem, schwebendem Frauentritt an ihnen vorüberging. Als die beiden Frankenthalerinnen zwischen der Sommerpracht der Gärten verschwunden waren, begann Frau Doktor Seyfried ganz plötzlich ein Loblied auf die einzige Tochter des Vollrath-Hannes zu singen: es sei schade um die Marie, daß sie bei ihrem Vater, dem alten Grantler, versauern müsse. Ein lieberes Wesen sei in Frankenthal gar nicht zu finden, und der Umstand, daß sie noch ledig sei, beweise nur, daß die jungen Männer gar keine Nase besäßen und lieber dem weiblichen Gesindel nachliefen, das nichts anderes verstehe, als jeden Monat einen neuen Hut zu tragen.

Georg köpfte inzwischen mit seinem Stock Blumen am Wegrand. Der Doktor sah finster drein; die Gestalt, die noch immer greifbar vor ihm herschritt, brachte ihm alles, was ihn mit wachsenden Sorgen erfüllte, zu grausamem Bewußtsein.

„Was haben Sie denn, lieber Herr Doktor?“ fragte Frau Doktor Seyfried mit leichtem Lächeln. „Ihnen ist heut etwas übers Leberle gekrochen. Sie machen sich auch das Leben umsonst sauer. Nehmen Sie sich doch ein Beispiel an Herrn von Büttner. Oder an dem jungen Fürsten. Obwohl ihm das Wasser bis an den Kragen

geht, fährt er doch einher, als ob er der Herrgott von Trippstrill wär. Das liegt im Blut. Ich hab seinen Vater noch ganz gekannt. Ein fideler Herr. Zwar, er hatte auch sein Päckchen zu tragen. Haben Sie die Geschichte von der Froschleiter nie gehört? Dann will ich sie Ihnen erzählen. Der alte Fürst, der viel unterwegs war, hatte von einer Orientreise eine Türkin mitgebracht und als neuer Graf von Gleichen seine Frau Gemahlin, eine geborene von Eschenlohe, gezwungen, die Fremde unter dem gleichen Dach zu dulden. Sie können sich denken, wies da manchmal in Monrepos zuging. Der reinste Hohn auf den Namen des Schlosses. Eines Tages findet die Türkin einen Laubfrosch, und der Fürst muß natürlich eine Leiter für den Wetterpropheten beschaffen. Er fragt in Frankenthal in jedem Geschäft darnach; er wird vom Zimmermann zum Schreiner, vom Schreiner zum Sattler, vom Sattler zum Bader geschickt, und immer fährt sein Wagen hinter ihm drein, in die dunkelsten Gäßchen und Winkel. Endlich treibt er eine bei einem Trödler auf. Der alte Verwalter Bletzwieser – Gott hab ihn selig! – hat meinem Mann oft erzählt, wie die alte Durchlaucht jeden Tag in der Früh vor dem Wetterfrosch gestanden ist, aber nicht, um zu sehen, ob ein Wetterle kommt, nein, um herauszukriegen, was für eine Gewitterstimmung im Schloß zwischen den zwei Weibern herrschte. Wenn ich den jungen Fürsten seh, muß ich immer an den hochseligen Herrn Papa denken, wie er vor der Froschleiter steht und guckt und horcht, obs nicht schon irgendwo im Schloß eingeschlagen hat."

„Sie erzählen ja ganz gottlose Geschichten," sagte Georg, der nun auch etwas verstimmt dreinblickte, weil Marie

an ihnen vorübergeschritten war, ohne ihm einen Blick zu gönnen.

„In Frankenthal, wo jeder weiß, was der andere zu Mittag ißt, lebt man von solchen alten Schnurren."

Die beiden jungen Männer blieben an diesem Abend nach dem Essen noch stundenlang bei ihrer Hauswirtin sitzen; sie sprachen mit ernsthaftem Mund über alle möglichen Dinge, wobei jeder hoffte, daß die kleine Frau Doktor noch einmal von dem Glücke sprechen werde, das ihnen im Sinne lag; doch das Gärtlein, in dem die hübscheste aller Frankenthalerinnen hauste, blieb ihnen zu, und der Gedanke, daß jeder von ihnen das gleiche dachte, machte sie allmählich befangen, so daß alles, was sie hörten, wie aus einer Ferne zu ihnen herüberklang. Und keiner wich und wankte von der Stelle, damit dem andern sich nicht unerwartet die Herrlichkeit auftut, bis endlich der erste Nachtwächterruf durch die atemlose Sommernacht von dem nahen Falkentor heraufscholl und jeden seinem Hangen überließ.

Neuntes Kapitel

In Herrn Gramlichs Brust hatte der Besuch des Bankiers, der wie ein Wirbelwind in der Gegend herumfuhr und gleichsam einen Duft fahlen Goldes hinter sich ließ, einen Sternenhimmel brennender Wünsche und Hoffnungen entzündet. Er kam sich plötzlich ganz arm vor, und die Sicherheit seines alten Wohlstandes erschien ihm als winzige Spießbürgerei im Vergleich zu dem Glanze jener Männer, die sich nur bücken durften, um das Geld gemächlich von der Straße aufzuheben. Die Namen fremder Geldmenschen, die er früher nie gehört hatte, bekamen plötzlich Bedeutung für ihn, und diese war um so größer, als sie aus einem offenbaren Reiche des Geheimnisvollen in das Frankenthaler Wesen herüberglänzten.

Das Feuerlein stiller Hoffnung, sich in Georg einen glänzenden Schwiegersohn zu erobern und durch diesen in den Kreis der Schicksalsmänner dieser Zeit zu gelangen, wuchs in diesen Tagen an zu einem lichten Seelenbrande, den eine milde Melancholie nur leise dämpfte, wenn er seiner Töchter gedachte, die in dieser Zeit der unfehlbaren, Fesseln schmiedenden Mutterhände entbehren mußten.

Wenn Georg bei der blonden Siggy stand, meinte er, seine Jüngste sei dazu geschaffen, die bessere Hälfte des künftigen Gutsbesitzers zu werden; wenn aber Hulda dazu kam, mußte er sich gestehen, daß die Ältere die echteste Frankenthaler Rasse im Leibe habe. Wie Buridans Esel stand er zwischen seinen eigenen Lieblingen, ohne zu wissen, welche er dem verfluchten Schwerenöter geben sollte, in dessen Augen manchmal ein eigentümliches Licht

glänzte. Georg, der in seinem Hause täglich aus und ein ging, mußte doch allgemach wissen, daß er kein räudiges Kätzchen im Sack kaufe: er hatte ihm genau erzählt, was die Bildung seiner Töchter gekostet hatte, und es war ihm nicht unbekannt, welche Musikstücke seine Töchter meisterhaft spielten und welche Speisen sie am besten kochten. Er hatte ihm die Vorzüge der Braunen und die Tugenden der Blonden, als erfahrener Mann, in einer Weise geschildert, die er selber nicht für langweilig hielt. Er hatte auch seiner Seligen nicht vergessen – telle mère, telle fille! – und der Himmel seiner Erinnerungen, wo die Vergangenheit zu zweien Musik der Sphären machte, tat sich leuchtend wie ein Frankenthaler Herbsttag über dem Haupte des Würzburger Bankierssohnes auf.

Wenn seine Töchter mit bewußter Grazie einherschwebten oder die runden Lachtöne kokett in der Kehle zurückhielten, um sie zu größter Wirkung zu bringen, überkam ihn eine Rührung, deren er nicht anders Herr werden konnte, daß er seinen kräftigen Zinken mit altväterischer Wollust schneuzte.

Im übrigen tat er alles, um Georg zu einem richtigen Frankenthaler zu machen. Er nahm ihn auf das Starenschießen mit, dem er mit dem Eifer eines alten Weinhändlers oblag. Im August nämlich, wenn die Beeren der Trauben allmählich zu quellen und zu schwellen anfingen und goldenbräunlich oder dunkelblau aus der wirren Fülle des geilen Laubes hervorblickten, begannen die Frankenthaler Starenschützen ihre segensreiche Tätigkeit. Es waren dies erfahrene Männer von untadelhaftem Ruf und Ansehen, in deren Besitz sich irgendeine ältere oder neuere Mordwaffe befand, welche beim Los-

feuern einen Knall von sich gab. Sie wurden von der Gemeinde gewählt, die auch das Pulver stellte, und durchschritten Tag für Tag das zerstreute Rebgebiet der Stadt, welches selbst den Besitzern nur an bestimmten Wochentagen offen stand, lustig knallend, was das Zeug hielt, um die Starenschwärme abzuschrecken, die sich mit sicherem Vogelblicke gerade auf die besten Weinberge niederzulassen und da als üppige Kenner zu hausen pflegten.

Herr Gramlich versah dieses Amt mit angestammter Würde. Auch Georg lud er, sooft es nur ging, ein, ihn auf diesen lauten Gängen zu begleiten; aber, was er auch anstellen mochte, er brachte es nicht fertig, den jungen Millionärssohn aus seiner Zurückhaltung herauszuscheuchen. Selbst der Eifer, mit dem er, um dem Steckenpferd seines jungen Freundes zu schmeicheln, in das Horn der adeligen Agrarier stieß, konnte diesen nicht dazu bringen, sich endlich zu erklären und die Hand nach dem entzückendsten Glücke auszustrecken.

Mitte Oktober, als die Weinlese begann, fand Georg eine Einladung zu einem Herrenfrühstück auf Schloß Monrepos vor. Zu seinem Erstaunen hatte auch der Doktor Merkel, der den Fürsten von einem kleinen Furunkel befreit hatte, eine Einladung erhalten, und Georg sah seinen Hausgenossen wie ein Meerwunder an, als dieser erklärte, er werde sie annehmen. Auch Herr Gramlich gehörte zu den Eingeladenen, und er erzählte jedem, der es hören wollte, daß er mit seinen Nachbarn in dem Landauer des Engelwirts nach Monrepos hinausfahren werde. Die Herren waren gebeten, im schwarzen Rock zu erscheinen, und Herr Gramlich, der seine Einladung in der Tasche

mit sich herumtrug, konnte nicht umhin, den Frankenthalern, die nicht eingeladen waren, mit Kennermienen zu erzählen, daß man in England sogar mit Rock oder Jackett zur Trauung gehe.

Als die Herren, denen sich noch der Rektor Symphorian Leimbach anschloß, mit ihren aufgebügelten Angströhren den Wagen bestiegen, ging gerade die Simmeles-Appel vorüber, und wieder begegnete Georg, dem ein Anhauch zarten Rots die Schläfen überflog, jenem Frauenblicke, in dem eine Frage und eine Lockung lag. Das Gesicht des Mädchens schien ihm blässer, als ob ein Schatten heimlichen Grams darauf liege; aber ehe er ein zweites Mal hinsehen konnte, zogen die Pferde an, und der Wagen rollte geschwind in den goldenen Oktobertag hinein. Unterwegs konnte sich Herr Gramlich nicht versagen, seinen Begleitern darzulegen, was er eigentlich vom hohen und vom niederen Adel halte. Als freisinniger Bürger eines alten Gemeinwesens machte er keinen Hehl aus seiner Meinung, daß der Adel doch eigentlich nicht mehr zeitgemäß sei; er habe, wenn man wolle, nur noch Berechtigung als Führer eines schönen, vornehmen Daseins. Je lustiger die Pferde trabten, desto mehr geriet er in Schwung, der jedem sein Teil gab: „Ja, meine Herren," sagte er voll Selbstbehagen, „ich habe keine Vorurteile. Ich habe meine Nase in die Welt gestreckt und weiß, daß es noch andere Dinge gibt als die politische Gleichmacherei, die allerdings eine schöne und, sagen wir es nur ganz ehrlich, eine soziale Notwendigkeit ist. Der liberale Weltgedanke läßt sich nicht mehr totschlagen; aber die Vergangenheit hat auch ihre Rechte, besonders im gesellschaftlichen Leben. Gewisse Dinge lassen sich nun einmal nicht improvisieren. Tradition ist Tra-

dition. Wir alte Reichsstädter haben allen Grund, diesen Satz nicht aus dem Auge zu lassen. Deshalb freue ich mich, daß sich der Fürst entschlossen hat, wieder auf Monrepos zu wohnen. Jedenfalls wohnt er da billiger als in München oder gar in Nizza."

Er lachte und zwinkerte; er brauchte die Vermögensverhältnisse des Fürsten Egon Oskar nicht weiter zu berühren, denn sie waren allbekannt und gaben sichere Hoffnung, daß die Durchlaucht mit der Zeit sehr rasch ein ganzer Frankenthaler werde.

Der Rektor Symphorian Leimbach hörte mit überlegenem Schulmeisterlächeln zu; als Herr Gramlich schwieg, warf er nur die Bemerkung hin, es sei schade, daß die deutsche Aristokratie sich nicht durch geistige Leistungen auszeichne, und er wies auf England hin, wo der Adel nicht nur große Staatsmänner, sondern auch feine Kenner hervorbringe, die es nicht verschmähten, ihren Horaz zu übersetzen und in ihren Mußestunden eine Seite aus Plutarch zu lesen.

Herr Gramlich aber ging nicht auf dieses Thema ein. Er hatte sich vorgenommen, das Schloß nicht zu verlassen, ohne die Einwilligung des Fürsten zu seinem Eintritt in den Aufsichtsrat der Fabrik mitzunehmen, und dann gedachte er eine zweite Fliege mit dem gleichen Schlag zu treffen: heute wollte er herausbringen, ob Georg ein matrimoniales Herz besaß oder nicht. Als jedoch die weiße Masse des Schlosses aus den wölbigen Laubmassen des herbstlichen Parkes auftauchte und der Wagen auf dem feinbesandeten Hauptweg dahinrollte, fiel es ihm plötzlich auf die Seele, daß er, als ältester Frankenthaler Patrizier, vielleicht in die Lage kommen könne, bei Tisch ein paar

Worte an den Fürsten zu richten. Er versank in Schweigen und fuhr wie aus einem unbehaglichen Traume empor, als der Kutscher in plötzlichem Schwung vor der hellen Freitreppe des Schlosses vorfuhr, wo die Herren von zwei Lakaien in der Dienertracht des reichsfürstlichen Hauses in Empfang genommen und in eine Halle geleitet wurden, aus der sich eine breite Prunktreppe aus rosigem Marmor in das obere Geschoß emporbaute. Zwei zopfige Marmorgestalten in Zierpanzern und mit wallendem Federnbusch über den Helmen, die Hand am Schwert, hielten zur Seite der ersten Treppenstufe Wacht. In feierlichem Ornat blickte der Fürstbischof Emil Joseph aus einem hohen Repräsentationsbilde auf die Gäste herab, die nun einen kleinen Vorsaal zur Linken betraten, wo der Fürst Egon Oskar seine Gäste erwartete. Herr Gramlich schaukelte seinen Oberkörper und benahm sich mit einer Sicherheit, als ob er zeit seines Lebens in Fürstensälen verkehrt hätte. Er glitt wie eine Kugel von einem Gast zum andern, und das Wort Durchlaucht zerschmolz auf seiner Zunge wie eine Oktoberfrucht aus dem Paradies der höchsten Erdenherrlichkeit. Der Doktor Merkel hielt sich bescheiden im Hintergrunde und musterte das Gemach mit bäuerischer Neugier. Der Mann, um dessentwillen er die Einladung angenommen hatte, der Reichstagsabgeordnete und päpstliche Hausprälat Doktor Georg Rettinger, war noch nicht erschienen, und so hatte er Zeit, den festlich heitern, hohen Raum zu mustern, in dem die feierlich gestimmten Gäste der kommenden Tafelfreuden harrten. Über dem weißen verschnörkelten Marmorkamin prangte das Reiterbildnis des Fürsten Karl Joseph in der Tracht eines bayerischen Generals aus der Zeit des ersten na-

poleonischen Kaiserreichs. Trotz der Milde des sonnigen Tages brannte ein lustiges Feuer in dem Kamin, dessen Schürhaken und Schaufeln auf zwei kleinen prächtig vergoldeten Löwen aus der Zeit des vierzehnten Ludwig ruhten. An der Wand gegenüber mahnte nur ein Haken und eine verblaßte Schnur, daß hier ein Bild gehangen hatte, und der Doktor entsann sich, daß vor kurzem eine Notiz durch die Zeitungen gegangen war, ein Ahnenbild des Fürsten von Meiningen, ein Pastell von La Tour, sei um einen hohen Preis nach Amerika gegangen. Ein breiter Riß ging durch die getäfelte Wand, um die eine goldene Arabeske die leichte Lust des großen Jahrhunderts zog. Durch die offenen Fenster fiel der Blick auf den alten Park, dessen samtne Rasenflächen und Baumgruppen sich langsam in die Talmulde niedersenkten und in allen Farben des Oktobers in die festliche Helle des hohen Raumes hereinflammten.

Die Unterhaltung wurde in gedämpftem Ton geführt. Der Fürst, der an seinem linken Handgelenk ein breites silbernes Kettenarmband trug, hatte für alle das gleiche Lächeln; aber Georg, der diese Art Lächeln von München her kannte, sah sofort, daß der hohe Herr nur seiner Pflicht genügte, und ein Zwinkern, das die Durchlaucht im Vorbeigehen einem Herrn in der linken Fensterecke zuwarf, verriet auch dem Doktor, mit welchem Auge der Schloßherr seine Gäste betrachtete. Der so gegrüßte Herr war der bekannte Minister Graf von Flersheim, der seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen hatte, als er sich verbraucht fühlte, und nun als Aufsichtsrat von der Anilinfabrik in Offenbach ein Gehalt von 100000 Mark bezog, das ihm endlich auf seine alten Tage gestattete, das Leben

eines Grandseigneurs zu führen. Neben ihm hielt sich ein junger bartloser, frühergrauter Herr, der aussah, als ob seine Ahnen in den Kreuzzügen Sarazenenschädel heruntergesäbelt hätten: es war der bekannte Freiherr von Brunner-Dett, dessen Vater als einfacher Schlossergeselle nach Hanau gekommen und in hohem Alter als der reichste Mann Süddeutschlands gestorben war. Der Sohn hatte die väterliche Fabrik in eine Aktiengesellschaft verwandelt und lebte auf seinem prunkvollen Schlosse bei Cronberg mit seiner Schwester, einem unscheinbaren Frauenwesen, das aber die Begabung des Vaters geerbt hatte und ihrem Bruder als gewitzigte Schützerin des Familienhortes und maßlosen Ehrgeizes zur Seite stand. Der Freiherr machte kein Hehl daraus, daß er es als höchste Ehre empfinden würde, wenn der Fürst geruhte, seine Schwester als Gemahlin heimzuführen; aber kein Mensch wußte, daß er allein den Schwerverschuldeten über Wasser hielt und erst in den jüngsten Zeiten anfing, Schwierigkeiten zu machen, wenn der von hundert Gläubigern Gehetzte zu ihm kam, um ein neues Darlehn zu erbitten. Georg wunderte sich, daß sich der Fürst nicht nach seinem Vater erkundigt hatte. Der Doktor aber empfand eine wachsende Abneigung gegen das Geschmeiß, das da mit der Haltung von Nichtstuern herumstand, und in sein Gesicht kam erst eine flüchtige Helle, als, ganz zuletzt, der Abgeordnete Prälat Rettinger eintraf und mit der sicheren Miene eines Abgesandten, hinter dem die älteste Macht der Welt steht, in den harrenden Kreis der Herren trat. Georg hatte sich inzwischen an den Grafen Zobel von der Marbacher Linie herangemacht, der erst jüngst ein halbes Dutzend alter Bauernhöfe zertrümmert und zu seinem hübschen Gut im Hinter-

land geschlagen hatte, und es erfüllte ihn ein Gefühl, wie wenn er schon ganz in diesen Kreis altadeliger Grundbesitzer gehörte.

Der Haushofmeister Seiner Durchlaucht meldete mit der Miene eines Ministers, daß angerichtet sei, und die Gäste betraten den langgestreckten Speisesaal, an dessen Wänden französische Prunkteppiche die Geschichte Alexanders des Großen, seine Schlachten und seine Hochzeit mit der Königstochter Roxane, im Stil des 17. Jahrhunderts erzählten. Die fein lithographierte, wappengeschmückte Speisekarte verhieß in französischer Sprache: Caviar de la Beluga; Bouillon saxon; Brochet de mer à la Valois; Faisans à la Badoise; Glace Nougat; und von Weinen: Sherry; Steinwein aus dem Juliusspital in Würzburg; Richebourg 1880; Champagne Crême de Bouzy.

Herr Gramlich konnte sich nicht enthalten, seinem Tischnachbarn, dem dicken Dekan Felgenhauer, zuzuflüstern, daß man im Hause Bismarck deutsches Empfinden ganz anders würdige, indem man die Speisekarte in deutscher Sprache auflege. Das Tischgespräch, das nur langsam in Fluß kam, wurde in gedämpftem Ton geführt und erlitt nur eine Unterbrechung, als der Fürst, der von all den guten Dingen, dem Caviar und dem Fisch, nur nippte, auf den mächtigen, silbernen Aufsatz in der Mitte der Tafel aufmerksam machte, der die Aufmerksamkeit des Kenners Flersheim erregt hatte. Eine trunkene Bacchantin von Clodion hielt eine flache Schale empor, aus der sich ein Berg der schönsten Früchte, Äpfel, Birnen und Tafeltrauben in üppiger Häufung emporbaute. Das Werk war ein Geschenk des schönen Sohnes der Aurora von Königsmark, des Marschalls Moritz von Sachsen,

unter dem einst ein Vorfahr des Schloßherrn seine ersten Sporen bei Bergen op Zoom in den Niederlanden verdient hatte.

Der Graf von Flersheim saß in glänzender Erzählerlaune neben dem Fürsten; er gab Erinnerungen aus seiner Diplomatenzeit zum besten und bedauerte, daß die edle Kochkunst, die früher bei schmausenden, zungenseligen Diplomaten ihre letzten Feste gefeiert habe, dem unrettbaren Verfall entgegengehe, so sehr man auch in einzelnen Häusern die Überlieferung in Ehren halte. Seit der französischen Revolution verpöble sich alles, die Küche und die Formen. Der heitere Gastrosoph machte dabei ein paar scherzhafte Ausflüge in die Geschichte der menschlichen Schmausereien, und das Gelächter der erloschenen Zeit, in der das Schloß Monrepos erstanden war, füllte mit seinem Nachhall den Raum wie ein geisterhaftes Geläute über einer versunkenen Stadt. Die Frankenthaler Gäste hörten mit gespitzten Ohren zu; nur Herr Gramlich kam weder zum Genuß der tafelseligen Diplomatie von Anno dazumal noch zum Bewußtsein der auserlesenen Weine, die von den lautlos hantierenden Dienern gereicht wurden und mit fürstlicher Eile aus dem Gesichtskreis der Schmausenden verschwanden. Er wußte nicht, ob er wünschen solle oder nicht, daß ein anderer das Wort ergriffe; da jedoch niemand Miene machte, sich als Tafelredner aufzutun, klopfte er bescheiden an sein Glas und stand auf. Er entschuldigte sich untertänigst, daß er es wage, in diesem erlauchten Kreise das Wort zu ergreifen; aber seine Eigenschaft als Frankenthaler gebe ihm vielleicht das Recht, ein paar schlichte Worte zu sagen. Er pries die ganze Gegend glücklich, weil sich die Durchlaucht ent-

schlossen habe, wieder auf dem uralten, geliebten Boden der Heimat zu wohnen. Er warf einen Blick auf die Geschichte seiner Vaterstadt und auf die Nachbarschaft des erlauchten Hauses, dessen Nähe die alte Reichsstadt stets als ganz besonderes Glück zu schätzen gewußt habe. Er ließ den Glanz des fürstlichen Lebens vor den Augen der Hörer vorbeiziehen. Er pries den Mäzenatensinn der Fürsten von Meiningen und gedachte insbesondere der Zeit, da von diesem Schlosse aus die Töne der klassischen Musik über die ganze Gegend hingingen, so daß die Erinnerung an etwas unvergleichlich Schönes noch in unzähligen Frankenthaler Herzen lebe. Und er schloß mit einem Hoch auf die Zukunft des Hauses, dessen Ruhm mit dem Glanze fränkischer Erde für immer verknüpft bliebe.

Die Unterhaltung wurde lauter, als Herr Gramlich geendet hatte und das feine Geläute der Gläser beim Anstoßen über der schimmernden Prunktafel verklungen war. Der Fürst trank Herrn Gramlich noch einmal mit leichtem Neigen des Kopfes zu, als wieder alle Platz genommen hatten, indem er sein Champagnerglas in Augenhöhe emporhob; aber er ließ sich nicht herbei, ein Wort auf die Sprüche des Frankenthalers zu erwidern.

Nun ging das Frühstück rasch seinem Ende zu. Zwei Diener öffneten die Flügeltüren zu einem kleineren Nebengemach, wo der Kaffee, in winzigen Täßchen, und allerlei Edelschnäpse gereicht wurden. Herr Gramlich aber war gesonnen, das Eisen zu schmieden, solange es heiß sei: er wußte den Fürsten in einer Ecke zu stellen, und die Summe, die er als Gehalt eines Aufsichtsrats der Frankenthaler Papierfabrik vor den Augen der Durchlaucht herglänzen ließ, machte diese nachdenklich.

Im gleichen Augenblick ließ sich eine weibliche Stimme hören, die aus den oberen Gelassen zu kommen schien: sie sang das Lied von der Loreley und füllte den Raum, wo alle Gäste, ohne die Miene zu verziehen, aufhorchten, mit dem Wohllaut eines Sehnens, das in naher Erwartung vor sich hinlebte. Der Schatten eines leichten Ärgers überflog die Züge des Fürsten; er sagte dem Frankenthaler, daß er nicht abgeneigt sei, die Bitte der Herren in Erwägung zu ziehen, und als Herr Gramlich, strahlend vor Glück, sich zum Schluß die Anfrage erlaubte, ob er das kleine Schloßtheater mit dem Rektor besehen dürfe, erbot sich der Schloßherr, die Herren selbst zu führen. Er brachte sie auch an eine kleine Seitentreppe, worauf er aber eiligst in einem Seitengang verschwand.

Herr Gramlich, dem sich auch Georg anschloß, stieg mit seinen Begleitern bis in das Dachgeschoß empor. Eine aufgescheuchte Fledermaus fuhr ihnen entgegen, als der Diener den Laden des Rundfensters aufstieß, durch das eine jähe Lichtflut in den kleinen Zuschauerraum des alten Liebhabertheaters drang. Der Vorhang der Bühne war heruntergelassen, und die Tageshelle beleuchtete eine kleine Kopie der Watteauschen Einschiffung nach Kythera: an einem Blumenufer lag ein mit Rosen reich geschmücktes Schiff, und galante Paare in schillernder Seidentracht zögerten oder waren schon unterwegs nach dem Fahrzeug, um dessen Segel Liebesgötter spielten und zur Fahrt in die strahlende Goldferne des Liebesparadieses eines seligen Traums einluden. Wie eine Szene aus der Welt der Geister schimmerte der alte Vorhang in die jähe Helle des Oktobertages herein. Eine verstaubte Baßgeige ohne Saiten lehnte an einem alten Geigenpulte; eine Maus

raschelte. Der Diener ließ die Herren allein, und diese setzten sich in die bequemen Sessel, um einen Augenblick zu ruhen.

„Ja, die Kunden verstanden zu leben," ließ sich Herr Gramlich vernehmen, und er begann von dem lustigen Leben und Treiben auf dem Schlosse zu erzählen, wie es noch in den Erinnerungen seiner Großeltern gelebt hatte. Georg aber litt es nicht in dem muffigen Raume; er ließ die beiden Männer sitzen, um zu der Gesellschaft zurückzukehren. Er verfehlte jedoch die Hintertreppe, auf der sie emporgestiegen waren, und geriet in einen langen, getünchten Gang, wo, zwischen hellen Türen, bezopfte Herren und gepuderte Edelfrauen aus erblindeten Goldrahmen auf den Eindringling herabsahen. Plötzlich vernahm er einen Lärm; eine helle Frauenstimme schrie: „Ich beiß! Ich beiß! Du kennst mich noch lang net!" Dann wurde der Laut eines Kusses vernehmlich, ein Fuß stampfte auf, und ein unterdrücktes Lachen huschte durch die hallende Öde des weißen Ganges.

Georg wußte nicht, ob er stehen bleiben oder vorwärtsgehen sollte. Auf den Zehen schlich er endlich weiter, bis ihn ein jäher Streifen hellern Lichts, der aus einem Gemach herausfiel, an die Stelle bannte.

In einem kleinen, niederen, mit blaßblauer Seide ausgeschlagenen Zimmer saß ein junges Weib in rosaseidenem Hemd und einem Spitzenunterrock auf einem vergoldeten Rokokosessel. Das spinnwebleichte Hemd war über die Schultern der Vornübergeneigten herabgerutscht und zeigte weiße Schultern von königlicher Üppigkeit und eine Büste, deren Fülle sich in dem Gewebe der Spitzen verlor. Das Haar der Schönen fiel in strömender Fülle über volle,

beschattete Wangen und einen herzförmig geschnittenen Mund, um den es wie das Schmollen eines Kindes zuckte. Der Fürst aber kniete vor der Sitzenden und hielt ein entzückendes Schühchen in der Hand, um die Knöpfe des kleinen Kunstwerkes zu schließen, und hinter dem Paare standen auf einem marmornen Sockel des Kaminspiegels ein Schäfer und eine Schäferin aus Frankenthaler Porzellan und lächelten auf die lebendige Gruppe hernieder. Das alles sah der Zuschauer wie in einem Blitze; dann schlich er auf den Fußspitzen mit der Miene eines überraschten Gastes weiter, dem das Geheimnis eines Hauses in der Seele brennt. Das trunkene Bild, das wie ein glühendes Gesicht vor seiner Seele stand, hatte alle Geister der Lust und des Begehrens in seiner Brust geweckt. Er wußte nicht, wie er die große Prunktreppe herabkam; er ging in den Park hinein, wo einzelne Gäste die berühmten Wasserwerke in Augenschein nahmen, und bei jedem Schritt tauchten lockende, leuchtende Augen vor seinem innern Auge auf: sie glühten aus einem Kindergesichtchen und glänzten aus dem Antlitz einer fraulich reifen Gestalt. Der Traum seines Lebens hatte an diesem Tage eine erhöhte Gestalt gewonnen, und alles, was ihm bis jetzt begegnet war, kam ihm armselig vor, bis die lockenden Augen wieder kamen und nur die Glut und Süße eines nahen Rauschglückes versprachen.

Als er wieder zum Schloß zurückkam, fand er Herrn Gramlich auf der Freitreppe seiner harrend. Die anderen Spießer hatten schon Abschied genommen und waren in die Stadt gefahren; nur der Doktor ging noch in eifrigstem Gespräch mit dem Abgeordneten Rettinger auf einem nahen Parkweg auf und ab. Georg verabschiedete sich sehr rasch

von dem Fürsten, der wiederum kein Wörtchen von seinem Vater verlauten ließ, und dann rückte der strahlende Herr Gramlich mit der Ansicht heraus, dieser Tag müsse so zu Ende geführt werden, wie er begonnen habe, als Festtag: seine Leute seien im Haberloch bei der Weinlese, und er habe nur auf Georg gewartet, um ihn dahin mitzunehmen.

Da gab es keine Widerrede. Mit raschen Schritten wanderten die beiden Männer in ihren schwarzen Anzügen auf der freien Höhe des Stöckicht dahin. Georg brachte die Rede auf die Geliebte des Fürsten, ohne der Szene in dem blaßblauen Gemach mit einer Silbe zu gedenken, und Herr Gramlich wurde seelenvergnügt. Er erzählte seinem jungen Freunde mit vielsagendem Zwinkern die Geschichte des durchlauchtigen Hauses; aber sie lautete nun ein bißchen anders, als seine feierliche Tafelrede ahnen ließ, und es war mehr von schönen Sünderinnen als von Heiligen die Rede. Wenn ein Held durch die Erzählungen des Frankenthalers schritt, so hatte er sich seine Lorbeeren auf jenen Schlachtfeldern geholt, wo der Sieger der Besiegte ist und Narben davonträgt, die manchmal, aber nicht immer, wie Rosen im Himmelreich der Liebe glänzen. Georg hörte mit heimlichem Lächeln zu; aber jedes Wort war wie ein Hauch, der in die Flamme blies, die sich in seiner Brust reckte.

So kamen sie an dem Weiler Birkenfeld vorüber und gingen nun am Rande der Weinberge hin, von deren Hängen das Jauchzen der Winzer heraufscholl. Aber der Weg ins Haberloch war weit, und Herr Gramlich, in dem die schweren Weine des Fürsten nachwirkten, blieb vor einem Hofe stehen, dessen kleine Fenster in der Abend-

helle feurig glühten. Ein Buchsstrauß über der Tür zeigte an, daß der Bauer seinen eigenen Wein verschenke, um leere Fässer für den jungen Most zu erhalten.

„Ich habe noch immer Durst,“ sagte der Frankenthaler, indem er seinen Zeigefinger an die Nase legte und seinen Freund von der Seite ansah. Als Schoppenstecher hielt er nicht viel von dem Geschmack junger Gelbschnäbel, die das Zechen wohl zuweilen lärmend, aber nicht mit der heiteren, frohen Andacht lebenserfahrener Männer betreiben, die mit jedem goldenen Tropfen den paradiesischen Duft einer blühenden Erinnerung einsaugen. Für seinen wohlgebildeten Gaumen aber trug jeder Weinberg einen anderen Trunk, dessen flüchtige Blume keiner anderen glich, und der Kenner konnte in dieser flüssigen, goldenen und purpurnen Welt des Individuellen schwelgen, ohne befürchten zu müssen, daß das öde Einerlei des Guten seinen Gaumen oder seine Nase gefährde. Heute aber gedachte er nebenbei im Dienste einer süßen Sache zu trinken und trinken zu lassen.

„Avanti! Vorwärts, marsch!“ kommandierte er mit krähender Stimme.

Sie durchschritten den mit rotem Sandstein gepflasterten Hausgang und betraten eine geräumige, niedere Wohnstube, die, dem muffigen Geruche nach, schon lange nicht mehr gelüftet worden war. Auf der Holzbank vor dem Fenster saß ein runzeliges, weißhaariges Weiblein, mit einem Strickzeug in der Hand, und ihr zu Füßen, auf einem braunen Holzschemel, ein vierjähriges Mädchen, das versonnen mit einem Wollknäuel spielte.

Taktmäßig betrat Herr Gramlich die alte Bauernstube: „He da, Wirtschaft! No, Frale, wie is: Morgen is

Kerwe! Welle mer tanze –?" Und er trat zu der Alten und kniff ihr in die Backe.

„Sie sen immer noch der Alt," entgegnete die Bäuerin.

„Der Junge! Der Junge! Wie stehts mit Euerm Goethe, pardon Schiller. Geits no a Tröpfle?"

„'s werd scho no lange," entgegnete das Weiblein, indem es aufstand und seine Schürze glatt strich.

Während sich die Gäste an dem niedrigen Tische, auf der festgenagelten Mauerbank, niederließen, entnahm sie einem Wandschränkchen eine Literflasche nebst zwei Gläsern, spülte sie in einem kupfernen Kessel und ging mit dem Kinde hinaus.

Herr Gramlich rieb sich die Hände: „Na, und was sagen Sie zu einem solchen Tag? Wir speisen zu Mittag an einer fürstlichen Tafel und essen zu Abend bei einem Hofbauern! Das gibt es nur in Frankenthal. Das hätten Sie sich auch nicht träumen lassen, als Sie Ihr Herr Papa hierherschickte? Wenn der Wein schon da wär, müßt er leben. Jawohl, mein Lieber, Sie werden auch noch merken, wo der Has im Pfeffer liegt. Apropos Hasenpfeffer: Sie müssen morgen zu uns zum Abendessen kommen. Meine Hulda macht einen Hasenpfeffer, wie ihn der Kaiser nicht besser ißt. Überhaupt ein Prachtmädel – meine Hulda –."

Das Frale kam, alle Hände voll, mit der gefüllten Flasche, die einen blaßroten Wein enthielt, einem Teller voll lockeren Kümmelkäse und einem pflugradgroßen Laib braunen Roggenbrotes, in dem ein Messer stak. Sie fuhr mit der blauen Hausschürze über den niederen Eichentisch, stellte alles fein säuberlich vor die Gäste hin und

sagte dann, vor ihnen stehen bleibend: „Wohl bekumms! 's is nimme viel im Fäßle."

Herr Gramlich aber prüfte den Wein mit schnalzender Zunge und fand ihn trinkbar: „Prost! Die feinen Fische, die wir heute gegessen haben, wollen Gesellschaft. Habt Ihr geräucherte Bratwürst? Dann flugs in die Pfanne, daß die Butter an die Decke prazelt. Und Rauchfleisch gebt Ihr auch dazu!" Und das zweite Glas verschwand hinter seiner Binde. In seinem Entzücken vergaß er für den Augenblick jeden Hintergedanken und gab sich dem Genuß des Trinkens mit priesterlichem Eifer hin. Die erste und die zweite Literflasche waren im Handumdrehen geleert. Er hatte vergessen, weshalb er den verfluchten Schwerenöter mitgenommen hatte; seine Äuglein fingen an zu glänzen, und seine Zunge begann über die verbotenen Gefilde zu schweifen, wo in alle Ewigkeit die Äpfel des Paradieses gedeihen und verschenkt werden. Er näherte sich jedoch diesem Reich der reinen Seligkeit, als seinem Ziele, auf blumigen Umwegen der Vertraulichkeit, die seine Kennerschaft und deren Folgen erst beweisen sollten.

„Ah, mein Lieber," sagte er im größten Ernste, „Sie glauben nicht, wie man sich auf Reisen zuweilen nach einem solchen ehrlichen Schöppchen sehnt. Besonders im Süden. Das überhitzte Zeug, was da unten wächst, soll der Teufel holen. Mir ist das besonders in Spanien so gegangen, wo sie Garbanzos fressen. Das sind Erbsen. Sie haben nie welche gegessen? Seien Sie froh. Ich war zweimal dort; als Vertreter eines Pariser Weinhauses. In Granada ließ mich einmal eine andalusische Gräfin zu einem Rendezvous in die Alhambra laden –"

„Sie sind hingegangen?"

„Ich glaube Ihnen heute bewiesen zu haben, daß ich kein Vorurteil gegen den Adel habe. Im Produzieren schöner Weiber ist der Adel uns Bürgerlichen immer noch über! Sie wären doch auch hingegangen, Sie verfluchter Schwerenöter?"

„Vielleicht."

„Dies Vielleicht ist gut! Hähä! Ich sage Ihnen, so eine Französin hat Rasse!"

„Aber ich dachte, es wäre eine Spanierin gewesen?"

Herr Gramlich leerte ein neues Glas und sah seinen jungen Freund mit einem Blicke an, der sagen wollte: Glaubst du denn, daß sich meine Erfahrungen allein auf andalusische Gräfinnen beschränken? Dann brach er in ein seliges Gelächter aus: die Erinnerungen, von echtem Frankenthaler Wein befeuert, wimmelten jetzt in rosigen Scharen heran. Die einen lachten auf perlenden Zähnen; die anderen tanzten einher wie eine Wolke rosiger Füße, mit herzbezwingendem Reiz, und einige trugen einen leichten Spitzenschleier.

Ein Bratengerüchlein, das von der Türe herkam, und ein leises Prateln verriet, daß die gewünschten Würste in der Pfanne schwammen.

Herr Gramlich zog ihn mit der Nase ein und fuhr fort: „Ich sage Ihnen, mein Verehrtester, die Liebe und der Wein sind kuriose Dinge. Man kann sie nachmachen; aber sie bleiben nachgemacht. Hehe, ich sage Ihnen, die Verwandtschaft zwischen den Weinen und den Frauen einer Gegend ist größer, als so ein deutscher Professor glaubt. Eine Weingegend bringt andere Frauen hervor als eine Biergegend. Und auch da gibt es gewaltige Unterschiede. Die Neapolitanerin hat den Teufel im Leib.

Lacrimae Christi! Die Französin ist prickelnd wie Champagner. Wenn man Wiener Weine trinkt, muß man Walzer komponieren. Na, wie unsere Frankenthalerinnen sind, wissen Sie ja vom Sehen und Hören. So ein Lachen finden Sie in der ganzen Welt nicht mehr. Da muß man Kenner sein, um zu ahnen, was da alles mitschwingt. Wenn ich Philosoph wär, würd ich einmal eine Doktorarbeit über den Einfluß des Weins auf die Rasse und die Weiber bestellen. Aber den Professoren fällt so etwas nicht ein. Überhaupt eine Gesellschaft! Wein is Wein! Prost! Prost! Intelligenti pauca! Frale, der Wein ist all."

Das Frale brachte einen Teller voll dampfender Würste und stieg in den Keller, um eine neue Flasche zu füllen. Herr Gramlich prüfte einen Zipfel auf der Zunge und nickte zufrieden:

„Delikat! Delikat! Aber Sie müssen nächstens einmal bei uns Bratwürste essen. Siggy brät sie großartig! Überhaupt ein feines Mädel, meine Siggy! Sie schlägt ihrer Mutter nach, Gott hab sie selig." Und er stürzte ein volles Glas hinunter, damit die fürstlichen Meerhechte sich nicht beengt fühlten durch die neuen Ankömmlinge. Auch die berühmtesten Erzeugnisse des Frankenthaler Gewerbefleißes gaben ihm Anlaß, seine Weltanschauung spielen zu lassen: „Haben Sie schon einmal über die Bedeutung der Nationalgerichte nachgedacht, und warum die deutschen Würste einzig dastehen? Und wie jede Provinz ihre Individualität in ihren Würsten betätigt? Die deutsche Philosophie hat zwar auch, soweit ich mir ein Urteil erlauben darf, gewisse Stammeseigentümlichkeiten; aber eine Weißwurst bleibt immer eine Bierwurst, und eine fränkische Bratwurst eine Weinwurst. Mich erinnert die

Wurst immer an das deutsche Gemüt: das hat nämlich auch zwei Zipfel. Die Schwierigkeit besteht nur darin, zu wissen, wo mans anpacken muß. Bei den Würsten ist das einfacher –. Es ist gleich, an welchem Ende man sie auffrißt, haha!" Herrn Gramlichs Seligkeit wurde laut und lauter.

Auch Georg hieb tapfer ein und ließ sich den Wein schmecken; aber er lächelte nur so vor sich hin. Das Gerede seines Tischgenossen klang wie ein Geläute aus der Tiefe, aus der ihm jetzt zwei ganz bestimmte Augen wie zwei Sterne verlockend emporglänzten, während ein leiser Groll gegen ein paar andere Augen mit dem Schwesternblick der Verlockung ihn erfüllte, ohne die zauberhafte Trunkenheit der Stunde zu stören. Die Ruhe eines klaren Entschlusses überflutete seine Seele.

Es wurde Abend, und das Frale brachte die Lampe. Und noch ein paarmal mußte sie mit der Flasche in den Keller steigen. Herr Gramlich saß wie angepicht auf seinem Stuhl und dachte nicht an das Heimgehen. Als er aber endlich doch merkte, daß sein junger Freund still und stiller wurde, kam er wieder, mit einem leichten Lallen, auf die verfluchten Weiber zurück; doch die Geschichtchen, die er nun schwerfällig lallend auskramte, liefen manchmal auf vier Füßchen einher.

Georg stand auf, und der Frankenthaler bezahlte. Es war spät geworden, und eine wunderbare Nacht, in der alle Laute zur Ruhe gekommen waren, wölbte sich über der besternten Ferne. Aber die freie Nachtluft wandelte die Trunkenheit des Herrn Gramlich ganz plötzlich in Verbissenheit und Ingrimm: er fing ganz plötzlich an, auf das gottverlassene Heuchlernest zu schimpfen, wo kein ein-

ziger wußte, wo der Barthel den Most holte, und Georg bekam Dinge zu hören, von denen er sich nichts hätte träumen lassen.

Als sie sich, nach einem wackeligen Abstieg, der alten Stadtmauer näherten, nahm Georg rasch Abschied von dem verblüfften Frankenthaler, der ihm verdutzt nachsah: plötzlich fiel ihm ein, daß er den Zweck seines Trinkens mit Georg aus dem Auge verloren hatte. Er murmelte etwas von einem Gimpel vor sich hin und reckte sich, um aufrecht wie ein ausgepichter Schoppenstecher durch die nächtlich hallenden Gassen heimwärts zu schreiten.

In schwebender Erwartung ging Georg unter den hochwipfeligen Kastanien des alten Stadtwalls dahin. Es zog ihn mit aller Macht nach der Gerbergasse; aber er machte einen kleinen Umweg, um das Gefühl der Erwartung, in das sich etwas wie eine köstliche Angst mischte, noch in die Länge zu ziehen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um in die stille Herbstnacht hineinzulauschen; allein er hörte nur das Sausen des eigenen Blutes in den Ohren, und plötzlich trat die Gestalt der Appel mit verführerischer Klarheit vor seine Augen. – Aber er verweilte nicht lange bei dem, was ihm die nächsten Augenblicke bringen konnten, und den Gedanken an die Mutter des Mädchens, dessen Augen er mit einer seltsamen Deutlichkeit vor sich herglänzen sah, schob er mit einer Handbewegung weit von sich. Er empfand es als selbstverständlich, daß noch Licht in dem vorderen Zimmer des alten Häuschens brannte, und der Anblick der erhellten Fenster der Hembergersleute gewährten ihm sogar eine seltsame Erleichterung. Er sah sich schon im Geiste mit einem Wesen, das sich in köstlicher Angst leicht in seinen Arm schmiegte, durch

die dunklen Gassen längs des Flusses gehen, und die Trunkenheit einer zitternden Nähe beschleunigte seinen Schritt und schärfte seine Augen. Und nun hatte er auch einen Vorwand gefunden, um sein Erscheinen in der Simmeleshütte zu entschuldigen: er wollte um Feuer für seine Zigarre bitten. Doch ehe er noch, leise vor sich hinsummend, in die Nähe des erhellten Fensters gekommen war, schlugen weinerliche Töne an sein Ohr: es klang, als ob jemand weine; dann vernahm er einen dumpfen Laut, wie von einem Fall, und rasch trat er an die Mauer des Häuschens heran und spähte durch das trübe Fenster, das ein roter Vorhang schlecht verhüllte, in die niedere Stube.

Durch einen Spalt konnte er gut den schmalen, schlecht erhellten Raum übersehen, an dessen rußgeschwärzter Decke eine alte Blechlampe leise hin und her schwang. Vor ihm, in der Nähe des Fensters, saß der Hamster-Florian, ein kräftiger Bursche in abgeschabter, kurzer Tuchjacke, die Mütze auf dem Kopfe, und starrte grinsend auf eine Gruppe, die sich auf dem Boden hin und her wälzte. Es war das Simmele, das sich mit seiner Tochter herumbalgte. Das Bettelweib stieß nach der Liegenden, hieb mit den Fäusten auf sie ein und rief dazwischen in einem fort mit kreischender, gellender Stimme:

„Willt dus glei soge, wers is! I brauch kan Bankert im Hausch. I loß mer kan Bankert ins Hausch brenge.“

Und Schläge und Gekeife fielen in gleichmäßigem Takte auf die Jammernde, die sich unter den Hieben wand und im echtesten Frankenthaler Dialekt schrie:

„Du schleigst mi tout!“

Die Alte, um deren erbittertes Gesicht einige Zotteln

grauen Haares flogen, hörte indessen nicht auf, bis die Gequälte endlich schrie: „I sogs!"

Nun aber erhob sich der Bursche, der bisher mit einem blöden Grinsen zugesehen, mit einem jähen Ruck, nahm die Pfeife aus dem Munde und sprang vor die Streitenden. Er bückte sich rasch und flüsterte dem Mädchen etwas ins Ohr, worauf er die Alte ohne weiteres bei den Armen ergriff und unsanft auf einen Schemel niederdrückte, der neben einem kleinen Kochofen stand. Dazu schrie er:

„Wellt 'r still sei, ihr Weibsleut! Aus is jetzt, sonscht – –"

„Un ich loß mir kan Bankert ins Haus brenge! Ich will wisse, wer der Votter is," schrie die Alte und stürzte wieder auf die Appel los, die nun fliehend die Tür aufriß und in die Nacht hinausschoß, gefolgt von dem Hamster-Florian, der der Alten noch von der Schwelle eine Drohung zuschleuderte und dann knirschend vor sich hinfluchte.

Georg war ins Dunkel zurückgewichen; er sah, wie sich ein paar Fenster öffneten und ein paar Köpfe in weißen Nachthauben in die Nacht herausfuhren; aber eh er noch weiter gehen konnte, war eine andere Gestalt aus dem Hembergerhäuschen getreten und auf die Hütte des Simmele zugegangen: es war Marie Vollrath, die starr stehen blieb, als sie Georg im Dunkel bemerkte.

Georg vergaß zu grüßen; er sagte nur: „Ich komme von Monrepos und hab vor dem Heimgehen noch einen Spaziergang gemacht; da drin hats Streit gegeben, und da bin ich stehen geblieben."

Marie wußte nicht, was sie entgegnen sollte, und auch Georg blieb an der Stelle stehen. Es war ihm zumute, als müßte irgend etwas geschehen, um diesen unerträg-

lichen Bann zu lösen; als aber alles still blieb, lüpfte er seinen Hut, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

„Ich will einmal nachsehen, was es gegeben hat," sagte Marie endlich mit seltsam leiser Stimme, und rasch trat sie in das Häuschen des Bettelweibes. Georg blieb noch eine Weile vor dem hellen Fenster stehen; als sich aber Stimmen vom Fluß her hören ließen, ging er den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Die Frage, was Marie von seinem Dasein in der Hadmarshelle denken mußte, war ihm unerträglich. Seine Wangen brannten, und er fing an, leise vor sich hinzusummen, um alles, was ihn mit einer brennenden Scham erfüllte, mit dem Laut der eigenen Stimme zu übertäuben. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er seine Freunde im Goldenen Engel finden würde. Einen Augenblick erschien ihm die Gesellschaft, die er in dem engen Herrenstübchen genau vor sich sah, widerlich; dann ging er aber doch mit raschen Schritten auf den Gasthof zu.

„Ich bin erfreut, Euch wohl zu sehen! Wie geht es Seiner Liebden, unserer Durchlaucht im Venusberg?" rief ihm der Baron in angemessenem Pathos entgegen und reichte ihm würdevoll die Hand, indem er in seiner Begrüßung fortfuhr: „Was macht Ihr hier in Wittenberg? Ihr sollt noch trinken lernen, eh Ihr reist. He Wirtschaft!"

Er war heute, im Gegensatz zur Molièreschen, in Shakespearescher Stimmung. Georg setzte sich zu den Herren und lud sie zu einem Gläschen weißen Burgunders ein, den er sonst nur bei besonderen Gelegenheiten aufmarschieren ließ und den die Brüder, des Traktierens schon gewohnt, zunächst in kleinen Kennerschlückchen zu sich

nahmen. Nur der Baron geriet in helle Begeisterung, als er den ersten duftigen Labetropfen auf seiner gepichten Zunge verspürte; er deklamierte vor sich hin: „Ein frisches Faß! 's ist schwere Arbeit, mein Gehirn zu waschen."

„Schluß! Schluß!" schrie der Amtsrichter, der wenig belesen war und nichts so sehr fürchtete als die Zitatenwut des ästhetischen Weinkenners.

Und sie tranken weiter. Rasch stieg der feurige Wein den Trinkern zu Kopf, und die „Narren der Natur" hoben von Zeit zu Zeit das duftige Glas unter die Nase und ließen es sich angelegen sein, all der schwärenden Bitternisse los und ledig zu werden, die der Tag in ihnen angehäuft hatte. Besonders der Freiherr, obgleich nur ein mittelmäßiger Sohn der Erde, sagte dieser jämmerlichen Zeit seine Meinung und hielt mit den trefflichen Aussprüchen der Weisen und Hanswürste aller Zeiten rächendes Gericht. Die Weiber erhielten, zum besonderen Entzücken Georgs, ihr vollgemessen Teil, so gut wie die Regierung, die Philister und die kurzohrigen Esel, die als wohlbestallte Schulbehörde an der Zwangsjacke der modernen Bildung herumflickten. Wie Meteore tauchten die kühnsten Behauptungen auf und versanken in den mäßigen Gläsern, in denen sich der goldene Wein in einem fort erneuerte.

Als die Gesellschaft endlich in später Nachtstunde, unter einem sternenvollen Herbstnachthimmel, den Heimweg antrat, hatte der Baron, der das Meer und seine Stürme kannte, seinen Tiefgang. Er, der als ausgezeichneter Segler nur noch an einer bescheidenen Küste hinfuhr und niemals am Kap der guten Hoffnung, das allen junggesellligen Piraten des Liebesmeeres droht, Schiffbruch erlitten

hatte, war heute wieder einmal an der Goldküste der Seligkeit – beata solitudo, sola beatitudo – angelaufen. Er war voll jener bitteren Milde, die mit dem schwürigen Elend dieser Welt so nah verwandt ist, und blieb alle Augenblicke stehen, um seinen jungen Freund und Kupferstecher vorn bei der Brust festzuhalten, damit er den lauschenden Genossen dieser Weltenstimmung nicht verliere.

Unter den Rathausbögen aber begann er plötzlich in geheimnisvollem Ton zu flüstern und zu lallen: „Ich kenne ihn! Ich – kenne – ihn!“ Ein tiefsinniges Nicken bestätigte diese geheimnisvolle Mitteilung.

Um Georg, der zu viel getrunken hatte, drehte sich die Welt: er war gar nicht neugierig, zu erfahren, wer dieser Er sei.

„Sie aber kennen ihn nicht,“ lallte der freiherrliche Schulmeister weiter; „aber Sie werden ihn auch noch kennen lernen. Und bald! Sie sind ein braver junger Mann. Ja, Sie sind mein Freund. Ja. Aber ich weiß, was ich weiß: ich kenne ihn, den – den Unbekannten, der hinter der Welt hockt und grinst. Grinst – Weltironie! Sie glauben mir nicht – –?“

Der Baron war im Begriff, böse zu werden; allein Georg brachte ihn durch die Versicherung, daß er alles glaube, wieder auf den merkwürdigen Unbekannten zurück.

„Ich kenne die große Weltenspinne, in deren Netz wir zappeln. Ja! Wissen Sie, wo mein Urgroßvater Johann Kasimir von Usedom gefallen ist? Sie wissens nicht? Wirklich? – Ich will es Ihnen sagen: bei Roßbach ist er gefallen. Unter den Augen des alten Fritz ist er gestorben. Pas pour le roi de Prusse! Häha! Den Witz

verstehen Sie nicht? Und ich muß mit meinen Schülern, mit Gimpeln und Bauernjungen, die „Zaïre“ des Mannes lesen, der über Roßbach blutige Witze riß! Begreifen Sie den Zusammenhang? Haben Sie den Faden in der Hand? Ahnen Sie die Nemesis?“

Georg begriff nichts; seine Ohren sausten in der Sternenstille.

Der Freiherr aber fuhr lallend fort: „Haben Sie einen Herzenswunsch? Ja! Ich sehe Ihnen an: Sie – Sie haben einen! Haha! Er – er wird ihn Ihnen erfüllen, denken Sie an mich! Aber anders, als Sie gedacht haben. ’s ist alles Ironie! Alles! Ich kenne ihn! Ja! Ich – kenne ihn! Den – – den – –“

Georg mußte die Turmtüre für den Wankenden aufschließen; er hatte selber Mühe, das Schlüsselloch der schweren Tür zu finden, hinter welcher der Freiherr endlich stolpernd und Dunkles vor sich hinmurmelnd verschwand.

In dem Zimmer des Doktors brannte Licht, als Georg den Seyfriedschen Garten betrat. Einen Augenblick hatte er Lust, bei seinem Hausgenossen einzutreten; aber der Kopf schmerzte ihn; er unterdrückte sein Gelüst, stieg polternd die Treppe hinauf und zog sich aus, ohne seine Lampe anzuzünden, weil er die Zündhölzer nicht finden konnte.

Zehntes Kapitel

Als Georg am späten Morgen mit einem höllischen Kopfweh erwachte, mußte er sich besinnen, wo er war. Dann überdämmerte ihn langsam die Erinnerung an den vergangenen Abend, und die Begegnung in der Hadmarshelle stand plötzlich mit marternder Deutlichkeit vor seiner Seele. Er versuchte, sich mit ein paar Usedomer Urteilen über die Weiber und über das peinlich Stachelnde des Erlebten wegzuhelfen; aber ob er auch, mit einem leisen Grinsen, die Weiber samt und sonders für Gesindel erklärte, das peinigende Gesicht wollte nicht von seiner Seele weichen. Dabei empfand er eigentlich gar keinen Groll gegen die Appel, sondern eher eine ungeheure Erleichterung, in die nun immer die gleiche Hetzjagd wimmelnder Gedanken niederbrach und mit der Frage schloß: Was mochte Marie Vollrath von ihm und seinem Gange denken? Er rief sich die Begegnung in der Hadmarshelle bis in alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurück; er hörte das Beben in einer fragenden Stimme; er sah Marie in das baufällige Häuschen treten und vernahm den Hall seiner eigenen Schritte in den nächtlichen Gassen, und die Unrast, die doch mit einer tiefen inneren Stille so seltsam verwandt war, blieb und trieb ihn immer wieder an dem Vollrathschen Hause vorüber. Doch wie er es auch anstellen mochte, nie bekam er Marie zu Gesicht. Nur das Gefühl einer ewigen Gegenwart verließ ihn keinen Augenblick, und so lebte er mit einem inneren Richter, der unsichtbar neben ihm herging.

Es trieb ihn zu dem Doktor, weil dieser Marie kannte und so Anlaß bot, mit ihm über sie zu sprechen; allein er

näherte sich dem Gegenstande des Gesprächs jeweils nur auf weiten Umwegen und blieb oft an irgendeiner Geschichte hängen, die er in die Länge zog, oder er spielte den Frauenkenner, der nicht umhin konnte, eine halbzynische Lebenserfahrung mit gemachter Lustigkeit vorzutragen, auf die der Doktor niemals eine Antwort gab. An finsteren Abenden, wenn die Frankenthaler schliefen, sah er von der Karlsbrücke zu dem alten Haus hinüber, und wenn ihm dabei der Doktor, den der gleiche Stern durch das Dunkel trieb, in die Hände lief, so taten die Hausgenossen, als seien sie höchst überrascht, sich so unvermutet zu treffen, und begannen ein endlos ernstes Gespräch mit mechanischen Lippen. Von dem Leben in dem Vollrathschen Hause konnte er sich keine rechte Vorstellung machen; es blieb ihm ein dunkler Hintergrund, auf dem sich eine holde Gestalt abhob und als ferne Wirklichkeit durch sein Sehnen und Sinnen schritt.

Auch der Doktor Joseph Merkel lebte in dem Gedanken an Marie Vollrath. Der Sommerabend in dem stillen Garten war ihm Augenblick des reinsten Glückes in der Erinnerung geblieben, und wenn er als Arzt durch die weite Gegend fuhr, lebte und webte er in dem verklärten Bilde. Er sah Marie in dem Garten sitzen; ein Sonnenstrahl entzündete goldene Funken auf dem reichen Haare; ein Finkenruf fiel aus der Kronenfülle stiller Bäume in die Tiefe, und eine Flut von Rosenblättern rieselte unter dem Griff ihrer schlanken Hände auf das smaragdene Gras, über das langsam die Schatten des Abends krochen.

Aber die Süße dieser Stimmungen endete stets in einer Bitterkeit, der er mit einem wollüstigen Behagen nachgab. Wenn er sein eigenes Leben mit den Aussichten seines

Tischgenossen verglich, dem das Leben offen und glänzend dalag, erfaßte ihn ein grimmiger Zorn gegen Gott und die Welt, und nicht zum wenigsten auch gegen die Weiber. Es gewährte ihm einen quälenden Genuß, Marie, die natürlich nicht besser oder noch schlechter war als alle andern, vor sich selbst herabzuwürdigen und solche häßlichen Bilder endlos anzuspinnen, bis sie mit einem Schlag verschwanden und einer strahlenden Gestalt in bangender Nähe wichen. Dabei verachtete er sich selbst und empfand diese Liebe als die bitterste aller Demütigungen. Nie hätte er sich selbst erlaubt, Marie bei einer Begegnung mit einem flehenden Blick in die Augen zu sehen. Er sah finster vor sich hin und grüßte steif, wenn sie an ihm vorüberging, während er doch nichts anderes empfand als die selige Qual einer fortwährenden Gegenwart.

Dazu kamen die wachsenden Sorgen um das nackte Leben und die Enttäuschungen, die er im Verkehr mit seinen Bauern erfuhr. Er hatte sich, ohne weitschweifende Hoffnungen zu hegen, an das Nächstliegende gehalten, Ratschläge zur Gründung ländlicher Kreditkassen und Genossenschaften erteilt, aber überall den gleichen Blick gefunden, der nichts verspricht und nichts verneint. Am stumpfsinnigsten hatten sich die Frankenthaler Ackerbürger gezeigt, die in den Fabriklern ruhige Abnehmer und Kunden sahen und in dem Doktor einen Fremden erblickten, der gar zu deutlich zeigte, daß er alles besser wissen und verstehen wollte, was ihn gar nichts anging. Je heftiger der Doktor wurde, weil er sich seiner Gesprächigkeit jeweils schämte, desto duchsiger sahen die Leute drein, die unter sich aus dem Klagen nicht herauskamen. Selbst seine Praxis, die er, um seines sicheren Auskommens

willen, möglichst groß wünschen mußte, war trotz einzelner glänzender Kuren klein geblieben. Am 1. Oktober hatte er seine Rechnungen verschickt; aber die Bezahlungen gingen spärlich ein, und mahnen wollte er die Leute nicht. Der alte Hauch der Unsicherheit, der von krankenden Weltzuständen auf die einzelnen fällt, hatte ihn gestreift und den Duft der ersten Freude, mit der er in ein Unbekanntes hineingetappt war, weggewischt. Selbst das Bewußtsein, daß er gar keine Bedürfnisse habe, gereichte ihm in solchen Augenblicken wechselnder Mutlosigkeit nicht zum Troste, sondern vermehrte nur das Gefühl der schwärenden Bitterkeit in seiner Seele.

Inzwischen war der Herbst in strahlender Schönheit zu Ende gegangen. In der ersten Novemberwoche, als noch alle Keltern rannen und der Duft des süßen Mostes in allen Straßen der alten Weinstadt lag, fing es an, mächtig zu schneien. Der Schneefall dauerte eine ganze Woche. In dem grauen Flockengewirr, das in unaufhörlichem Gewirbel lautlos niederfiel, konnte das Auge keine zehn Schritte weit sehen, und eine helle Sehnsucht nach Licht überkam alle Frankenthaler.

Der trübe Schneefall endete in einem wütenden Sturme, der die Schneemassen in den geschützten Vertiefungen und Talsenkungen zusammenblies und die Straßen, die durch die Untiefen des höher gelegenen Landes führten, unfahrbar machte. In den Forsten krachten die Äste uralter Baumriesen unter den Massen des nassen Schnees zusammen, im Falle quetschend Kleingehölz und Bäume niederstreifend, und das Wild, das keine Nahrung finden konnte, kam, von grimmigem Hunger gequält, bis in die Stadt gelaufen.

Die ältesten Frankenthaler konnten sich keines solchen Winters entsinnen; nur Herr Gramlich war mit der oberen Weltordnung einverstanden, indem er gelassen erklärte, auf einen heißen Sommer müsse auch ein solcher Winter erfolgen. Im übrigen blickte auch er zuweilen mit saurer Miene in die Welt: an der Frankfurter Börse waren ihm ein paar heimliche Spekulationen mißglückt, und der Geschäftsgang in der Fabrik ließ mit einem Mal ebenfalls zu wünschen übrig. Auch das Treiben des Bauerndoktors Merkel war ihm ein wachsender Dorn im Auge, obwohl es ihm täglich Gelegenheit bot, seinen heimlichen Ärger an einem Dritten auszulassen. Er machte kein Hehl daraus, daß er nicht begriff, was der Grobian wollte: es war doch beim heiligen Wurstzipfel ganz gut, wenn die kleinen Getreidebäuerlein, die nicht leben und sterben konnten, gezwungen waren, in der Industrie einen sicheren Verdienst zu suchen. Um seine Überlegenheit zu beweisen, hielt er sich, wenn er mit dem Doktor sprach, in den Höhen reinster Theorie auf. Er erklärte ruhig: „Der Bauer ist ein Petrefakt. Ein Bauer und ein Stier sind ein Tier!"

Der Doktor fuhr auf wie von einer Tarantel gestochen: „Was wollen Sie damit sagen? Ich bin kein Doktrinär. Ich überlasse Ihnen gern die Mist- und Getreidebäuerlein. Aber wenn es mit dem Rebbau und dem Getreidebau nicht mehr geht, dann werden wir zur Viehzucht, zum Obst- und Gemüsebau übergehen! Die Hauptsache ist, daß eine möglichst große Anzahl Menschen mit der Natur in engster Verbindung bleibt."

Herr Gramlich aber war nicht aus seiner Ruhe zu bringen; er erklärte ruhig: „Wir sind kein Bauernvolk mehr. Aber wir sind, was man auch sagen möge, ein Kultur-

volk! Eine Bauernkultur kann es nie geben, schon weil der Bauer keinen Luxus kennt und kennen darf. Meinen Sie vielleicht, ich hätte über diese Fragen nicht nachgedacht? Da wären Sie schön auf dem Holzwege. Kultur ist Luxus, und Geist ist auch Luxus. Ich weiß, wieviel Uhr die Welt geschlagen hat, wenn ich auch nur ein Kleinstädter bin. Wir müssen leben; das heißt: wir müssen ein Industrievolk werden. Wir müssen Qualitätswaren fabrizieren, um konkurrenzfähig zu bleiben. Was liegt mir daran, wo der Weizen gewachsen ist, aus dem meine Semmel gebacken ist! Nur Adel und Pfaffen können ein Interesse haben, das Rad der Weltgeschichte rückwärts zu drehen. Der liberale Weltgedanke ist nicht umzubringen."

Der liberale Weltgedanke brachte den Doktor Merkel in helle Empörung: „Sie möchten also aus den Deutschen ein Volk von Fabriklern machen?"

„Sie tun ja, als ob ich unsern Mittelstand leugnen würde?"

„Kommen Sie nur mir nicht mit unserm Mittelstand!"

„Der ist Ihnen natürlich unbequem. Begreif ich vollkommen. Ich lasse mich aber durch nichts davon abbringen, – durch nichts! – daß ein Volk nur dann lebensfähig ist, wenn es einen tüchtigen Mittelstand besitzt. Der Adel ist ein Anachronismus oder eine Dekoration, sozusagen eine Borte am Kleid des Staates. Der Bauer ist ein stagnierendes Element! Wir, wir sind die Träger der Bildung, der Sitte, der Kultur, wir, das liberale deutsche Bürgertum. Nur der Mittelstand hat Ideen."

„Was heißen Sie Ideen?"

„Ideen sind Ideen. Auch der Staat ist eine Idee."

Der Doktor lachte grimmig; er wurde wütend, wenn

jemand vom Staat sprach, über den er seine besonderen Ansichten hatte.

„Na, Sie werden ja sehen, wie weit Sie mit Ihren Wühlereien kommen."

„Wühlereien?" Der Doktor erblaßte jählings.

„Vielleicht habe ich mich zu stark ausgedrückt. Ich wollte nur sagen, mein verehrtester Herr Doktor, daß Ihre Nebentätigkeit in den Augen manches unserer Mitbürger falsch aufgefaßt wird. Was mich betrifft – ich sage das ganz offen –, so ist mir ein Mensch ohne Grundsätze lieber als ein Mensch mit gefährlichen Grundsätzen. Auch Grundsätze können gefährlich sein, wie zum Beispiel in der Politik."

Da der Doktor in diesem Augenblicke zu einem Kranken gerufen wurde, blieb in dem Frankenthaler das Gefühl lebendig, er sei als Sieger aus diesem Streit hervorgegangen. Er nahm seine Brille ab, um sie zu putzen, und warf dem Davongehenden einen bösen Blick nach: wie durfte sich dieser Bauer erlauben, ihm in diesem Ton gegenüberzutreten? Die Bildung, die er sich als Schoppenstecher jeden Geistesnektars erworben, war tief genug, um ihm den Luxus der Verachtung unreifer und tagesflüchtiger Meinungen zu gestatten. Er war kein Philister; aber er war nicht gewillt, der Jugend das Recht einzuräumen, sie dürfe glauben, die Welt sei erst mit ihr geschaffen worden. Als gemäßigter Staatsbürger von durchaus liberaler Gesinnung war er der modernen Zerrissenheit nicht zum Opfer gefallen; die Vergangenheit lag klar und wohlgeordnet vor seinen Augen da, gleich einem weiten, glanzübergossenen Feld mit blumigen Wiesen und sanften Hügeln, von deren Höhen aus man alles sah, was man nur sehen wollte. Die Weltgeschichte, das große

Weltgericht hatte für ihn keine Geheimnisse, und er wußte jedem Volke, den Griechen, den Römern, den Juden und Germanen, den Italienern und den Franzosen die Stelle anzuweisen, auf die sie ein Recht hatten. Der Ankauf eines Abgusses der Venus von Milo, vor der er einst in Paris seine Andacht verrichtet hatte, bewies, daß er die griechische Schönheit zu schätzen wußte, und die Tatsache, daß ein schönheitsbarer Pfaffe ihn verhindert hatte, das Götterbild in seinem Garten, unter seinem Rundtempelchen aufzustellen, war nur dazu angetan, sein Schönheitsgefühl zu steigern. Den Römern, dem staatsbildenden Volke par excellence, verdankte der gesegnete Südwesten Deutschlands eine alte Kultur nebst der Rebe und dem Kirschbaum. Den Juden schuldete die Menschheit die vortrefflichste der Religionen und noch ein paar andere Dinge. Über dem Mittelalter mit seinen faustrechtlichen Rittern und geilen Pfaffen lag dichte Finsternis, bis der Gottesmann Luther, dessen Wirken er auch als Katholik die weltgeschichtliche Größe nicht absprechen konnte, das Evangelium der christlichen Freiheit verkündete: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang! Die lieben, süßen Italiener schätzte er als die Erfinder der Musik und der Makkaroni, die Engländer als Schöpfer des Parlamentarismus sowie des Freihandels, und die älteren Franzosen als Erfinder der besten Kochkunst und als Urheber der großen Revolution, die dem europäischen Bürgerstande endlich die ihm gebührende Stellung im Weltlauf angewiesen hatte. Was aber die Deutschen, das Volk der Dichter und Denker, getan und geleistet hatten, das war der ganzen Welt bekannt. –

Auch sein Verhältnis zu Georg war kühler geworden, seitdem ihm der Windhund, wie der Frankenthaler nun den Bankierssohn im Kämmerchen seiner Seele zu titulieren liebte, klipp und klar erklärt hatte, daß er erst in zehn Jahren an eine Heirat denken könnte. Georg merkte diese nachbarliche Kühle kaum, und auch die Tatsache, daß er für die Frankenthaler den Reiz der Neuheit eingebüßt hatte, kam ihm kaum zum Bewußtsein. Die Zungenlecker sahen ihn einen Tag um den andern in die Fabrik gehen, und von dem Gut, dessen Herrlichkeit er allen Spießern geoffenbart hatte, war noch keine Scholle zu sehen: dieses Gerede, das sich so ernsthaft gebärdete, langweilte sie auf die Dauer. Georg war ein paarmal nach Würzburg hinübergefahren, um seinem Alten endlich den Standpunkt klarzumachen; allein der rührige Inhaber der Firma Kreß & Co. hielt sich die meiste Zeit in Berlin oder in Frankfurt auf, und der alte Prokurist des Hauses hüllte sich in tiefsinniges Schweigen, wenn ihn der junge Herr über die Pläne seines Vaters auszuholen suchte. Selbst zu Weihnachten traf er niemand im väterlichen Hause, und in der trübsinnigen Stille, in der er den Bescherungsabend verlebte, glänzte ihm plötzlich die Kleinstadt Frankenthal wie etwas Verklärtes her.

Am ersten Weihnachtsfeiertage fuhr er denn auch mit dem ersten Zuge nach Frankenthal zurück. Als er in seinem neuen Pelz, den er sich selbst beschert hatte, vom Bahnhof in die Stadt ging, begegnete ihm Marie Vollrath. Ihr klares Gesicht war von der hellen Winterluft rosig angehaucht; sie erwiderte seinen Gruß mit einem ruhigen Nicken des Kopfes; aber in der Verwirrung wußte er nicht, ob sie ihn angeblickt hatte.

Am Gartenpförtchen des Seyfriedschen Hauses traf er mit dem Doktor Merkel zusammen, der in seinem abgewetzten Überzieher hastigen Schrittes aus der Stadt kam. Er ging ihm rasch entgegen und begrüßte ihn mit übersprudelnder Herzlichkeit, fast wie einen Freund, der ihm die Gewähr eines alten Glückes greifbar vor die Seele brachte:

„Wie gehts, wie stehts? Wo kommen Sie denn her mit einem solchen Gesicht?"

Der Doktor gab ihm flüchtig die Hand; er sah bleich und übernächtig aus und vermied es, seinen Blicken zu begegnen. „Von einer Schwergeburt," sagte er, ohne Georg anzusehen.

„Gut abgelaufen?" fragte Georg, der sich in diesem Augenblick so glücklich fühlte, daß er an allem Interesse nahm.

„Hm, – das Kind lebt, aber die Mutter ist draufgegangen. Diese jungen Hebammen sind von einer gräßlichen Unwissenheit. Seien Sie froh, daß Sie so was nicht mitzumachen brauchen. Manchmal möchte man wirklich kein Herz haben."

„Wer ist denn die Betreffende?"

Der Doktor antwortete nach kleiner Pause: „Die Simmeles-Appel."

Georg entgegnete kein Wort; aber eine brennende Röte, die einem Gefühl bohrender Beschämung entstieg, überzog sein Gesicht, während das Bild der widerlichen Szene, die er belauscht hatte, bis auf alle Einzelheiten deutlich vor seiner Seele stand. Sollte er diese beschämende Erinnerung denn überall auf seinem Wege finden? Er begleitete den Doktor auf sein Zimmer und blieb eine geschlagene Stunde lang bei ihm sitzen, die gleichgültig-

sten Dinge von der Welt mit einem tiefen Ernst berührend.

Erst bei der Frau Seyfried brach sein Entzücken aus: „Wie bin ich froh, daß ich wieder da bin! Wie bin ich froh!" Er fragte nach allen möglichen Dingen und Menschen, ohne es jedoch zu wagen, das Gespräch auf Marie zu bringen, deren Gesicht doch in einem fort vor seiner Seele schwebte. Spät am Abend machte er noch einen Gang durch die verschneite Stadt, und es war ihm dabei zumute, als sei er schon lange nicht mehr durch diese lieben, winterlichen Gassen gegangen. Eine geheime Unrast trieb ihn an den Fluß hinab und weiter in den verschneiten Abend hinaus, durch den die Lichter wie ruhige Sterne in seine süße Schwermut herüberblinkten, die ihn rasch wieder in die Stadt, in Menschennähe trieb.

Seine Freunde aber, den Amtsrichter und den Weltenkenner Usedom, suchte er erst nach drei Tagen auf.

Elftes Kapitel

Bei der vielbesprochenen Gasterei in Monrepos hatte Herr Gramlich den heimlichen Plan gefaßt, zu dem Fürsten, koste es was es wolle, auf guten Besuchsfuß zu kommen. Er kannte die Musikliebhaberei des hohen Herrn und gedachte, seinen eigenen Neffen, den berühmten Arthur Geißler, gegen Frühjahr zu einem Besuch einzuladen, bei welcher Gelegenheit es wohl ein Familienkonzert im Hause Gramlich absetzen werde. Allein der Musikneffe erklärte rundweg, daß er zwar ganz gern ein Konzert in Frankenthal gebe, aber nur gegen gute Bezahlung im alten Rathaussaale, und der Onkel mußte sich bequemen, den Fürsten zu diesem Ereignis in einen öffentlichen Raum einzuladen.

Das Konzert sollte im Februar stattfinden. Drei Tage vor der Ankunft des großen Künstlers trat ganz plötzlich heftiges Tauwetter ein; ein lauer Wind kam stoßweise von Süden, trieb riesige Wolkenballen über den durchsichtigen, blauen Himmel und hüllte alle Fernen, die mit einem Mal seltsam nah erschienen, in ein eigentümlich klares Licht. Dann, gerade am Vorabend des großen Frankenthaler Kulturereignisses, begann es in Strömen zu regnen, und der Schnee schmolz in rasender Schnelle dahin, Bäche und Schluchten mit schmutzig gelben Fluten füllend.

Herr Gramlich besaß jedoch diesmal kein Auge für das dräuende Wetter; denn er lebte und webte in dem großen Ereignis, von dem er sich, wenigstens für die Musik, den Anbruch einer neuen Ära in dem geistigen Leben seiner Vaterstadt versprach.

Ein neuer Stutzflügel stand rein gestimmt und seines Schicksals harrend in dem großen Rathaussaale, den Herr Gramlich von der Stadtgemeinde für seinen Neffen gemietet hatte. Zwischen den beiden breiten Fenstern, die auf den Marktplatz gingen, prangten die Büsten Beethovens und Haydns, die der Hausherr in der letzten Stunde von einem Italiener gekauft hatte, der mit billigen Gipsabgüssen hausierend in der Gegend herumfuhr. Die Frankenthaler sahen dem großen Tage mit wachsender Spannung entgegen, besonders aber die jungen und älteren Damen und höheren Töchter, die Tag für Tag das Gebet einer Jungfrau beteten oder den Löwen erwachen ließen oder die Klosterglocken zum Bimmeln brachten oder gar sich auf das hohe, klippenreiche Meer der klassischen Musik hinauswagten. An warmen, schönen Sommerabenden, wenn alle Fenster offen standen, schwamm die ganze Stadt in einem hellen Tonmeer, in dessen launischen Wogen sich die schwindsüchtigen Töne alter Spinette und die volleren Klänge moderner Instrumente zu einem seltsamen Tonweben vereinten.

Der „Fränkische Bote“ hatte die Aufgabe der Presse in würdigster Weise erfüllt, indem er, um Stimmung zu machen, ein halbes Dutzend glänzender Besprechungen des Künstlers zum Abdruck brachte, worin er, ohne Ausnahme, jenen Heroen zugesellt war, die, vom Übermaß des Menschlichen und Göttlichen umwittert, im Walhall der Töne thronen. So wußten denn die Frankenthaler, die sich natürlich, als echte Deutsche, ihr Urteil niemals durch die Zeitung trüben ließen, was andere Kulturzentren von der hochbedeutsamen Erscheinung des Gramlichschen Neffen zu halten hatten. Das Interesse an dem großen Klavierspieler

wurde jedoch durch eine Neuigkeit abgeschwächt, die wie ein Feuerruf durch die Stadt lief: Seine Durchlaucht der Fürst Egon Oskar von Weiningen hatte sich mit der millionenschweren Freiin Hildegard von Brunner-Oett verlobt und gedachte mit seiner Braut dem Konzert anzuwohnen. Eine Stunde nach Bekanntwerdung dieses Ereignisses war der Rathaussaal ausverkauft.

Am Abend des bedeutungsvollen Tages, es war dies ein Sonntag, versammelte sich ein kleiner, ausgewählter Kreis, welcher der Familie Gramlich nahestand, in deren Hause zum Tee, bei dem es seltsam feierlich zuging, wie bei einer hochbedeutsamen Kultushandlung. Wie ein müder, fetter Halbgott, der Schmerz und Glück der Welt im Übermaß erfahren, saß der tondichtende Klavierheros zwischen hübschen Frauen, die der Gedanke, daß mindestens zehn Gräfinnen wegen dieses blassen Kopfes das ganze Elend der Liebe erfahren hatten, mit ehrfurchtsvollem Schauern durchrieselte. Die Herren drückten sich in ihren Bratenröcken an den Wänden herum und blickten mit sorgenvollen Blicken in den Regen hinaus: wenn es so fortging, konnte das Steigen des Flusses der unteren Stadt und der Fabrik gefährlich werden. Herr Gramlich aber ging in zitternder Aufregung von einem Würdenträger zum andern, indem er hier in geheimnisvoller Miene auf den kommenden Kunstgenuß hindeutete und dort eine Meinung über diese plötzliche Verlobung erbat, durch die sicherlich ein gediegener Geldstrom über die Gegend hereinbrechen werde. Wenn ein Angstmeier von der drohenden Wassergefahr anfangen wollte, zuckte er seine rundlichen Achseln: heute wollte er der Kunst gehören, und nichts sollte ihm die weihevollen Stunden des Genießens stören.

Als die Stunde des Konzertes heranrückte, fuhr die Familie Gramlich in zwei Landauern nach dem Rathaussaale, in dem ein leichter Kampferduft wehte. Drei alte Samtsessel, vor denen ein roter Teppich lag, verrieten den Frankenthalern, daß Seine Durchlaucht mit der Braut und deren Bruder, die am Morgen von Frankfurt herübergekommen und im Goldenen Engel abgestiegen waren, dem Konzert wirklich anwohnen würden. Die Herrschaften erschienen auch eine Viertelstunde vor Beginn des Konzertes in dem kleinen Sitzungssaale des Rathauses, um der Familie Gramlich für die Einladung zu danken.

„Sie komponieren auch?" fragte der Fürst mit erlesener Höflichkeit den großen Pianisten. Der Künstler verbeugte sich mit zustimmender Miene: was konnte denn ein anständiger Mensch in dieser Welt der Kakophonien überhaupt anderes tun?

„Schreiben Sie auch Kammermusik?" fragte der Fürst mit ernster Miene weiter.

Der Künstler prahlte: „Nein, Durchlaucht, ich brauche ein großes Orchester, um meine Ideen zu verkörpern. Ich habe sogar, zur Erzielung eines blühenden Orchesterkolorits, ein neues Instrument eingeführt. Ich lasse, um das Geräusch des Kratzens bei gewissen Stellen hervorzubringen, mit einer Birkenrute an die Wand schlagen."

Der Fürst verbeugte sich vor dieser Tatsache; dann bemerkte er: „Vielleicht interessiert es Sie, Herr Professor, daß Beethoven vor hundert Jahren – 1792 – in dieser Gegend geweilt hat, in Marienthal, wo er einige Zeit in dem berühmten Quartett des letzten Deutschordensmeisters die Viola spielte. Mein Urgroßvater hatte die

Ehre, die Herren Musiker in Monrepos zu hören. Ich bin stolz auf diese Erinnerung –"

Arthur Geißler verneigte sich leicht vor dem großen Toten; er nahm die Bemerkung des Fürsten als ein Kompliment hin und begann hierauf von seinen Münchener Tagen zu sprechen, als ihn die fürstliche Braut, eine kleine, zierliche Dame mit schönen Augen und einem unbedeutenden Gesichtchen, deren Kleid einen auserlesenen Geschmack verriet, in ein Gespräch zog.

Auch der Doktor Merkel, der als Musikliebhaber jeden Sonntag in die katholische Kirche ging, kam, als der Saal schon voll war, um der kommenden Dinge zu harren. Er hatte nachmittags in der katholischen Ortschaft Rothenberg eine Bauernversammlung abgehalten, von der er in sehr gereizter Stimmung zurückkehrte. Sein dringender Vorschlag zur Gründung einer Genossenschaft war nicht geradezu rundweg abgewiesen worden; aber die Anwesenden hatten sich in einer Weise Bedenkzeit erbeten, daß er herausfühlen konnte, sie seien samt und sonders gesonnen, erst die Stellung der Geistlichkeit zu solch eigenmächtigem Unterfangen abzuwarten. Und als der Redner, durch die dumpfe Haltung seiner Zuhörer gereizt und voller Unwillen, mit seiner Anschauung über allerlei schwebende Fragen herausrückte, die Sonntagsruhe, die Unterstützung der Einzelgemeinden, das Hypothekenwesen, die Güterschlächterei und den Schacher, den Waldschutz und die Regelung der Bodenzinse erörterte, waren die Gesichter immer nachdenklicher geworden. Er mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß man die Sache im Auge behalten wollte, und in grimmigster Laune fuhr er durch den strömenden Regen talabwärts nach Hause, eine Zeitlang den hochge-

schwellten Fluß zur Seite, dessen gelbe Fluten schon den Straßengraben füllten.

An der Türe des Staatszimmers überreichte der Ratsdiener jedem Eintretenden ein langes, schmales, eng bedrucktes Blatt, und der Doktor, in dem die Eindrücke des verflossenen Nachmittags langsam nachschwärten, vertiefte sich, um sie loszuwerden oder einem zersplitternden Gespräch auszuweichen, sofort in den Inhalt des langen Zettels, auf dem oben in neuester Prunkschrift zu lesen war:

Die Weltschöpfung und das Weltgericht.
Große kosmische Symphonie (op. 1) in fünf Sätzen für großes verstärktes Orchester von Arthur Geißler.
(Klavierauszug vom Komponisten.)

Unter einem Strich war dem Publikum zum voraus folgende enggedruckte Erklärung der Tonschöpfung (aus der Feder des berühmten Kritikers Hans von Ellenbogen) geboten.

Erster Satz: Die Schöpfung. Zarte Violintöne in den höchsten Lagen, in banger Unrast ungefüg und hauchartig auf und nieder steigend, deuten an, daß das Weltweben des Urwahns in dem Nebelkern begonnen, daß die Urbejahung des Lebens ihren Anfang genommen habe. Dumpf und allmählich fallen andere Stimmen des Orchesters ein: sie wühlen und wogen, sie sinken und steigen in rastlos dumpfer Unseligkeit an zum gärenden Chaos, in dessen fahlem Schoße noch alle Welten jenseits von Gut und Böse beieinanderruhen, bis die Gottesschöpferkraft aus fahlen Weltenträumen erwacht und beginnt, sich in Sternenschauern auszurasen. In seligen Tanzweisen überströmender Schöpferfülle reißt Stern um Stern sich aus dem Chaos los, um in wilder Sehnsucht durch das All zu flie-

gen, ein Suchen und Sichmeiden, bis die Verirrten im glühenden Weltenkusse wieder ineinanderschmelzen. In gigantischen Tonstürzen dämpft sich die Disharmonie der werdenden Welten allmählich zur großen Harmonie des Seins, und die Erde, als der schönste Stern, erhebt sich siegreich aus der brodelnden Urgärung, umschmeichelt von den schönen, strengen Melodien göttlicher Ordnung, die sich zum lebensvollen Gewühl der frei und heiter schaffenden Kräfte vereinen. Aber noch ist die Schöpfung unseres Sternes nicht vollendet. In langer, schmerzlicher Entwicklung (symbolisiert durch eine dumpfe Fuge voll erhabener, granitner Dissonanzen) sondert das Organische sich vom Unorganischen. Die Melodie, das Abbild der höheren Stufe des Willens zum Dasein, sucht sich loszuringen und versinkt immer wieder im Chaotischen, während sich in den sprunghaft behandelten Bässen der Aufmarsch der leidenden Organismen, vom Urschleim bis zum Übermenschen, austobt. Endlich aber ist sie siegreich, und aller Widerstreit des Chaotischen, des Plumpen, des Niedrigen, des Unfertigen endet in dem Gottessegen des Paradieses, den nur das Quellengemurmel über purpurbesternten Wiesen oder das Lenzsehnsuchtsnachtlied der Nachtigallen stört. Und endlich erscheint der Mensch! Ein helles Flimmern der Violinen deutet an, daß mit dem göttlich schönen Adam das Licht der Vernunft in die Welt gekommen. Zwei Melodien von transzendentem Charakter, die sich neckisch trennen und immer wieder vereinen, schildern den Gang der ersten Menschen durch das blühende Paradies. Sie enden in schneidender Dissonanz (dem ungeheuersten Vorhalt unserer Musikliteratur!), im — Kusse, der sich auflöst in den rasenden Liebesjubelhochgesang der trunkenen Schöpfung.

Zweiter Satz: Die Sündflut. Doch die Tatsache der immanenten Tragik, die mit dem Dasein selbst gesetzt erscheint, ist damit nicht verneint, sondern vielmehr erst recht bejaht. Die Sünde, die mit dieser Urbejahung des Lebens in die Welt gekommen, steht in vollster Maienblüte. Jede der sieben Todsünden (Wollust, Neid, Geiz, Völlerei usw.) ist durch ein kurzes Motiv symbolisiert, das der Reihe nach aus der fesselnden Orgie der Töne auftaucht und für einen Augenblick die Herrschaft an sich reißt, um wieder rettungslos in dem purpurnen Sündentrubel zu versinken. (Zeichnung, Linienführung, Kolorit des Ganzen absichtlich ausschweifend, kakophonisch, sardanapalesk, um die phosphoreszierende Fäulnis der Welt zu versinnbildlichen. Überreiches Auflösungsstadium der Musik, der tönenden Objektivation des Weltwillens. Décadence und ausschweifende Autonomie der einzelnen Stimmen, des einzelnen Taktes, der einzelnen Note!) Doch Gottes Stimme wird vernehmbar über allem. Er befiehlt den Bau einer Arche. Man vernimmt die Axtschläge Noahs, der mit seiner Familie Bäume fällt. Das jäh abgebrochene Fragment eines Wiegenliedes, das wie eine flüchtige Erinnerung an das Glück des entschwundenen friedlichen Lebens im Urzustand des Menschlichen auftaucht, erzählt von den seligen Tagen paradiesischer Vergangenheit. Auch es geht unter; die Siegel des Himmels lösen sich, die Sündflut bricht herein. Bässe und Oberstimmen vereinen sich in heftigem Ansturm zum brausenden Tonmeer, auf dem, einsam irrend, seine Melodie ihre Sternenbahn in göttlicher Schönheit dahinzieht: die Arche.

Dritter Satz: Scherzo (Der Gotteskater). Wenn die

Tragik des Weltdaseins sich in den vorhergehenden Sätzen auch in dem Kampfe mit den Tonformen einer zu überwindenden Epoche der Musik offenbart, so ist der Neutöner in diesem Scherzo, das in die abgründigsten Tiefen des tönenden Transzendentalismus hinabreicht, zur vollen Tanzfreiheit eines übermütigen Gottes gelangt. Welch erhabene Idee, den Schmerz eines Schöpfergottes, den die Welt als ästhetisches Phänomen nicht befriedigt, nicht befriedigen darf, in einem symphonischen Scherzo symbolisch austoben zu lassen! Welch tiefer Sinn liegt nicht allein in dem Unterfangen, diesen Gott nicht als Abstraktum einzuführen, sondern in der Dreiheit Faust – Don Quixote – Schlemihl gleichsam an die azurnen Höhen des realen Ideals emporzuführen, wo das lyrisch-episch-dramatische Melos zur strahlenden Einheit der metaphysischen Weltensprache zusammenschmilzt. (Man bemerke auch das Vorherrschen des germanischen Elementes in der bedeutsam gewählten Dreiheit!) Welche Perspektiven eröffnet nicht allein der Mittelsatz dieses einzigen Scherzissimos, der den Gott als stöhnenden Zuschauer des Seifenblasentanzes bunten Weltgeschehens vorführt und in den Bässen gleichsam einen Kommentar göttlich-schmerzlicher Ironie zu dem schillernden Werdespiel der Welten liefert! Die höchste Höhe metaphysischen Entrücktseins aber erklimmt diese Musik, deren Motive ehern verwoben sind, mit der Stelle der Partitur, wo geschrieben steht: „Hier schreien alle Orchestermitglieder: Bäh!“ Wir stehen nicht an, diese Stelle, die einen transzendenten Ekel atmet, als weltgeschichtlichen Wendepunkt deutschen Kunstschaffens zu bezeichnen. Wie in Beethovens neunter Symphonie das Erklingen der mensch-

lichen Stimme symbolisch andeutet, daß hier ein Letztes erreicht ist, dem nur das erlösende Wort Ausdruck zu geben vermag, so bedeutet dieses Bäh die Eröffnung eines Reiches nach unten hin, als gigantischen Ausbruch wühlenden Gottesschmerzes über die Verschafung der Welt. Hier heißt es: „To bäh or not to bäh, that is the question!" Bähn oder Nichtbähn, das ist hier die Frage, um den Angelpunkt der Hamlet-Tragödie im Sinne Lichtenbergs zu variieren. Zum erstenmal wird hier die neuere Musik ihrer philosophischen Rolle gerecht. Zum erstenmal ist die metaphysische Loslösung von der Vergangenheit – (Le passé, c'est l'ennemi!) – erreicht. Zum erstenmal sind die Begriffe dionysisch und apollinisch im musikalischen Sinne radikal umgewertet. Rein musikalisch genommen ist dieses Bäh die Grundlage eines Riesenbaues zyklopisch-dionysisch-höllenbreughelhafter Tongefüge, von deren schwindelnden Höhen sich die grinsende Sphinx der Welt in den Abgrund stürzt. Course à l'abîme – course au paradis terrestre, ein unerhörtes Crescendo, das noch einmal die Weltschöpfungsmotive in strahlender Verklärung zu halkyonischen Höhen emporführt. Das heißt: – der Gott ist erlöst von den Schmerzen göttlicher Reue: – das Reich des Menschen beginnt!

Vierter Satz: Vita humana. Dieser Satz bedeutet die strahlende Erfüllung der über-Nietzscheschen Forderung: Il faut africaniser la musique! Diese Musik ist braun wie der südliche Fels, auf dem weiße Vögel durch ihre Verdauung den Weltprozeß jenseits von Gut und Böse symbolisieren. Diese Musik zeigt jene entzückende Patina südlicher Häute, deren Schmutz zugleich gesund und ästhetisch ist. Diese Musik ist in das Licht getaucht,

in dem der goldsmaragdne Tänzerfuß Zarathustras ewige Eindrücke zurückließ. Diese Musik hat die Unschuld wiedergefunden, die nichts mehr von Formeln und ästhetischen Verträgen weiß. Diese Musik ist ganz Zukunft, ganz Erfüllung, ganz blaue Ewigkeit. – In eine sanfte Wiegenmelodie von träumerischem Charakter (mit Benutzung des Motivs aus der Sündflut) mischt sich eine Kindertrompete, neckisch-heiter, wie die jubelnde Stimme des Jugendglücks. (Gereinigte Archaismen der Musik, die auf die überreichen Mittel der größten Kunstepoche verzichtet, um die Reinheit der Kinderseele mit symbolischen Mitteln und heiter abgetönten, zartblühenden Farben zu schildern.) Allmählich mischen sich vollere Töne in die reine Tonflut, die wie aus Sommerfäden gewoben einherflirrt. Aus geheimnisvollen Tiefen quellen unsagbare Empfindungen, flüchtige Dissonanzen tauchen auf und versinken wieder in dem Tonmeer der Schönheit, bis sich endlich der seligste Liebesjubel (Benützung der Paradiesmotive!) erhebt, Langen und Bangen in seligem Harren, Schweigen und Neigen, Wonnen und Friede, der ganze Inhalt des Lebens, in dem bis zur höchsten Steigerung individualisierten Orchester, wo endlich jede einzelne Stimme und jeder Halbschatten die Autonomie des Kategorischen erreicht hat. Hier trägt ein Liebespaar beim Gesang der Nachtigallen seinen Herzenshimmel durch die maiengrüne Flur; dort entwickelt ein Redner seine Gedanken über Wohl und Wehe, Zweck und Sinn des Lebens; hier mißt ein kauernder Denker – (man fühlt förmlich seinen metaphysischen Buckel) – die reine und die unreine Vernunft; dort ziehen Männer unter den überheroischen Klängen eines

Ewigkeitsmarsches in die Feldschlacht; hier verklingt ein Te Deum in den hohen Hallen eines gotischen Domes; dort singen fröhliche Winzer ein ländliches Lied; ein Bauerntanz und das leise vorüberhuschende Fragment einer Ballmelodie mahnen an die leichteren Freuden der Mannheit. Doch weicher wird allmählich das leuchtende Tongewebe, wie getaucht in das schwermütige Dunkel der Erinnerung, die sinnend bei der Jugend verweilt. Zuweilen zuckt es darüber wie ironische Lichter trüber Welterfahrung, und flüchtig schwimmende Schlagschatten huschen durch die subtilen Tongebilde, die sich ohne Halt und Festigkeit bilden und auflösen, ohne zur organisierten Ruhe zu kommen. Ganz allmählich sterben die glühenden Farben des Orchesters hinweg, leis und leiser, und der kalte graue Tod bricht herein. Schweigen! Doch im selben Augenblick entschweben einer wunderbaren ekstatischen Ferne die ersten Töne eines Trauermarsches auf den Tod eines Helden – jeder Mensch als Held betrachtet. Der Trauermarsch geht allmählich in hellerem Aufschwung zur strengen Apotheose des Menschentums über und verklingt in den verklärten Höhen des azurnen Ideals, in das jedoch plötzlich, wie aus tragischen Urtiefen, das Motiv der Urschöpfung bricht, aber verzerrt, aber zerrissen, aber zu ungeheurer Wucht verdichtet: – das Weltgericht ist nahe!

Fünfter Satz: Das Weltgericht. (Mit Benützung der christlichen Auferstehungssymbolik.) Dumpfe Posaunenstöße, aus den vier Weltecken auftauchend und allmählich in einen Posaunengewittersturm überirdischer Dissonanzen ausmündend, verkünden, daß das Gericht über die Lebendigen und Toten seinen Anfang genommen. Die Erde

bebt, die Gräber öffnen sich; in schlotternden Scharen, unter den Klängen eines grauenhaften Totenmarsches, wallen alle zum Tal Josaphat, das durch eine schneidende Pause versinnbildlicht ist. Da beginnen überirdisch reine Geigentöne aufzusteigen, der Himmel und die Himmelshalle öffnen sich, die Flügel der Seraphim rauschen wie Wasserschleier über dem Abgrund. Das Hosianna der Seligen kommt näher, in ihrer Mitte Christus, der strenge Weltrichter, der hier in streng michelangelesker Auffassung, als Synthese der überhistorischen Menschenideale erscheint. Während in den Bässen sich der Grimm der Hölle austobt, ertönt in furchtbarem Ernste die Stimme des Weltenrichters, die die Schafe von den Böcken, den Adel der Menschheit von dem Seelenpöbel sondert. Verzweiflung, Entsetzen und ekstatische Wonnen vereinen sich in übertitanischen Tongefügen. Der Höllensturz und die Himmelfahrt beginnen. Immer strahlender, immer siegreicher, immer mächtiger, immer überirdischer, immer paradiesischer schwellen die Meeresmelodien des Himmels an. Immer klarer rauscht das Hosianna der Verklärten einher und verklingt in einem beispiellosen Halleluja der Seligkeit, während die Hölle, fest gegründet wie das Dasein, in der Tiefe grollt, unversöhnlich und doch der Höhe nahestehend, wie die Tonarten C-dur und F-moll verwandt sind. Der Weg vom Nichtsein bis zum Übersein ist vollendet! In erhabenster Disharmonie, für die das Ohr der Zukunft erst wachsen muß, klingt die gigantische Tonschöpfung aus. –

„Na, was sagen Sie zu dem Programm?" fragte der Freiherr von Usedom den Doktor.

„Ich? Nichts!"

„Das ist nicht viel! Aber es ist genug. Ich mach da nich mit. Mir kann der musikalische Illustrator gestohlen werden. Nun will ich nur noch sehen, wie er spielt."

Inzwischen hatte sich der Harrenden eine gewisse Unruhe bemächtigt. Einige Frankenthalerinnen bewiesen, daß die leisesten Flötentöne des Entzückens nicht allein in kosmischen Symphonien, sondern auch in weißen Frauenkehlen schlummern können. Der Freiherr von Usedom, der sich vorsichtig in der Nähe der Türe aufhielt, hatte, um seinem philosophischen Trieb zu genügen, die Versammlung sofort zu einer kostbaren Menagerie erhoben: links neben dem Flügel drängten sich die Fische zusammen, die Goldfische, die Musikfische und die Backfische, bewacht und gehütet von geputzten Drachen, den Müttern, die nicht nur im zweiten Faust Grauen erwecken. Rechts standen die hohen Tiere beisammen, während Seine Durchlaucht, Nobel der Löwe, einige Gänschen und Gänseriche mit seiner ungefährlichen Gegenwart beglückte und der lahme Zentaur Leimbach, halb Schulmann, halb Geschichtsschreiber, ein paar jüngere Lehramtskandidaten in die Geheimnisse der lydischen Tonart einweihte.

Endlich erschien auch der Held des Abends, in nachlässig freier Haltung, auf dem blassen, glatten Gesicht einen edlen Zug des Leidens, Diamanten auf der weißen Hemdbrust und blitzende Ringe an der weißen, langfingerigen Hand. Mit nachlässigem Anstand verbeugte er sich vor den Damen und dem stummen Kreise, rückte seinen Stuhl vor dem Flügel zurecht, blickte eine kleine Weile sinnend gegen die dunkel getäfelte Decke, griff dann präludierend einige Akkorde, als wolle er Perlen zu den

Füßen aller Holden hinstreuen, fuhr sich durch die steife Mähne und – die Erschaffung der Welt begann.

Die Zuhörer verfolgten mit gespannten Blicken das sinnverwirrende Spiel der Finger, die bald samtene Tonperlen über das Chaos hinstreuten, bald, in die grollende Urgärung vergraben, wirre Massen grauenhafter Töne aufrührten. Die hinten Stehenden reckten die Hälse und hielten sich schwebend auf den Fußspitzen, um ja nichts von dem unvergleichlichen Anblick der hüpfenden Finger zu verlieren.

Doch kaum war die Vernunft in die Welt gekommen, als sich an der Tür ein unvernünftiger Wortwechsel erhob, den selbst die eindringlichsten Warnungslaute der Begeisterten, die keine einzige Note verlieren mochten, nicht zum Schweigen bringen konnten. – Der Nachtwächter der Fabrik, der Beckenmichel, sagte: „Es is halt a-sou", und kein Zischen brachte ihn von der Behauptung ab, daß er den Direktor und Herrn Gramlich sprechen müsse, da der Fluß, der verfluchte Luder, die Fabrik bedrohe; mit knapper Not sei er noch über die Karlsbrücke auf das linke Ufer herübergekommen.

In der ersten Pause, nachdem die Weltschöpfung eine Tatsache und der anhaltende Beifall verrauscht war, ließ sich endlich der weihevoll gestimmte Herr Gramlich, der zum erstenmal der Erschaffung einer Welt anwohnte, herbei, die Meldung des Mannes anzuhören, ohne ihr indessen im ersten Augenblicke große Bedeutung beizumessen; als aber einige Frankenthaler, die ein paar Aktien besaßen, ohne weiteres hinausschlichen, kam es über ihn wie ein eisiger Schrecken. Sollte er bleiben? Sollte er sich selbst um einen seiner schönsten Tage bringen? Wie

Herkules stand er am Scheidewege. Da fuhr ein Windstoß an das Fenster, ein heulendes Brausen durchfegte die Luft, und der Onkel des Weltschöpfers schlich, von jäher Angst gepackt, auf den Fußspitzen dem Ausgang zu. An der Türe warf er noch einen schmerzlichen Blick auf das Publikum, das geborgen dem Schauspiel der tönenden Sündflut entgegensah. Georg, der Doktor, der Direktor, der Pastor Ostertag und einige andere Männer, die ihre Neugierde schon gesättigt hatten, schlossen sich dem kleinen Manne an, der in gereizter Stimmung schimpfend mit dem Beckenmichel voranschritt, gleich als ob der Bote an dem Steigen der Flut schuld trage.

Der Regen hatte etwas nachgelassen, als sie durch die Straßen eilten, wo hastende Gestalten unter riesigen Regenschirmen aneinanderprallten und sich gegenseitig lärmend von dem drohenden Stande des Wassers unterrichteten. Ein wirrer Braus von Stimmen und seltsamen Geräuschen stieg und sank in der dunklen Sturmnacht und erfüllte alles mit der Furcht vor etwas Ungeheurem. In der Zollgasse, die auf die Brücke mündet, stand ein dichter Haufen Volks beisammen; viele trugen in der Hand kleine Stalllaternen, bei deren Schein man deutlich erkennen konnte, daß die Flut noch immer in raschem Steigen begriffen war. Aus den beleuchteten Häusern tönten wirre Stimmen, und dazwischen vernahm man dumpfes Gepolter, das von dem Ausräumen der bedrohten Stuben herrühren mochte. Trotz der allgemeinen Aufregung sprachen fast alle mit gedämpfter Stimme; nur einige Allweise, die nichts zu verlieren hatten, weil sie sicher im oberen Stadtteil wohnten, redeten lauter inmitten eines Kreises, der an ihrem Munde hing und die überlegenen Urteile der

Männer gleichsam als Trost vor der Unsicherheit des gefährlichen Elementes empfand. Alle waren darin einig, daß eine solche Wasserflut schon seit Jahren nicht dagewesen sei; im oberen Tal mußte ein Wolkenbruch niedergegangen sein, und diese Tatsache erfüllte sie, da sie doch etwas Gewisses war, mit einer eigentümlichen Art von Befriedigung. Die Einbildungskraft der meisten war in lebhaftem Aufruhr; einige Schwarzseher wollten wissen, die ganze Dorfschaft Rothenberg sei von dem Erdboden verschwunden und schon vor einer halben Stunde mit Mann und Maus, mit Rind und Schwein an Frankenthal vorbeigeschwommen, und nach zehn Minuten zweifelte kein Mensch mehr an dieser Katastrophe.

„Na, morgen könnt ihr sehen, wie wir bauen, die Fabrik ist solid. Kein Schwindelbau," wandte sich Herr Gramlich an eine Gruppe von Männern, die sofort verstummten, als er hinzutrat. Er hoffte eine Bestätigung seiner Ansicht über den Glanz der Frankenthaler Bautätigkeit zu erhalten; aber es blieb alles stumm.

„Dem Luder is net zu traue," sagte endlich ein kleines, hustendes Männchen; er meinte den Fluß.

„'s Wasser hot kan Balke," bemerkte ein Zweiter, indem er kräftig ausspuckte.

Mit diesen Angstmeiern war nichts anzufangen. „Wer geht mit an den untern Wall?" fragte Herr Gramlich ziemlich unwirsch. Ein paar Leute schlossen sich dem aufgeregten Gründer der Fabrik an, den die Angst der Ungeduld verzehrte, und Georg und der Doktor, in denen die gleiche Besorgnis um eine teure Gestalt lebendig war, schritten eilig an der Spitze der Schar dahin.

Am untern Walle fanden sie ein dichtes Häuflein flüstern-

der Menschen beisammen, das von Zeit zu Zeit auf das Tosen der brüllenden Flut lauschte, die bereits die unteren Ufergärten überschwemmte und, soweit man dies beim flackernden Scheine der kleinen Laternen beurteilen konnte, pfeilschnell durch die rabenschwarze Nacht talabwärts schoß. Das Brausen in der Höhe und das Durcheinander dumpfer Stimmen erklang bald näher, bald ferner, und die Kronen der umstehenden Zierbäume knarzten und ächzten in den sprunghaften Stößen des lauen Windes. Die Schützengasse war längst überschwemmt; die Gerbergasse und die Hadmarshelle standen unter Wasser; den kleinen Häusern reichte schon die Flut bis an das Dach; wer sich nicht gerettet hatte, war verloren.

Von dem Schicksal der Fabrik wußte keiner etwas Bestimmtes zu sagen. Der Verwaltungsrat, der fast vollzählig da beisammenstand, beratschlagte hin und her, was man tun könne, und alle waren der Meinung, daß es ganz unmöglich sei, bei solchem Wasserstand auf das jenseitige Ufer zu kommen. Ein paar Knaben, die vergnügt mit bloßen Füßen in dem Wasser herumpanschten, wollten einen schwachen Lichtschimmer in der Gegend wahrnehmen, wo die Fabrik stand. Alle starrten in das schreckenvolle, donnernde Dunkel, bis ihnen die Augen weh taten, ohne etwas Bestimmtes zu erkennen. Gleich darauf kam ein runder, dunkler Körper auf der schwarzen Flut herangeschwommen; zwei Büblein zogen ihn mit Hallo auf die feste Erde, und beim Schein der Laternen erkannte man ein totes Schwein. Dieses unvermutete Abenteuer brachte eine flüchtige Heiterkeit in den Haufen, der sich zusehens vergrößerte. Herr Gramlich war in heller Verzweiflung darüber, daß man auch hier, bei diesen elenden Maul-

affen, nichts Gewisses über den bedrohten Bau erfahren konnte; er rannte nach einem Viertelstündchen in Begleitung des Fabrikdirektors wieder in die Stadt zurück, um, wenn irgend möglich, einen besseren Beobachtungspunkt aufzufinden. Georg und der Doktor blieben bei den Männern stehen, die einen hübschen Trost darin zu finden schienen, daß sie sich eifrig und rechthaberisch über die Wasserhöhe vergangener Jahre unterhielten.

Nach einer Weile tauchte wieder eine dunkle Masse aus der unheimlich gurgelnden Flut auf: es war ein Schelch, den zwei Männer mit langen Stangen langsam vorwärts trieben. Ein Schneiderlein aus der Schützengasse, dem es in seiner Dachwohnung nicht mehr geheuer gewesen, stieg ängstlich aus und watete unter allgemeiner Heiterkeit in den Kreis der Männer, die ihm mit ihren Laternen in das Gesicht leuchteten und anzügliche Witze rissen.

„Halt!“ schrie Georg den beiden Männern zu, die im Begriffe standen, ihren Kahn zu wenden, und ohne erst eine Antwort abzuwarten, schritt er durch das schmutzige Wasser auf den Kahn zu und stieg ein. Der Doktor folgte.

„'n Obend, Herr Doktor,“ sagte der Mann, der vorn stand. „A Malefiznocht! Wanns sou fortgeht, geits no ze schaffe. Wohi?“

„Rudern Sie uns an das Vollrathsche Haus.“

Der Kahn glitt in die schwarze Nacht hinaus und bog rechts ab, um, an den Häusern der Schützengasse hingleitend, die scharfe Mittelströmung zu vermeiden, auf der zuweilen dunkle Massen, Bäume, tote Tiere, Hausrat und Massen lockeren Strohs pfeilschnell vorüberschossen.

„Die Fabrik is futsch,“ sagte nach einer Weile der Hinter-

mann mit der Stange, kurz auflachend, zu seinem Gefährten, und beide begannen ein Gespräch über die Gefahr, die den Gebäulichkeiten drohte, wenn die mächtigen Vorräte jungen Holzes, die ein Würzburger Großhändler in Rothenberg liegen hatte, von der Flut gegen die Gebäude geschleudert würden. Die kleinen Häuschen der unteren Schützengasse waren, wie es schien, alle längst geräumt; aus den Fenstern der stattlicheren Gebäude des oberen Teiles fiel heller Lichtschimmer auf die gurgelnden Wasser und verriet aufgeschreckte Menschen. Allein kein Strahl reichte so weit in das Dunkel, um Klarheit über das Schicksal der Fabrik zu bringen, in deren oberen Räumen nur einmal ein armseliges, wanderndes Lichtlein aufflackerte und wieder verlosch.

Es dauerte ziemlich lange, bis der Kahn vor dem Vollrathschen Hause hielt. Kein erhelltes Fenster verriet, ob ein lebendes Wesen in dem Hause weilte. Das Wasser stand bereits so hoch, daß man das Sims des ersten Stocks bequem erreichen konnte.

„Schlagen Sie das Fenster ein!“ schrie Georg, den eine jähe Angst erfaßte. „Wenn wir die Haustüre öffnen, stürzt die ganze Wassermasse in den Flur.“

Die Scheiben klirrten. Sie schwangen sich auf das Sims und stiegen in das dunkle Zimmer. In diesem Augenblick trat Marie, die der Lärm erschreckt hatte, im Hausgewand herein und erkannte die beiden Männer.

„Sie müssen mit,“ rief der Doktor. „Es wird gefährlich. Wo ist Ihr Herr Vater?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht im Keller.“

Von jäher Angst getrieben, stürzten alle drei in den Flur. Ein seltsames Gurgeln und Glucksen kam aus der Tiefe.

„Der Keller ist voll,“ sagte der Doktor nach einer Pause.

„Um Gottes willen,“ rief Marie in jähem Entsetzen.

Keiner der beiden Männer wagte ein Wort des Trostes zu sagen. Da vernahmen sie plötzlich ein lautes Husten vom Speicher her. „Der Herr is im Speicher oube,“ rief die alte Madlene, die mit einer Laterne daherkam. Sie eilten die knarrende Treppe hinauf, in den vorderen Speicherraum, und hier stand der alte Vollrath im Lichte eines kleinen Laternchens beim Mittelfenster und blickte in die Nacht hinaus. Er hatte nichts an als ein Hemd und eine Unterhose. Zuweilen erschütterte ihn ein keuchender Husten, und dann lachte er wieder stoßweise hämisch vor sich hin.

„Du erkältest dich,“ rief Marie, indem sie ihren Vater am Arme packte.

„Wir sind gekommen, um Sie zu holen, Herr Vollrath,“ sagte der Doktor.

Aber der Alte wollte nicht von seinem Platze weichen: „Jetzt haben Sies, jetzt haben Sies! Denen geschiehts recht!“ schrie er triumphierend in die Nacht hinaus: das Wetter war gekommen, um die verhaßte Fabrik von der Erde wegzufegen, und dieses Schauspiel mußte er mit ansehen. Marie lief in das Wohngeschoß, um einen Mantel für ihren vor Kälte zitternden Vater zu holen.

„Mann, jetzt kommen Sie! Die Nachbarhäuser sind schon alle geräumt,“ fuhr jetzt der Doktor den eigensinnigen Alten an. Die Bemerkung, daß die Nachbarhäuser bereits geräumt seien, machte Eindruck auf den Störrischen; denn er war in solch außerordentlichen Lagen von Jugend auf gewöhnt, genau dasselbe zu tun, was auch seine Nachbarn taten. Marie kam mit einem Mantel, mit Tüchern

und einer Mütze zurück und wickelte ihren Vater in der Eile ein. Als der alte Vollrath schon auf dem Gesims des ersten Stockes stand, um in den Kahn hinabzusteigen, überfiel ihn plötzlich der Gedanke, daß bei dieser Fluthöhe auch sein Weinkeller unter Wasser stünde. Er wollte um jeden Preis in das finstere Haus zurück; aber Georg, den Maries Bitten befeuerten, riß ihn mit einem Ruck in den Kahn, den die Männer mit den aufgestemmten Ruderstangen an die Wand des Hauses drückten. Als alle wohlgeborgen auf den schmalen Bänken saßen, überkam Georg, der sich ganz still verhielt, einige Sekunden eine übermütige Stimmung: diese Fahrt ins Ungewisse erschien ihm als ein reizendes Abenteuer, das durch Maries Nähe zu einem leisen Glück gedämpft wurde. Nur der alte Vollrath war nicht zu beruhigen; er stöhnte und jammerte vor sich hin, und auch Marie, die sich dieses Gejammers schämte, vermochte ihn nicht zum Schweigen zu bringen.

Indessen war es unmöglich, in die Gerbergasse einzubiegen und von da aus auf festen Boden zu gelangen, weil sich an der Mündung, unter lautem Hin- und Hergeschimpfe der aufgeregten Leute, ein paar Kähne ineinander verfahren hatten, und Georg schlug vor, da zu landen, wo ein Stück des alten Stadtwalles fast an das Flußufer heranreicht. Die Ruderer gehorchten widerwillig, weil Gefahr bestand, daß der übervolle Kahn in die heftige Strömung des Flußlaufes gerissen werde. Georg griff selbst nach einer Ruderstange, und langsam rückte der Kahn an den schwarzen Häusern entlang vorwärts. Als sie sich dem Walle näherten, sah der Doktor, der stumm bei dem hustenden Vollrath saß, bei dem Scheine der alten Hauslaterne, welche die kauernde Magd Madlene auf ihren

Knien hielt, auf den gurgelnden Wassermassen einen dunklen Gegenstand einhertreiben, der einen eigentümlichen Jammerlaut von sich gab. Er bog sich so weit heraus, daß der Kahn fast umgeschlagen wäre; aber es gelang ihm, das schwimmende Rätsel mit den Händen zu fassen und heranzuziehen.

„Aber, das ist ja eine Wiege," rief Marie, welche inzwischen die Laterne ergriffen hatte, um den Gegenstand bei Licht zu mustern: in nasse Lappen eingehüllt, lag da ein winziges, winselndes Wesen in dem alten, bemalten Hausgerät.

Die beiden Ruderer stießen, als sie das Kind erblickten, ein kurzes Gelächter aus.

„Jesses mei, des is gwiiß der Simmeles-Appel ihr Madle," sagte die alte Madlene, indem sie das nasse Bettchen mit dem wimmernden Würmchen ergriff und auf ihren Schoß nahm. Der Doktor hob auch die Wiege in den Kahn. Georg aber stieß seine Ruderstange mit einer Art Wut in die nächtliche Flut: – es war seltsam, daß ihm auch hier, in seligster Nähe, eine widerliche Erinnerung entgegenschwamm.

Durch die kleine Verzögerung war der Schelch indessen mehr in die mittlere Strömung des Wassers geraten, und es gelang den Ruderern nicht, ihn zwischen den Kastanienbäumen des unteren Walls, wo die aufgeregte Menge nun lauter lärmend und angstvoll lauschend beisammenstand, auf die feste Erde zu treiben. Er verfing sich unterhalb des ausersehenen Landungsplatzes in dem mächtigen, starkästigen Hollerbusch eines Ufergartens, und alle Bemühungen der Männer, ihn loszumachen, erwiesen sich als vergeblich.

„Wir müssen hier aussteigen,“ rief Georg entschlossen. „Ist es tief?“

„Halwi Mannshöh,“ erwiderte der vordere der Ruderer, nachdem er die Tiefe mit seiner Stange gemessen hatte.

„Dann müssen Sie sich schon meinen Armen anvertrauen, Fräulein,“ sagte Georg mit bebender Stimme, nach einer kleinen Pause, indem er ohne weiteres in das Wasser stieg, das ihm bis an die Hüften reichte, und seine Hände ausstreckte. Marie zögerte einen Augenblick, dann bog sie sich entschlossen über den Rand des Kahns und überließ sich den Armen, die sich ihr entgegenstreckten. Der Doktor, ziemlich unwirsch darüber, daß er es nicht gewagt hatte, sich anzubieten, ergriff den alten Vollrath, und der vordere der Ruderer folgte mit der Magd Madlene, an deren Brust das aufgefischte Kindlein weinte. Wie eine selige Trunkenheit überkam es Georg, als er die volle, atmende Gestalt so als selige Bürde in seinen Armen trug. Wie in halbem Traume fühlte er den warmen Körper und den leisen Duft, der von ihrem vollen Haar emporstieg. Es war ein überquellendes Entzücken tiefsten Ernstes, aus dem ihm ein sehnliches Verlangen aufquoll, sie noch fester zu fassen, sie enger noch zu halten und zitternde Worte in ein süßes Ohr zu flüstern. Alles, Zeit und Nacht und Flut, war ihm versunken. Wie im Traume beugte er sich in dem brausenden Dunkel langsam tief und tiefer nieder auf die Atmende und preßte seinen Mund auf Maries Lippen.

Doch die Gestalt entglitt ihm mit jähem Ruck und hüpfte durch das seichte Wasser auf das trockene Land. Laternen glänzten, Zurufe gellten, und fremde Stimmen klangen jäh in seinen Schrecken des Entzückens, das ihn einen Augen-

blick nur an die Stelle bannte. Er war froh, daß noch allerlei Dinge aus dem Kahne zu holen waren, und schritt wieder, ohne trockenes Land zu betreten, in die gurgelnden Wasser hinaus.

Als Georg mit der leeren Wiege unter das harrende Volk trat, entstand ein brausendes Gelächter. Die meisten entsannen sich der Gerüchte, die eine Zeitlang die Stadt beschäftigt hatten, und genossen nun in dieser Landung einen Heidenspaß.

Einen Augenblick blieb er, wie hilfesuchend in seiner Verlegenheit, mit der Wiege vor dem lauten Kreise stehen; dann stellte er das alte Hausgerät heftig und hastig vor einem mächtigen Kastanienstamme auf trockene Erde, und sofort drängte sich ein Häuflein Weiber herzu, um die leere Wiege in Augenschein zu nehmen, während sich die Männer, denen dieser Spaß ein gefundenes Fressen war, mit dem Ellenbogen anstießen und dabei die Vermutung erörterten, das alte Bettelweib könne das unwillkommene Enkelkind ganz gut absichtlich in dem bedrohten Häuschen zurückgelassen haben. Seitdem das Wasser nicht mehr auffällig stieg, hatte die Fröhlichkeit des Haufens mächtig zugenommen, und die reinste Freude dieser Welt, die Schadenfreude, trieb schon in dem einen und dem andern ihre Possen.

„Wer ist so gut und nimmt das Kind zu sich?" fragte der Doktor mit rauher Stimme.

Kein Mensch regte sich; nur ein paar Männchen mit Porzellanpfeifen fingen zu husten an, als ob Rauch in ihre Kehle geraten wäre.

Da ertönte Maries Stimme aus dem Dunkel: „Wir nehmen es mit zu unserer Base. Komm Vater! Kannst du die Wiege tragen, Michel?"

Ein halbwüchsiges Bürschlein, das, die Hand in der Tasche und eine Tabakspfeife in dem rechten Mundwinkel, neben dem hustenden und jammernden Hannes stand, packte die kleine Wiege, und eine Schar johlender Burschen schlug mit den Vollraths den Gang in die obere Stadt ein, wo eine Verwandte der Familie ein Haus besaß. Georg besann sich, ob er folgen solle. Da schrie ein kleines Bübchen: „'s Wasser fällt! 's Wasser fällt."

Alle bückten sich und sahen beim Scheine der Laternen, daß die leckende Flut nicht mehr den deutlichen Streifen schmutzigen Schlammes erreichte, den sie während des Steigens angeschwemmt hatte, und sofort rannte ein Häuflein junger Burschen johlend und lärmend davon, um das Ereignis in der Stadt zu verkünden.

Auch der Doktor und Georg traten den Heimweg an; schweigend schritten sie durch die alten Gassen dahin, durch welche nun die frohe Kunde vom Fallen der Flut rasch und gellend dahinflog. Einer blieb beim andern stehen und schrie sie aus, und wer sie wußte, war doch froh, sie noch einmal aus anderem Munde bestätigt zu hören.

In Georgs Seele lebte in webender Unrast nur ein einziges Verlangen, Marie zu sehen, ihr in das Auge zu blicken und eine selige Bestätigung zu lesen. Alles war in ihm versunken, Flut und Nacht und Welt. Im wunderbaren Rausche des Lebens ging er an der Seite seines Genossen durch die aufgeregte, hallende Stadt.

Zwölftes Kapitel

Der folgende Morgen beleuchtete ein wüstes Bild der Zerstörung. Der Regen hatte in der Nacht gänzlich aufgehört, und nur der Wind ging noch in lauen, heftigen Stößen. Die Wasser waren in der Nacht sehr rasch um ein Beträchtliches gefallen; schon lag der obere Teil der Schützengasse, von tiefen Löchern zerrissen und von Sand und Geröll überflutet, wasserfrei in dem hellen Frühlicht da, und die Anwohner hantierten eifrig in den nassen Häusern herum. Gleich mit dem ersten Morgengrauen begingen allerlei jammernde Gestalten die Gärten, von deren zierlichen Lattenzäunen und Gipsfiguren keine Spur mehr zu sehen war. Meterhoch lag Kiesgeröll und rötlicher Sand oder auch bisweilen ein einsamer riesiger Sandstein auf dem fruchtbaren Grund, und die Besitzer fragten sich im stillen, ob es überhaupt je wieder möglich sein werde, diesen Wust wegzuschaffen und die gute Gartenerde bloßzulegen.

Am Ufer des noch immer hochgeschwellten Flusses entwickelte sich im Laufe des Morgens ein lebhaftes, lärmendes Treiben. Knaben standen bis an die Knie in dem schmutziggelben Wasser und angelten mit langen Haken nach den seltsamen Gegenständen, die auf der rasch dahinfließenden Flut noch immer daherkamen, und zerstreute Gruppen müßiger Männer sahen ihnen geschwätzig zu. In einigen Dörfern und dem nahen Appental hatte die Flut ebenfalls übel gehaust: ein großer Teil der schönsten Parkwiesen zu Monrepos lag unter lehmigem Geröll vergraben, und eine Anzahl der prächtigsten alten Ahorne hing mit entlösten Wurzeln in den tosenden Erfbach.

Die Frankenthaler hatten schon in aller Frühe begonnen, den Wasserschaden abzuschätzen, und die Schadensumme wuchs von einem Mund zum andern zu fabelhafter Höhe hinan. Nur von dem großen Kulturereignis in dem Gramlichschen Hause, von der Geißlerschen Weltschöpfung und dem Weltgericht, sprach kein Mensch; seine Wirkung hatte die mächtige Flut mit anderem Trümmerwerk hinweggespült, und wie ein Verkannter fuhr der Schöpfer des großen Werkes helleren Städten und glücklicheren Musikgauen entgegen.

Herr Gramlich lief schon in aller Frühe in hellster Verzweiflung am Ufer auf und ab und blickte auf den geliebten Bau hinüber, der nah und dennoch unerreichbar an der alten Stelle stand; denn auch in die uralte hochgespannte Brücke hatte die Hochflut ein Loch gerissen. Der mittlere Pfeiler, auf dem das Standbild des Frankenkaisers geglänzt hatte, war mit der Flut davongeschwommen, und ein paar weitere Pfeiler drohten einzustürzen. Endlich gelang es dem zappelnden Gründer, in Begleitung des Direktors und einiger Verwaltungsräte weiter oben in einem Schelch auf das rechte Ufer zu gelangen und die Verwüstung, welche die Hochflut angerichtet hatte, in Augenschein zu nehmen. In der Fabrik sah es jammervoll aus, wenn auch die neuen Mauern dem Anprall der Wogen standgehalten hatten. Große Vorräte fertigen Papiers waren verdorben; von dem schmiedeisernen Gitter, einem Meisterwerk der altberühmten Frankenthaler Schmiedekunst, war keine Spur mehr zu sehen; auf dem Hofe lag meterhoch Schutt, und das schmutzige Wasser füllte die unteren Räume der Gebäulichkeiten bis zur Decke. Ein riesiger, glattgeschälter Baumstamm war durch ein Fenster des

Maschinenhauses mit Gewalt eingedrungen und hatte einige Maschinen beschädigt, und in dem Damme des Turbinenkanals klafften ungeheure Lücken.

Erst nach und nach kam den Männern die Größe des Hochwasserschadens, den die Wetternacht angerichtet hatte, zum vollen Bewußtsein. Keiner ließ ein Wort des Tadels für den zappelnden Gründer hören, der von einem Schaden zum andern sprang, um sich aufs neue zu vergewissern, ob er ihn nicht beim ersten Anblick doch überschätzt habe. Aber obwohl noch kein einzelner Vorwurf gefallen war, wußte er doch genau, was ihm bevorstand, wenn der erste Augenblick des allgemeinen Stumpfsinns vorüber war. Sie alle, die ihn nun mit vielsagenden Seitenblicken ansahen, hatten einst, des halb verschenkten Grundes wegen, mit Begeisterung dafür gestimmt, daß die Fabrik auf diesem Platz erbaut werden sollte; und nun fühlten sie sich alle herzlich froh, daß sie einen Sündenbock vor sich sahen, dem man das dickste Säckchen der Verantwortlichkeit aufladen konnte. Zuweilen kam ihm alles wie ein böser Traum, wie etwas ganz Unmögliches vor, und dann, wenn er wieder einen neuen Schaden entdeckte, erschien ihm diese plötzliche Wassersnot wie eine besondere Tücke des Schicksals, die ganz eigentlich auf ihn gemünzt sei.

Nur der Direktor verlor nicht den Kopf und überschlug sofort die Zeit, die man brauchen werde, um das Ganze wieder in Gang zu bringen und den Schaden zu verwinden. Er sandte sofort ein dringliches Telegramm an Georgs Vater, mit der Bitte, auch einige andere Würzburger Aktionäre in Kenntnis zu setzen, und als gegen Mittag keine Antwort eingetroffen war – der

Bankier konnte ja verreist sein –, wurde Georg als Stellvertreter seines Vaters zu einer Sitzung des Aufsichtsrates zugezogen, die damit endete, daß man dem umsichtigen Direktor alle technischen Maßregeln überließ, um über die augenblickliche Lage hinwegzukommen.

Was die Arbeiter anbelangte, so konnte natürlich nur ein Teil derselben beim Wegräumen Arbeit finden; die übrigen hingegen mußten sich in das Unabänderliche zu fügen suchen, wie die Gesellschaft selbst, die lange genug an diesem schweren Schicksalsschlag zu tragen haben werde. Herr Gramlich war dafür, auf den Abend eine Versammlung in den großen Gartensaal des Goldenen Engel einzuberufen, um den Leuten von diesem Beschlusse Mitteilung zu machen und sie im voraus zur Geduld zu ermahnen. Die Einheimischen mußten natürlich den Vorrang bei der Arbeit haben und die Zugezogenen eben sehen, ob sie für einige Zeit an einem glücklicheren Orte Unterkunft und Beschäftigung fänden. Er fügte hinzu, daß es sich bei dieser Gelegenheit recht klar und deutlich zeige, wie frevelhaft der Leichtsinn der Leute sei, die sich daran gewöhnt hatten, von der Hand in den Mund zu leben, ohne im geringsten zu bedenken, daß auch einmal schwere Zeiten kommen könnten. Nachdem man sich des näheren beraten, wie man die Arbeiter zusammenberufen wolle, einigte man sich dahin, den Beschluß durch einen Gemeindediener ausschellen zu lassen, was auch sofort geschah.

Als der Doktor Merkel am Abend den großen Gartensaal betrat, war dieser bereits so überfüllt, daß es ihm nur mit Mühe gelang, ganz vorne an der Wand, neben dem primitiven Podium aus rohen Brettern, ein Plätz-

chen zu finden. Nicht nur der größte Teil der Arbeiterschaft war da trinkend um lange Tische versammelt, sondern auch viele Kleinbürger, die ein billiges Vergnügen witterten, standen, die Pfeife im Mund und den Hut auf dem Kopfe, an den Wänden herum und benützten die Gelegenheit, an einem Wochentag zu einem Schoppen frischen Biers zu kommen; denn nach alter Sitte gingen sie, da fast alle ein Fäßchen Wein im Keller liegen hatten, nur Sonntags in das Wirtshaus, um beim Biere stundenlang zu kannegießern. Eine dichte Wolke beizenden Tabakrauchs schwamm in dem matten Lichte über den dunkeln Köpfen der eingepferchten Menge, die sich nur dann mühelos teilte, wenn eine Kellnerin mit vollen Gläsern durch die Brandung steuerte.

Inzwischen saßen die Herren des Verwaltungsrates, denen sich der Pfarrer Ostertag und Georg angeschlossen hatten, in einem Nebenstübchen und erörterten noch einmal alle Maßregeln, die sie für notwendig erachteten, um über die nächste Zeit billig und mit Ehren wegzukommen. Herr Gramlich hatte seine ganze Selbstsicherheit verloren; er kam immer wieder auf das längst Beschlossene zurück und ließ sich seine Auffassung jeweils zwei- oder dreimal von seinen Nachbarn bestätigen.

„Meine Herren, es ist höchste Zeit, wenn wir keine Ungelegenheiten bekommen wollen," entschied endlich der Direktor, dem der Kopf vor Ärger glühte. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, voranzugehen, Herr Pfarrer? Wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie ein paar einleitende Worte sprechen wollen."

Doch Herr Gramlich hatte immer noch einige Punkte zu erörtern, damit ja keine Unklarheit entstehe. Wie ein

dumpfer Wogenprall schlug der Lärm der ungeduldigen Menge zuweilen an die Türe, hinter der die Aufsichtsräte beisammensaßen. Einzelne Spotthälse, die das Uzen berufsmäßig trieben, entfesselten von Zeit zu Zeit laute Stürme bierseliger Heiterkeit und groben Gelächters, durch das immer wieder, in regelmäßigen Pausen, das dumpfe Pochen eines Hammers drang, mit dem der Wirt den Hahn in ein neues Faß trieb.

Endlich, als es bereits auf neun Uhr ging, traten die Herren des Verwaltungsrates in den überfüllten Saal, an ihrer Spitze der hochwürdige Stadtpfarrer Ostertag. Es dauerte einige Zeit, bis Stille eintrat. Der Pastor, dessen Hände leise zitterten, richtete zunächst einige Worte ernster Ermahnung an die Anwesenden, als an die Glieder einer Gemeinde, welche eben die Hand des Herrn zu fühlen bekommen habe und sich bestreben müsse, diese Schickung so zu tragen, daß auch sie zum allgemeinen Besten ausschlage, eingedenk des tiefen Wortes, daß Gott die züchtige, die er lieb habe. Dann ging er zu der Versicherung über, daß alles geschehen werde, um den Betroffenen über die schwerste Zeit wegzuhelfen. Die kurze, salbungsvolle Rede wurde unter dumpfem Schweigen angehört, machte aber wenig Eindruck auf die Menge, wo alles durcheinanderhustete.

Herr Gramlich, als Vorsitzender des Verwaltungsrates, war ausersehen worden, der Arbeiterschaft die Mitteilung zu machen, daß die Gesellschaft einstweilen nur die Hälfte der Arbeiter zu dem ortsüblichen Taglohn beim Aufräumen und dergleichen Hantierungen beschäftigen könne, daß aber bei der ausgezeichneten Leitung des ganzen Unternehmens die Hoffnung nahe liege, den Betrieb

sehr bald wieder aufnehmen zu können. Der Sprecher, der die feindselige Haltung der Menge fühlte, war nicht ohne Verlegenheit, und die Unruhe in dem Hintergrund des Saales wollte sich, trotz eifriger Mahnlaute, nicht ganz legen. Als er auf den Beschluß zurückkam, daß man am nächsten Morgen die Namen der Männer bekanntgeben werde, die Beschäftigung finden könnten, entstand ein anhaltendes Murren unter den Zuhörern; keiner war sicher, ob er genommen werde oder nicht. Auch Herr Gramlich schloß mit der Ermahnung, das Unvermeidliche so zu tragen, wie es tapferen Männern und Bürgern eines tüchtigen Gemeinwesens zieme.

Als der Redner geendet hatte, beeilte er sich, mit den feierlich dreinblickenden Herren des Verwaltungsrates durch die kleine Hintertüre zu verschwinden, durch die bei Bällen oder Sommerfestlichkeiten die Musikanten ihren Ein- und Abzug hielten. Nur Georg trat zu dem Doktor, der neben dem Freiherrn von Usedom steif an der rechten Seitenwand stand und finster dreinsah. Ein wirres Gesumme erfüllte den Raum; alle redeten laut aufeinander ein, und am lautesten schrie ein Häufchen junger Leute, in denen schon das Bier sein Wesen trieb.

„Ich werde ein paar Worte reden," sagte der Doktor plötzlich zu seinem Nachbarn, indem er das Podium betrat.

„Sie werden doch nicht so dumm sein, Ihre Hand ins Feuer zu stecken?" entgegnete der Usedomer. „Der Rasselbande trau ich nur halb. Ich kenne ihre Jungens aus der Schule."

Allein der Doktor war nicht zu halten. Es dauerte indessen eine geraume Weile, bis Stille eintrat und der Redner die ersten Worte an die unruhige Versammlung richten konnte.

„Meine Herren," begann er mit rauher Stimme.

„Mir sen Grofen," rief ein Spaßmacher von der hinteren Türe her.

Der Doktor ließ sich nicht beirren: „Die Arbeiter der Fabrik sind hierher berufen worden, um aus dem Munde des Vertreters des Unternehmens zu hören, wie es für die nächste Zeit mit der Arbeitsgelegenheit für die meisten stehe. Die Lage, in der sich die Fabrik und mit ihr die Arbeiterschaft befindet, ist durch ein Elementarereignis geschaffen worden, und ich verkenne nicht, daß sie für die Gesellschaft schwer genug ist. Doch für Sie, für die Mehrzahl von Ihnen, besteht die Frage darin: Wie kommen wir über diese Zeit der Arbeitslosigkeit, die Zeit der schweren Not hinweg? Wer vom Lande hereingekommen ist, schwebt jetzt sozusagen in der Luft; er hat keinen Boden, in dem er wurzeln, von dem er etwas hoffen darf. Doch werden Sie sagen: Wir sind Menschen! Wir haben Rechte! Wir werden sie geltend machen! Aber, meine Herren, ich will Ihnen von dieser Stelle aus eine große Wahrheit verkünden: Rechte hat nur, wer den Boden hat –"

Eine Stimme aus dem Hintergrunde rief: „Ich bitt ums Wort –"

„Jetzt rede ich," schrie der Doktor, dem nun die Worte in klarer Fülle zuströmten.

Doch die Versammlung war laut und unruhig geworden; ein hagerer Mann mit einem schwarzen Hute drängte auf das Podium zu, und die Frankenthaler schrien: „Jesses, der Hausier-Bälte –! Pack dein Päckle aus."

„Lassen Sie den Kunden reden," rief der Freiherr von Usedom dem Doktor zu, der halsstarrig auf seinem Platze blieb.

Inzwischen war der neue Redner auf das Podium gesprungen und blickte nun pfiffig schmunzelnd in die wogende Menge. Der Hausierer war ein lustiges Meteor, das nur von Zeit zu Zeit am Frankenthaler Himmel auftauchte und wieder erlosch, wie die Späße, mit denen er seine Waren würzte. Er stammte aus der Stadt selbst und hieß Valtin Bundschuh, war jedoch in der ganzen Gegend als der „Hausier-Välte“ bekannt. Als einziger Sohn eines Büchsenmachers, der als Raufbold gefürchtet gewesen war, hatte er die unteren Klassen des Gymnasiums durchgemacht und darauf eine Anstellung als Schreiber am Amtsgericht in Frankenthal gefunden. Doch des Schicksals Tücke ließ ihn nicht lang in dieser Stellung: eines heißen Tages hatte er einen Akt, den Diebstahl eines Rechens betreffend, in seiner schönsten Handschrift ausgefertigt und dem alten Landgerichtsrat Gramlich, dem Vater des Weinhändlers und Kulturträgers Valtin Gramlich, unterbreitet, just in dem Augenblick, da der alte Herr sich anschickte, sein gewohntes Amtsschläfchen zu machen. Der Rat ließ das jungfräuliche Schriftstück vor sich liegen, und die Frankenthaler Gerichtsfliegen benützten dieses Ruhestündchen, um auf dem glänzend weißen Papier dem Trieb zu frönen, schönen Flächen ein dunkles Abbild des hellen Sternenhimmels aufzudrücken. Als der alte Gramlich endlich den Akt in die Hand nahm, las er „Reihendiebstahl“. Seine weißen Brauen zogen sich zusammen: Sollte es in dieser Welt der sicheren Paragraphen einen Diebstahl geben, von dem er als Jurist, der doch als solcher alles wußte, keine Ahnung hatte? Er ließ sofort den Schreiber kommen, der ihm mit pflichtschuldiger Achtung auseinandersetzte, daß es sich um den Diebstahl eines

Rechens handelte; allein der Richter schnauzte ihn an, ob er vielleicht den saftigen Tupfen leugnen wollte, der in schönster Rundung auf dem fraglichen Buchstäblein dasaß.

Valtin Bundschuh hielt, wie alle Untergebenen, nicht allzuviel von den geistigen Fähigkeiten seines Vorgesetzten; aber ein solcher Stumpfsinn ging denn doch über das Bohnenlied hinaus. Er leugnete den fetten Schicksalsstupfen nicht, der wie ein Abbild des Planeten Jupiter erglänzte (Symbol ist alles!); – aber er schob ihn mit einem sicheren Lächeln auf den Sternentrieb der Fliegen, in einem Tone, der zu einem Wortwechsel führte und dem schon mehrmals Verwarnten seine Entlassung eintrug, die von den Frankenthalern viel belacht wurde.

Seit jener Zeit stand der witzige Välte, der in der Folge einen Hausierhandel mit Volksbüchern, Rosenkränzen, Kalendern, Hintertreppenromanen, Heiligenbildern, Öldrucken, Traumdeutern und ähnlichem Kram unternahm und dazwischen alle möglichen Bücher mit wahrer Leidenschaft las, mit der Welt, in der es Gramliche gab, auf Kriegsfuß. Nun sah er endlich die langersehnte Gelegenheit gekommen, sich an diesen einheimischen Spießern und Knoten zu rächen. Mit pfiffigem Grinsen stand er oben und blickte auf das Meer geschorener Köpfe vor ihm, über dem eine undurchdringliche Wolke beizenden Rauches schwamm.

„Wos geits, Välte?“ klang es ermunternd aus der Menge, aus der jeder einzelne an die unbezahlbare Geschichte von dem Rechen dachte.

„Ich muß meinen Herrn Vorredner um Entschuldigung bitten, daß ich ihn unterbreche,“ begann der Hausierer

mit der scharfen Betonung eines geübten Volksredners; „aber ich bin nicht dafür, daß wir uns in akademische Erörterungen verlieren. Es ist da ein Wort von Rechten gefallen. Ich möchte euch lieber was zeigen –"

Und er stülpte mit gemachter Langsamkeit seine rechte Tasche um – sie war leer – und fuhr fort:

„Wißt ihr, was das ist? Eine Tasche! Sie hat kein Loch; aber sie ist doch leer."

Ein paar halbwüchsige Burschen lachten.

„Ihr lacht. Und dabei ist diese Tasche nicht die einzige leere in dieser Versammlung. Meine Tasche und ich, wir sind in der besten Gesellschaft, bei unseresgleichen. Und da wir schon einmal so gemütlich unter uns Pfarrerstöchtern beisammen sind, will ich euch was sagen: Es gibt überhaupt viel zu viel leere Taschen in der Welt. Die Taschen nämlich kann man einteilen in leere und volle."

Die Frankenthaler stutzten und zwinkerten einander an; sie wußten nicht recht, wohin diese Rede von den leeren Taschen zielte.

„Liebe Landsleut! Ich hab mich schon oft und lang besonnen, warum es eigentlich in der Welt zweierlei Taschen, volle und leere, geben muß; aber ich hab keine Antwort darauf finden können. Dabei ist mir noch besonders eines aufgefallen, nämlich: daß die leeren Taschen mit der Zeit immer leerer und die vollen immer voller werden. Ist das eine Eigentümlichkeit der Taschen oder ist etwas anderes schuld daran? Weiß es jemand von Ihnen, meine Herren?"

„Der Kerl ist ja ein Philosoph," raunte der Usedomer, dem es gelungen war, den Doktor vom Podium herabzuziehen.

„Ein Lump,“ entgegnete der Doktor, dem der Hausierer schon einigemal über den Weg gelaufen war.

In diesem Augenblick wurde der silbergraue Kopf des Herrn Gramlich, der hören wollte, was im Saale vorging, an der hinteren Türe sichtbar und machte Georg ein Zeichen. Er wurde mit einem Huh! begrüßt und verschwand sofort wieder wie der Blitz in dem schützenden Nebenraume.

„Sie entschuldigen,“ sagte Georg zu seinen Nachbarn, „ich vergesse ganz, daß ich heute meinen Alten zu vertreten habe. Hier ist übrigens eine Luft zum Ersticken.“ Er drückte ihnen die Hand und verschwand in der Hintertüre, wo die Herren Aufsichtsräte seinen Bericht über das Auftreten des Hausierers anhörten, die Achseln zuckten und dann, um mit der Sache Schluß zu machen, laut redend den Heimweg antraten.

Inzwischen sprach der Redner in dem übervollen Saale weiter:

„Die Sache mit den Taschen ist um so merkwürdiger, als eigentlich kein Mensch mit Taschen auf die Welt kommt. Ja, meine lieben Landsleut, wir werden alle nackt und ohne Taschen geboren. Ich komme viel in der Welt rum und hab in meinem Leben viel Wickelkinder gesehen; aber keines, so wahr ich dasteh, hat eine Tasche am Leib gehabt. Die Haut, aus der sich später die schönsten Riemen schneiden lassen, ist bei unseren Kleinen ohne jedes kleine Täschchen. Wenn jemand anderer Meinung ist, bitte ich ihn, sich zu melden.“

Er kannte die Bedeutung dieser Methode, sich in steter Berührung mit seinen Zuhörern zu halten, und war entschlossen, sie heute, bei der steigenden Trunkenheit der Menge, rücksichtslos auszunützen.

„Und auch sonst ist es mit vielen leeren Taschen eine eigene Sache. Man mag in sie hineinfüllen, so viel man will, sie bleiben leer, leer wie eine Sakristei oder ein Amtslokal."

Die Frankenthaler lachten dröhnend; sie hielten diese Bemerkung für eine Anspielung auf seine frühere Tätigkeit. Doch der Redner fuhr, sich leise wiegend, fort:

„Die meisten unter euch, meine lieben Landsleut, sind Arbeiter, das heißt Leute mit leeren Taschen. Es ist zwar, wie euch der ehrenwerte Herr Gramlich gesagt haben wird, viel Geld in eure Taschen geflossen. Doch ich frage: Sind sie davon etwas voller geworden? Nein! Eure Taschen sind leer geblieben. So leer wie meine. Oder sollte der Zufluß am Ende nicht gar so reichlich gewesen sein? Oder sollte das Geld vielleicht gar in – andere Taschen gekommen sein?"

Ein Dutzend der Zuhörer war aufgesprungen.

„I hob a Mark verdient im Tog," schrie ein halbwüchsiges Bürschchen mit einer riesigen Pfeife im Mundwinkel.

„Und zwoa versoffe," gab ein anderer zur Antwort. Kein Frankenthaler konnte einen Witz auf der Zunge behalten.

Der Hausierer ließ sich nicht beirren: „Ich glaube, meine Herren, ich muß hier eine besondere Eigentümlichkeit der vollen Taschen erwähnen, nämlich die: daß sie unersättlich sind wie die Hamster. Sie fressen alles auf, euren Lohn und euren Schweiß! Eure Jugend und euer Alter! Ihr seid Arbeiter – –"

Ein paar Bürger murrten.

Die Stimme des Redners klang jetzt gereizt:

„Ich möchte doch bitten, den Begriff Arbeiter nicht zu

eng zu fassen. Auch ich bin ein Arbeiter, wenn ich auch nicht vor einer Maschine schufte, sondern mich begnüge, Ideen unter die Menschen zu bringen."

Ein Frankenthaler nieste, und zehn andere ahmten diese Lebensäußerung nach. Diese Art zu reden, paßte nicht in die Stimmung, die durch die Ereignisse des Tages gereizt und auf Naheliegendes gerichtet war; auch waren sie keineswegs gesonnen, den Välte, der ja, wie sie glaubten, sein Geld mit Nichtstun verdiente, für einen Arbeiter zu nehmen.

Der Hausier-Välte schlug nun einen gemütlichen Ton an:

„Ihr seid Arbeiter, das heißt, ihr seid freie Männer. Die meisten von euch stammen von Bauern ab. Und auch der Bauer ist frei. Es gibt keine Zwingherren mehr, die auf ihrer Burg in Saus und Braus leben und euch zu Frondiensten pressen. Kein Junker darf euch zu Tod hetzen, wenn ihr zufällig ein armes Häslein totschlagt. Kein Kaiser und kein König kann euch zur Arbeit zwingen. Es steht euch vollkommen frei, etwas zu tun oder nicht zu tun. Ihr seid also frei –"

Er machte eine Pause und blickte in die Versammlung, wo die meisten duchsig vor sich hinstarrten und pafften.

„Doch habt ihr euch schon einmal gefragt, was diese vielgerühmte Freiheit eigentlich bedeutet? Habt ihr? Nein? So will ichs euch sagen: Diese herrliche Freiheit ist nichts anderes als die Freiheit zu verhungern! Ja, das ist sie, für Menschen mit leeren Taschen."

„Der Kerl ist gut," bemerkte der Usedomer.

Doch der Välte erhob seine Stimme:

„Ja, das ist sie. Und ihr, ihr seid doch Menschen? Ihr habt doch Ohren zum Hören? Eine Zunge zum Re-

den? Einen Kopf zum Denken? Gibt es nicht ein Recht, das allen Menschen gemein ist, das Recht zu leben?"

Der Doktor Merkel rief: „Meine Herren, ich bitte ums Wort!" Niemand hörte auf ihn.

„Jeder Mensch hat ein Recht, zu leben!"

„Das Recht auf Arbeit!" schrie der Doktor dazwischen, der dem Podium zusteuerte.

„Ja, da hört ihrs," rief der Hausierer in den Saal; „ihr habt das Recht auf eure Arbeit. Das ist die große Befreiungstat der neuen Zeit, daß sie dieses Recht für alle fordert. Wie aber steht es mit diesem Recht? – Tretet morgen an auf dem Hof der Fabrik, und man wird euch die Antwort geben: Dich und dich brauchen wir nicht! Marsch! Pack dich! Druck dich! Wenn wir dich wieder vonnöten haben, werden wir dich rufen, und bist du nicht mehr da, so sind es andere. Es gibt mehr Maschinenfutter, als wir brauchen können."

Jetzt hatte der Redner den wunden Punkt der Seelen berührt. Wieder ging es wie eine Sturmwoge durch die Versammlung. Der Doktor war auf das Podium gesprungen.

Mit ausgestreckten Fingern fuhr der Redner fort: „Hier steht ein akademisch gebildeter Mann! Fragt diesen, ob ich recht habe oder nicht!"

Der Doktor versuchte vergebens ein Wort zu finden, das wie ein Blitz einschlüge. Er stotterte, und der Redner benützte diese scheinbare Gelegenheit. „Seht ihr, seht ihr?" schrie er lachend; „er weiß nichts zu entgegnen! Er gibt euch recht! Ihr habt es vorhin von ihm selber gehört: Kein Mensch gibt euch euer Recht, wenn ihr es euch nicht selber nehmt. Ich bin immer fürs Nehmen!"

„Rechte muß man erwerben! Das hab ich gemeint," schrie der Doktor in die wachsende Erregung. Doch die Versammlung hörte nicht auf ihn; sie hatte nur das Gefühl, daß auch dieser Mann, der aus der Welt der Studierten herabsprach, das gleiche predige wie sein Vorgänger und alles billige, was der Välte an Empörung und Begehren in ihrer Seele geweckt hatte.

In diesem Augenblick betrat noch eine dritte Gestalt das Podium: es war das Bäuerlein Hemberger, ein Häufchen wandelndes Elend. „Recht hot 'r, recht hot 'r!" schrie er mit heiserer Stimme. „Alles häwe sie mir versproche, wie i reigezouge bin. Un i verhunger, i verhunger!"

„Da, da könnt ihr sehen, was ihr zu erwarten habt," höhnte der Välte. „Glotzt nur – –"

Eine namenlose Erregung hatte sich plötzlich der Versammlung bemächtigt. Alles schrie und redete aufeinander ein. Die Jungen stampften, und die Männer schwangen ihre Pfeifen wie homerische Speere. Plötzlich aber bemerkte der Doktor, dessen Stimme vergebens den Tumult zu übertäuben suchte, wie sich der Strom durch die breite Eingangstüre des Saales langsam in Bewegung setzte. Wohin strebte die Menge? Was sollte dieser Aufbruch bedeuten?

„Meine Herren! Nur noch ein Wort!" schrie der Doktor; aber die Menge ließ sich nicht halten.

„Das geht schlimm aus," sagte der Usedomer zu dem Doktor, in dem nur der Gedanke lebendig war, daß er gar nicht dazu gekommen sei, sein Programm zu entwickeln.

„Man wird Ihnen einen Teil der Verantwortlichkeit für das zuschieben, was die Bande tut," fuhr der freiherrliche Schulmeister fort, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Der Doktor stieß einen Laut der Verachtung aus; dann eilte er der Menge nach, die einem Paßwort zu gehorchen schien. An der Saaltür gab es eine Stockung: ein paar Bürschchen zankten sich mit einem Polizeidiener herum, und die schreiende Gruppe versperrte den Weg. „Platz!" schrie der Doktor, indem er den Knäuel mit grober Hand durchbrach, wobei der Polizeidiener zu Fall kam. In fliegender Eile jagte er die Treppe hinab, um die Spitze des Haufens zu erreichen, der sich in lärmender Masse der inneren Stadt zuwälzte, unter einem wolkenschwangeren Nachthimmel und bei den jähen Stößen eines eisigen Windes, der das Geschrei der Johlenden in Fetzen riß und mit den Lauten spielte. Der alte Lärmgeist der Stadt war erwacht und trieb die dunkeln Massen einem sicheren Ziele zu.

Erschreckt fuhren die Köpfe der Frankenthaler durch die offenen Fenster, um beim Flackerschein der spärlichen, trüben Straßenlaternen die johlende Schar durch die Gassen toben zu hören. Einige, die eine dunkle Ahnung hatten, was der Aufruhr bedeute, schimpften aus sicherer Höhe herab auf die Polizei, die stets da zu finden sei, wo man sie nicht brauche, aber immer da fehle, wo man sie wirklich nötig habe; andere schlossen Fensterläden und Türen in der Erwartung entsetzlicher Dinge.

Der Zug durchtobte die innere Stadt und wälzte sich dem Falkentor und dem Villenviertel an der oberen Talstraße zu. Nun war es dem Doktor klar, wem dieser nächtliche Besuch gelten sollte, und kaum war ihm dieser Gedanke zur Gewißheit geworden, als er auch schon in die vorderste Reihe zu kommen suchte, wo eine Art Führung des Zuges zu walten schien.

Vor dem Gramlichschen Garten machte der Zug einen Augenblick halt; dann durchbrach die Flut das Gartentor und erreichte wie in einem Sprunge das Haus, in dem die Lichter jäh erloschen.

„Raus! raus!" schrien die Vordersten. Aus dem Innern der Villa vernahm man aufgeschreckte Rufe und hastige Schritte. Nun flogen die ersten Steine in die Fensterscheiben, und nun wich auch schon die Haustüre dem Anprall der dunkeln Masse. Vergebens suchte der Doktor, der nun nach vorne gekommen war, die Meute zu beschwichtigen. Wie eine Woge ergoß sich die Menge über Treppen und Schwellen durch das dunkle Haus. Tische und Stühle und Scheiben und Gefäße gingen in Trümmer. „Wo is er, der Hund?" schrien die Nachrückenden, während sich ein Teil der Vorderen in die Kellerei verlief, um sich über den Gramlichschen Wein herzumachen.

Da fingen die Glocken der Kilianskirche plötzlich an zu stürmen. Vom Garten her kamen die Rufe: „Die Polizei! Die Polizei!" und ein paar mutige Bürger drängten sich in das dunkle Haus, wo sich Freund und Feind nicht mehr kannte und alles aufeinander einschrie.

Als endlich der Bürgermeister und die Polizei erschienen, war von dem stürmenden Haufen nur noch der Doktor Merkel vorhanden, der dem ernst dreinblickenden Stadtoberhaupt auseinandersetzte, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, den wütenden Pöbel von seinem Beginnen abzuhalten.

Dreizehntes Kapitel

In der Frühe des folgenden Tages summte die alte Stadt wie ein Bienenkorb vor dem Schwärmen. Vor dem Gramlichschen Hause stand ein zwinkernder Haufe von Gaffern, die jedem der Besucher, die im Hause selbst Näheres über den nächtlichen Überfall zu erfahren suchten, einige Scherze mit auf den Weg gaben. Herr Gramlich aber ging wie ein Schloßherr auf Ruinen durch die entweihten Zimmer und erzählte zum zehntenmal, wie er nur dem Drängen seiner Töchter nachgegeben und sich vor dem Pöbel just im letzten Augenblick durch die Hintertüre gerettet habe. Die zerschlagenen Möbel wurden in seiner Phantasie zu Kostbarkeiten, deren Preis und Schönheit wuchs, je öfter er die Trümmer in die Hand nehmen mußte, um sie einem neuen Besucher zu zeigen, und die Fetzen seiner schönsten Makartbuketts erinnerten ihn an die Herrlichkeit seiner altdeutschen Einrichtung, die schweres Geld gekostet hatte. Was aber seine Weine anging, so lag, wenn man ihm glauben durfte, kein edler Tropfen mehr in seinem Keller; denn die Frankenthaler Krakehler hatten ihre ererbte Zunge dadurch erwiesen, daß sie just nach den feinsten Sorten gegriffen hatten, ehe sie mit dem übrigen Gesindel in die Nacht verdufteten. Auch die Schar der Tumultuanten wuchs in seiner Phantasie zu einer immer größeren Horde heran, und über all dem Elend schwebte die große Frage: Was sollte aus einem Lande werden, wenn in einer Stadt wie Frankenthal solches möglich war? Der Staat war aus den Fugen, und schon sah er die rote Fahne der Revolution auf dem Rathausturme wehen, wo einst der sagenhafte Mohr die

Frankenthaler Weltanschauung auf seine Weise betätigt hatte. Auch der hochlöblichen Polizei verhehlte Herr Gramlich seine Entrüstung nicht: der Umstand, daß sie auch in anderen deutschen Städten niemals da war, wo man sie just brauchte, war keine Entschuldigung für ihr Verhalten. Die Behörde hatte übrigens ein halbes Dutzend Schreier, als der Führung verdächtig, aus der Hadmarshelle aufgegriffen, unp auf deren bestimmte Aussagen hin wurde auch der Doktor Merkel gegen Mittag in seiner Wohnung, wo er gerade einem Bäuerlein die Backe vernähte, verhaftet. Der Hausier-Bälte war in der Nacht verduftet, und ein Frankenthaler Steckbrief lief hinter ihm her. Auch sonst brachte jede Stunde Neuigkeiten: ein paar Gärtner wußten zu erzählen, daß man die Leiche des Simmele eine Stunde flußabwärts an einer Weide hängend gefunden habe. Der alte Vollrath war an einer Lungenentzündung schwer erkrankt, und seine Tochter saß zwischen einem Krankenbett und der Wiege des kleinen Bankert, dessen Weinen nicht zu stillen war.

Während der Doktor Merkel zwischen zwei Polizeidienern auf den alten Wachtturm zuschritt, um seine Haft anzutreten, erhielt Georg, der die Neuigkeit in das Gramlichsche Haus brachte, ein dringliches Telegramm: es meldete kurz, daß seinem Vater am Tag zuvor ein Unwohlsein zugestoßen sei, weshalb seine Anwesenheit in Würzburg erwünscht sei. Eine Stunde später saß er in dem Bummelzuge, der langsam seiner Vaterstadt entgegenkroch. Als er am Würzburger Bahnhof den alten Prokuristen Hauck stehen sah, wußte er, was ihn erwartete:

„Mein Vater ist gestorben?“ fragte er mit tonloser Stimme.

Der alte Beamte nickte. Das erste Gefühl des Sohnes war ein Gefühl der Reue, daß er sich von seinem Vater in der letzten Zeit ferngehalten hatte.

Der alte Prokurist erzählte, der Bankier habe am Vorabend in der Dunkelheit statt einer Kognakflasche ein Fläschchen Chloroform erwischt und sei an den Folgen eines heftigen Schluckes gestorben. Auf dem Nachttischchen hatte die Dienerin nur ein Zeitungsblatt gefunden mit einer blau angestrichenen Notiz, wonach sich Seine Durchlaucht der Fürst Egon Oskar Franz Joseph von Weiningen mit der Baronesse Hildegard von Brunner-Dett verlobt habe; am Morgen seines Todestages habe er außerdem den Zusammenbruch einer Nürnberger Firma erfahren, mit der er in der letzten Zeit in reger Geschäftsverbindung gestanden hatte.

Georg entgegnete kein Wort; aber eine plötzliche Helle flutete über ihn herein; er wußte, was er von dem Todesschluck seines Vaters zu halten hatte.

Finster schweigend betrat er mit dem alten Manne das väterliche Haus und das Kontor, wo ihn die Angestellten der Firma begrüßten; dann schloß er sich mit dem Prokuristen zu einer Unterredung ein, die zwei geschlagene Stunden dauerte.

Nach dem, was er von dem alten Beamten erfuhr, war die Lage der Firma schon seit Jahren mehr als schwierig gewesen, und die Verbindung mit dem Nürnberger Hause, das von dem Abholzen großer Herrengüter lebte, war nicht geeignet, die Schwierigkeiten zu heben. Jedenfalls wäre das alte Bankhaus nicht weiter imstande gewesen, sich zu halten, und Georg, der mit einer Gleichgültigkeit, über die er sich selber wunderte, den Darlegungen des

Prokuristen folgte, schlug sofort, um mit einem Schlag zu enden, die Liquidation vor. Der alte Beamte zog die Brauen hoch. „Es wird also nichts übrigbleiben?" fragte Georg, der sich ungeheuer geschäftskundig vorkam.

„Kaum."

„Das kleine Vermögen, das ich von meinem Onkel Ottmar geerbt habe, steht auch zur Verfügung. Ich will sauber aus der Geschichte rauskommen," sagte er mit ernster Entschlossenheit.

„Wir werden es nur im äußersten Notfall in die Masse werfen. Der Betrag ist übrigens nicht sehr bedeutend und ist außerdem der Bruchteil einer Hypothek, die Gemeinbesitz der Erben Ihres hochseligen Herrn Onkels ist. Ich möchte nicht weiter darauf zurückkommen."

So wurde denn die Auflösung des alten Bankhauses Kreß & Co. beschlossen. Während Georg mit dem alten Beamten die nötigen Vollmachten besprach, stand die Gestalt seines Vaters mit voller Deutlichkeit vor seiner Seele. Es bedrückte ihn, daß er im Angesichte des Todes nicht milder von dem Verewigten denken konnte; aber der Einblick in dessen Wesen, das ihm nun ganz klar war, erfüllte ihn mit einem seltsamen Gefühl der Überlegenheit, das ihm aber keinen Trost bot. Mit heißen Wangen ging er in seinem Zimmer auf und ab, unfähig, über das Nächstliegende hinauszudenken. Was sollte er beginnen? Er fürchtete die Armut wie ein zweischneidiges Schwert, wie ein dunkles Etwas von geheimnisvoller Häßlichkeit. Sollte er auswandern nach Amerika, wo die Vergangenheit, die viele mit hinüberschleppen, die freie Erfassung des Lebens erschwert? Sollte er versuchen, in der Fabrik unterzukommen? Er fühlte seine Wangen brennen, während er

unaufhörlich auf und ab schritt, als könne der Rhythmus des Gehens es verhindern, daß das Unangenehmste in ihm zum vollen Bewußtsein erwache. Das Bild der kleinen Stadt, in der er fast ein Jahr verlebt, tauchte dazwischen auf, wie in fernen, goldenen Duft gehüllt, und all die einzelnen Erlebnisse der letzten Zeit flossen zusammen in eine einzige Erinnerung, die keinen Flecken trug. Er vermied es, sich die Frage zu stellen, wie denn die lieben Frankenthaler sein Schicksal betrachten würden. Dort war Ruhe, dort war Stille, dort war seine Sehnsucht, dort lebten bessere Menschen als seine heimischen Bekannten, in deren Blicken er eine heimliche Schadenfreude zu lesen glaubte. Er vermied es, eine Zeitung in die Hand zu nehmen, als ob sein Unglück leichter sei, wenn kein hartes Wort das Jämmerliche in seiner Erinnerung festnagele oder verhöhne.

Als sich die Erde über seinem Vater geschlossen hatte und die ganze Nachlaßangelegenheit im Gange war, litt es ihn nicht länger in Würzburg. Während er in den hellen Vorfrühling hinausfuhr, kam mit einemmal ein seltsames Gefühl der Befreiung über ihn, als liege in dem Unabwendbaren eine Sicherheit, mit der sich nun erst recht leben lasse.

Als er in Frankenthal leichten Schrittes aus dem Wagen stieg, sah er auf dem Bahnsteig eine hohe Gestalt in Trauerkleidern, mit einem Reisetäschchen in der Hand, stehen. Er erriet, daß der alte Vollrath gestorben sein müsse, und ging nach einem leichten Zögern sofort auf Marie zu, um ihr sein Beileid auszudrücken; auch sie sprach ihm ihr Beileid zum Verluste seines Vaters aus, und dann blieben sie eine kleine Weile mit gesenkten Blicken voreinander stehen.

Marie, deren Gesicht im tiefen Schatten ihres Hutes lag, brach zuerst das Schweigen: „Was sagen Sie zu unserm Doktor?"

Obwohl ihn diese Frage mit einem Gefühl brennender Eifersucht erfüllte, versetzte sie sein ganzes Wesen in Bewegung: „Es ist eine Gemeinheit. Aber ich weiß, wer dahintersteckt."

Sie hob die Augen fragend zu ihm auf, und dieser Blick gab ihm das Gefühl einer Überlegenheit, die nicht schweigen konnte: „Ich glaube wohl, daß die Bande gern einen Sündenbock hätte. Aber es gibt auch noch anständige Leute. Ich kenne unsern Doktor. Seine Ansichten sind zwar nicht die meinigen, und ich habe auch nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich in vielen Dingen anders denke als er; aber ich weiß wenigstens, wessen er fähig ist und wessen nicht."

„Ich habe auch öfters mit dem Doktor über sein Steckenpferd gesprochen."

Diese Gemeinsamkeit eines Erlebnisses erhöhte Georgs Stimmung: „Ich habe in Würzburg leider nichts für ihn tun können. Nun will ich aber doch sehen, ob man den Doktor wenigstens nicht gegen Kaution freibringen kann. Ich habe der Versammlung angewohnt, allerdings nicht bis zum Ende; aber ich weiß, wie er das Auftreten des Hausierers aufnahm." Und er erzählte, nicht ohne Erregung, den Verlauf der Versammlung bis zu dem Augenblick, da ihn seine Pflichten als Vertreter seines Vaters in das Hinterstübchen, zu den Herren des Aufsichtsrates, berufen hatten, deren Aufgabe es gewesen wäre, diesen ganzen Rummel zu verhüten. Er konnte nicht loskommen von dem Abend, und dabei war das Gefühl, daß Marie

vielleicht doch ein wärmeres Gefühl für den Doktor hegen könnte, fast qualvoll in ihm rege.

„Ich muß einsteigen," sagte Marie nach einer Weile, als er innehielt, um auf eine Äußerung von ihr zu warten. „Ich bin von einer Tante in Aschaffenburg eingeladen."

„Und bleiben Sie lange weg?"

„Ich weiß noch nicht. Sehr lange kann ich nicht wegbleiben. Seit Papas Tod liegt so viel auf mir. Ich würde mich sehr freuen, gute Nachrichten über den Herrn Doktor zu erhalten!"

„Ich weiß nicht, wie lang ich noch in der Stadt bleiben werde. Wenn wir uns nicht mehr sehen sollten, wünsch ich Ihnen viel Glück auf Ihren Lebensweg."

Die Erwähnung des Doktors hatte sein Gemüt überschattet, und es bereitete ihm ein Gefühl bitterer Wollust, in diesem Augenblick von einem ewigen Abschied zu sprechen. Er konnte nicht wahrnehmen, wie sie diese Mitteilung aufnahm; sie reichte ihm mit gesenktem Auge ihre Hand, die er mit festem Griff umfaßte, und dann stieg sie raschen Trittes in den Wagen, an dessen Tür schon der Schaffner harrte. Sie zwang sich, nicht auf den Bahnsteig zu blicken, wo Georg auf die Abfahrt des Zuges wartete. Mit einem Schlage war es ihr klar geworden, daß sie einen ganzen Sommer lang mit einer seligen Hoffnung gelebt hatte. In dem Gefühl gänzlicher Freudlosigkeit, das sie nun überschlich, fühlte sie nur, daß ihre Wangen leise brannten und alles wie in einem fremden Traum an dem Fenster vorüberglitt, durch das sie, ohne etwas zu sehen, auf die winterlichen Hügel hinausblickte.

Georg wartete, bis der Bummelzug in der trüben Talweite verschwunden war und ging dann raschen Schrit-

tes durch die winterlichen Gassen dem Seyfriedschen Hause zu.

Die Frau Doktor hatte, wie sie ihm sofort erzählte, durch die Vorkommnisse der letzten Zeit ihren ganzen Humor verloren; sie konnte sich über die Verhaftung des Doktors Merkel gar nicht beruhigen und schob das ganze Unglück dem Umstande zu, daß er kein Eingeborener, kein Frankenthaler sei.

„Es ist eine Gemeinheit," sagte Georg, in dem Maries Worte, daß sie auf gute Nachrichten über das Schicksal des Gefangenen hoffe, nun wieder seinen ganzen Mut entzündeten. Er setzte seiner Wirtin in den lebhaftesten Worten auseinander, was er zu tun gedenke, um den Angeklagten wenigstens bis zu der Verhandlung auf freien Fuß zu bekommen.

Frau Doktor Seyfried schüttelte den Kopf; sie kannte ihre Frankenthaler und wußte, was der Doktor zu erwarten hatte, wenn ihn die Duckmäuser unter ihre Zungen nahmen; aber die Bedenken der kleinen Frau stachelten nur seinen Mut, und das freundliche Licht, das er in ihren Augen stehen sah, wirkte wie eine Aufmunterung, das Äußerste zu wagen. Er ahnte nicht, daß sich in die Freude an seinem Auftreten ein mütterliches Mitleid mischte, das keine Worte fand, weil die kleine Frau selbst neugierig war, wie er sich seine Hörner ablaufen werde.

Als Georg am nächsten Morgen in schwarzem Besuchsanzug durch den Garten schritt, um seinen Bittgang anzutreten, konnte er es sich nicht versagen, ein paar helle Schneeglöckchen, die aus der braunen Erde lugten, zu pflücken. Es war ihm plötzlich zumute, als habe ihm die gewohnte Umgebung, die ihn nur an glückliche Tage

mahnte, die alte Überlegenheit zurückgegeben. Er hatte sich vorgenommen, zuerst bei dem Pfarrer Ostertag vorzusprechen und ihm diesen Fall unerhörter Ungerechtigkeit vorzutragen.

Im Pfarrhause wurde er von einer kleinen Magd in ein Zimmer geführt, an dessen Wänden ringsum vollgepfropfte Bücherregale mit schlecht gebundenen Büchern standen; über einem mageren Schreibtisch hing das Bild des Gottesmannes Luther, das er mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, und ein Porträt Schleiermachers. Aus einem entfernten Zimmer ertönte Kindergeschrei; denn der Pastor Ostertag war mit elf Mädchen gesegnet. Nach fünf Minuten, die dem Wartenden sehr lang vorkamen, erschien endlich der Geistliche im schwarzen Amtsrock und fragte, ohne ihm die Hand zu reichen, mit salbungsvoller, freundlicher Stimme: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Büttner?"

„Aha, der Baron ist zum Teufel," dachte Georg, nicht ohne einen leisen Ärger zu empfinden; dann fing er an, den Zweck seines Besuchs darzulegen und zu fragen, was sich in der Sache tun lasse; an der Unschuld des Doktors könne doch kein Zweifel bestehen.

Der Pastor kniff seine etwas vorquellenden Volleraugen zusammen, nickte ein paarmal würdevoll mit dem Haupte und begann mit einem leichten Anflug leisen Kanzeltones in der Stimme:

„Ihr Besuch ist mir eine rechte Herzensfreude, Herr von Büttner, und nicht minder bin ich Ihnen dankbar, daß Sie mir zuerst von Ihrem Anliegen Mitteilung machen. Es stünde besser um die Menschen und besonders um die Gebildeten, wenn sie mehr Zutrauen zu

ihren Seelsorgern hätten. Doch leider steht es nicht in meiner Macht, etwas für Ihren Freund zu tun, der mir, wie ich Ihnen nicht verhehlen will, von seinen Fähigkeiten nicht ganz den richtigen Gebrauch zu machen scheint. Wir stehen den Kämpfen dieser Zeit durchaus nicht ratlos gegenüber; aber ich billige doch das Vorgehen meiner Amtsbrüder keineswegs, die so leichten Herzens in die Arena der sozialen Kämpfe herabsteigen und die Auffassung des Evangeliums verkennen. Wir dürfen nicht anders als nach dem Worte des Evangeliums verfahren: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Die Freiheit eines Christenmenschen ist anderer Art als die Freiheit, die jene meinen. In den Ärmsten dieser Erde kann das Himmelreich wohnen. Da liegt das ganze Mysterium des Christentums."

Georg wußte nicht, was er zu diesem Himmelreich der Armen sagen sollte; er machte eine leichte Verbeugung, die der Sprechende als Zustimmung deuten mochte.

Der Pastor aber fuhr mit salbungsvoller Stimme fort: „Sie haben einen schweren Verlust erlitten, an dem ich innigen Anteil nehme. Doch an uns allein liegt es, ob wir aus einem herben Verlust den richtigen Gewinn für das Leben ziehen oder nicht. Sie haben bisher zu den Glücklichen dieser Erde gehört, denen das Leben leicht und sonnig wird. O, ich weiß es sehr wohl, daß eines der klar empfundenen Bedürfnisse unserer Tage dahin geht, daß der Mensch, natürlich innerhalb gewisser Schranken, sich entwickeln und seine Persönlichkeit ausleben könne. Dazu aber ist die Arbeit ebenso notwendig als die Muße. Ja, ich möchte sagen, noch viel notwendiger."

Georg wurde rot und griff nach seinem Hute.

Der Pastor ging ihm redend nach:

„Ich bedauere wirklich, daß ich nichts tun kann. Ich darf und kann als Geistlicher nicht Partei nehmen, selbst wenn ich die Überzeugung hätte, daß es der Doktor verdiente. Er ist übrigens katholisch.“

Als Georg unten auf der Straße stand, nahm er sich vor, diesen Süßmeier, der es gewagt hatte, ihm eine unverblümte Predigt zu halten, in Zukunft ganz zu ignorieren. Vielleicht hatte er auch nicht den richtigen Ton gefunden, in dem man mit derartigen Leuten verkehren mußte. Als Menschenkenner nahm er sich vor, die Sache bei einem andern besser einzufädeln und anders aufzutreten, gemäß dem guten alten Satz der Welterfahrung, daß die Menschen uns nur als das nehmen, als was wir uns ausgeben. Belebt durch diesen Entschluß, betrat er erhobenen Kopfes das Haus des dicken Brauers Riegel, von dem er sicher war, daß er ihm keine Predigt halten werde.

Das Wohnzimmer, in das ihn eine plumpe, unsaubere Magd führte, war halb Bauernstube, halb bürgerliches Staatszimmer, und er hatte alle Muße, die schlechten Öldrucke an der Wand zu studieren, während er den Brauer erwartete, der erst nach einer geschlagenen Viertelstunde in Hemdärmeln und im fleckigen Arbeitsschurz hereingestiefelt kam.

„Ah, Sie sind auch wieder da, Herr Büttner! Was steht zu Diensten?“ rief er in jovialem Tone, schüttelte Georg die Hand und setzte sich auf den Rand der Tischplatte, um den Besucher anzuhören.

Als Georg sein Anliegen vorbrachte, setzte der Dicke

sein ernsthaftes Gesicht auf; er zog seine Pfeife aus der Tasche, setzte sie umständlich in Brand und tat ein paar kräftige Züge: nein, mit den Gerichten wolle er nichts zu tun haben; der Doktor sei ein Wühler, ein Erzwühler, den man hoffentlich ordentlich „stripsen" werde.

„Aber er ist unschuldig! Ich bin dessen sicher. Ich habe zu oft mit ihm über solche Dinge und Fragen gesprochen."

„Kann sein, daß er unschuldig ist. Kann auch nicht sein! Gericht ist Gericht. Warum hat er sein Maul nicht gehalten!"

Und plötzlich fing der Dicke an zu lachen: „Immer ein Spaßvogel, der Herr Baron! Haben Sie sich überhaupt erkundigt, ob er gegen eine Kaution losgelassen wird? Sie werden doch nicht ganz abgebrannt sein? Ich hab vor ein paar Monaten ein paar Aktien gekauft, die Ihr Herr Papa besessen hat. Wir werden ihn sehr vermissen in unserm Aufsichtsrat."

Georg wußte nicht, was er entgegnen sollte. Im selben Augenblick ergriff der Brauer den Knopf seines Gehrockes und zwinkerte ihn bedeutsam an:

„Ich möcht Ihnen ein kleins Geschäftle vorschlagen. So alt kommen wir doch nimmer zusammen. Was wollen Sie für Ihr Pferd?"

Georg erklärte, daß er den Gaul unter gar keinen Umständen hergeben werde.

„Tatata, der Gaul hat seine Fehler; ich kenn mich aus. Ein Herrengaul. Aber er paßt zu meinem Braunen. Von mir kriegen Sie schon etwas mehr als vom Pferdehändler."

„Bedaure!"

„Darf ich ein Gebot tun? Gegen Barzahlung, versteht sich. Wir lassen uns nicht lumpen.“ Und der Frankenthaler schlug auf seine Tasche, und sein linker Mundwinkel zuckte.

„Sie bekommen mein Pferd auf keinen Fall und um keinen Preis,“ fuhr es Georg heraus. Er hatte seine Haltung wiedergefunden und musterte den dicken Spießer mit kalten Blicken.

„No, nix für ungut! Der Gaul hätt mir gut gepaßt!“ sagte der Brauer gleichmütig und reichte Georg seine breite Hand, in die dieser einschlug, obwohl er sich im gleichen Augenblick der Feigheit zieh und diesen groben Bauernlümmel, mit dem er so oft an einem Tisch gesessen hatte, ins Pfefferland wünschte.

Auf der Straße begegnete er dem Freiherrn von Usedom, dem ein schüchternes Gymnasiastlein einen Pack blauer Hefte nachtrug. Der freiherrliche Schulmeister, der im gleichen Augenblick an die mannigfachen Sümmchen dachte, die er von Georg entliehen, hatte es gerade sehr eilig; aber er konnte es sich doch nicht versagen, seinem jungen Freunde einige Andeutungen über seine eigenen Stimmungen zu machen: er hatte Menschenhunger, und dieser Hunger fand je länger, desto weniger Stillung in dem krähwinkligen Neste, wo er dazu verurteilt war, lausigen Bauernjungen und Bettelstudentlein die Laute gallischer Grazie beizubringen. „Wissen Sie, mein Verehrtester,“ sagte er mit schneidiger Stimme, „wir leben alle aneinander vorbei. Das ist das Tragische an den Menschen. Ich werde mir einen Hund anschaffen. Einen Schnauzl. Die sind intelligent wie die Schwaben. Ich verspreche mir viel von einem reinen Hundegemüt.“ Das Schicksal des Doktors

Merkel berührte er nur so nebenbei, mit einem Achselzucken: die Revolution der Franzosen war doch da, um zu beweisen, wie es in einer Welt zugehe, wo die Ironie nicht romantisch, sondern klassisch sei: klassisch wie ein Zitat aus Larochefoucauld oder ein Bonmot Friedrichs des Großen. Er begriff nicht, wie man sich seine Stimmung verderben konnte, indem man sich in soziale Fragen mischte, die einem unerbittlichen Gesetze des Werdens unterstehen.

Georg sah dem Dahinstiefelnden mit nachdenklichen Blicken nach. Wie eine glänzende Erscheinung, der kein Freundschaftsmakel anhaftete, stieg dafür die rundliche Gestalt des Amtsrichters Schimpf in ihm auf. Sofort lenkte er denn auch seine Schritte dem Amtsgerichte zu und gelangte endlich, nachdem er aus drei Schreibstuben hinausgebrüllt worden war, dazu, dem teuren Freunde seine Karte zu übersenden. Ein mürrischer Gerichtsdiener hieß ihn auf dem Gange warten, wo allerlei Volk herumsaß. Er versaß eine viertel, eine halbe Stunde, und noch immer wollte sich der Eingang zu den heiligen Hallen der Amtsstube nicht erschließen.

Endlich ging auch diese Prüfungszeit vorüber. Der Amtsrichter, der gerade seine Nägel mit einem Taschenmesser schnitt, begrüßte den Freund sehr laut, indem er sich erlaubte, ihm vertraulich auf die Schulter zu klopfen, worauf er ihm erst mit gedämpfter Stimme sein Beileid zu dem Hingang seines Vaters ausdrückte. Als Georg aber auf die Angelegenheit des Doktors zu sprechen kam, verwandelte sich der joviale rundliche Mann vor seinen Blicken; er zog sich in die feierliche Unnahbarkeit des Gesetzes zurück, und seine hochgezogenen Augenbrauen glichen

einem unglücksschwangren Paragraphen. „Der Fall ist schwer! schwer! schwer!" Dreimal ließ er die Wucht des Wortes auf den Bittsteller fallen, um die Verdonnerung des Unglücksmannes schon jetzt als sicher anzudeuten. Es mußte, im Interesse des Staates und der Gesellschaft, ein für allemal ein Exempel statuiert werden! Die Voruntersuchung, die er selber leitete, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieser Doktor ein höchst bedenkliches Subjekt war.

„Aber ich weiß, daß mein Hausgenosse empört war über den Kerl von einem Redner, der die Leute aufgehetzt hat. Ich habe der Versammlung zum Teil angewohnt."

„Waren Sie auch dabei, wie er, im Treppenhaus, den Polizeidiener Schlegelmilch niederschlug? Widerstand gegen die Staatsgewalt! Aber machen Sie sich nur keine Sorge: Sie sollen als Zeuge vernommen werden, mein lieber Herr von Büttner. Wir leben in einem Rechtsstaat, nicht bei den Botokuden."

Da Georg nichts entgegnete, fuhr der Amtsrichter fort: „Ich bin zuerst Jurist und erst nachher Mensch. Sehen Sie, da hab ich einen Fall –"

Ein Diener trat mit einem dicken blauen Aktenbündel ein.

„Ich erzähle Ihnen das ein andermal. Ein hochinteressanter Fall, wie er nur in Frankenthal möglich ist. Eine Kuh bricht in einen Garten ein und frißt alle Rosen ab. Die Kuh wurde am Vormittag an einen Händler verkauft. Und nun ist die Frage: Wer ist für die Rosenliebhaberei dieser Frankenthaler Kuh haftbar? Der Käufer oder der Verkäufer? Sie prozessieren. Ich bin selbst auf den Ausgang des Prozesses gespannt. – Wir sehen uns doch hoffentlich von Zeit zu Zeit? Ich bin zwar furcht-

bar überbürdet. Sie haben keine Idee, was man uns alles zumutet. Die Beamtenschinderei sollte man einmal in den großen Blättern an den Pranger stellen. Aber so was fällt den Herren Zeitungsschreibern gar nicht im Traum ein. Aber krakehlen können sie! Bande!“

Als Georg verschwunden war, zuckte der Amtsrichter die runden Achseln. Was? Er sollte sich eine solche Gelegenheit entgehen lassen, höheren Orts zu zeigen, wie man diese unruhigen Elemente anpackte und ausmerzte? Nimmermehr! Jamais, wie der Usedomer zu sagen pflegte.

Georg aber fand diesen Schleicher, der durch ihn zum Kenner in feinen Weinen geworden war, in der Erinnerung auf einmal widerlich. Ein seltsamer Geschmack lag ihm von diesen drei Besuchen her im Munde, und wenn er des Blickes seiner Wirtin beim Antritt seines Bittganges gedachte, stieg eine brennende Röte an seinen Schläfen empor. Es war ihm ganz unmöglich, mit diesem Bescheid in das stille Doktorhaus heimzukehren, und er machte einen Gang nach Birkenfeld hinauf, ohne jedoch das Haus der Büttners-Vev zu betreten.

Als er, spät am Abend, den Seyfriedschen Garten betrat, fand er seine Wirtin auf der Treppe stehend und dem Schlage einer Amsel lauschend, die vom höchsten Gipfel einer Ulme aus ihren hellen Liebesruf in die Dämmerung hinaussang.

„Hören Sie den Frankenthaler?“ rief ihm die kleine Frau entgegen. „Schnäbel haben sie alle; aber so rein gewetzt wie der Amselschnabel da sind sie nicht. Können Sie eine Drossel von einer Amsel unterscheiden?“

Georg, dem das vergnügte Wesen der Fragenden auffiel, schüttelte verneinend den Kopf.

„Und Illusionen haben Sie heut auch keine zu verkaufen? Sie brauchen mir gar nichts zu erzählen: ich weiß schon, was Sie zur Antwort bekommen haben. Ich freue mich immer, wenn die Leute ihrer Natur treu bleiben. Amen! Aber eine Belohnung für Ihre Ritterdienste sollen Sie doch haben. Ich habe Ihnen heut ein junges Hühnchen gebraten. Kommen Sie nur. Die Bäwel hat schon gedeckt."

Als sie im hellen Lampenlicht bei Tisch zusammensaßen, mußte Georg aber doch den Verlauf seiner Bittgänge ausführlich erzählen; er geriet in eine helle Empörung, wobei Maries Bild in einem fort vor seiner Seele schwebte, und die drei Herren, bei denen er angeklopft hatte, erhielten nun auch aus dem Munde seiner Wirtin, was sie verdienten. Den Nachtisch des kleinen Festmahls bekam er aber erst zu kosten, als er mit der Frau Doktor Seyfried, die eifrig an einem Kinderjäckchen strickte, in der Gartenfensternische des Eckzimmers Tee trank: die kleine Frau war plötzlich ganz ernst geworden und suchte nun aus ihm herauszuholen, auf welche Weise er sein eigenes Leben einzurichten gedenke. Und als er wieder auf sein Gut zu sprechen kam, riet sie ihm, wenn er schon durchaus Landwirt werden wolle, ganz klein, auf einem bescheidenen Gütchen anzufangen und alle großen Rosinen fahren zu lassen. Das kleine Pfarrgut, das ihr seliger Herr Vater auf seinem Getreidedörflein bewirtschaftet hatte, wurde noch einmal zum unfehlbaren Maßstab eines jüngeren Lebensplanes, und je klarer sich die Pfarrerstochter über Georgs Zukunft zu sein schien, desto mürrischer blickte er drein: er sah in diesen Vorschlägen eine leise Mißachtung seiner Persönlichkeit, und der Umstand, daß sie aus einem

teilnehmenden Munde kamen, verletzte ihn fast mehr als das Benehmen der Herren, auf die er von der Höhe seines Wesens mit Verachtung herabblickte.

Diese Stimmung hielt einige Tage an und war Ursache, daß er seinen Gaul mit plötzlichem Entschluß an einen Händler verkaufte, der mit einer Koppel Ackerpferde in der Gegend herumzog. Der alte Braune des Doktors brach in ein zorniges Gewieher aus, als der Roßtäuscher mit seinem Knecht kam, um das Herrenpferd Erika aus dem Stall zu holen, und der Beckenmichel paffte heftig aus seiner Pfeife, auf der Napoleon im Pulverdampf der Schlacht von Austerlitz einherritt.

Vierzehntes Kapitel

Von dem Augenblick an, wo Georg von seinem Roß herabgestiegen war, um, wie die andern Frankenthaler, zu Fuß einherzuwandeln, glaubten auch die Widerspenstigsten an den gründlichen Bankerott des Hauses Kreß & Co. Die meisten waren nämlich als echte Frankenthaler bis dahin der Meinung gewesen, wo viel sei, da bleibe viel hängen, und Georg könne immer darauf zählen, ein hübsches Sümmchen aus den Ruinen der alten Geldherrlichkeit zu retten. Als nun vollends bekannt wurde, daß schon im verflossenen Herbst eine Anzahl Aktien der unglücklichen Fabrik auf den Markt gekommen war, wollten die Siebengescheiten schon längst den Zusammenbruch der Firma geahnt haben. Am lautesten aber war Herr Gramlich, der froh war, wenn er die Gedanken der Leute von der Fabrik ablenken konnte. Er pflegte mit seiner Meinung über den Würzburger Schwindler nicht hinterm Berg zu halten, und auch Georg, dessen Anwesenheit in Frankenthal kein Mensch begriff, bekam sein Teil ab: denn die Aktien waren damals zu hohem Kurswert von dem Frankenthaler aufgekauft worden, und das hinabgeschwommene Geld lag ihm wie eine Zentnerlast auf der Seele. Nur ein Teil der holden Weiblichkeit blieb Georg treu: sie ging im ersten Anhauch des Frühlings noch immer abends leise singend an dem Seyfriedschen Garten vorbei; aber es waren Mädchen aus kleinbürgerlichen Kreisen, die diese Spaziergänge wie einen Ausflug in etwas Verbotenes unternahmen, ohne weitere Hoffnungen daran zu knüpfen. Die Mütter aus den höheren Sphären aber rächten sich nun für Hoffnungen, die

in ihrem Herzen wie Pilze in der Sommernacht emporgeschossen waren. Der Würzburger hatte nicht nur das kleine Simmele verbrochen, das leider in den Armeleuthimmel abgerückt war, sondern auch noch sonstwo in der Welt draußen mindestens ein halbes Dutzend Würmer herumlaufen, die nun verkommen oder verhungern mußten. Wenn solcherlei Andeutungen gleichsam verschleiert aus schönem Munde hervorgingen, so bewiesen die männlichen Betrachtungen über diesen Gegenstand, daß Frankenthal wirklich ein kleines Paradies war: sie gingen nämlich ohne Feigenblatt einher. Georg bekam es in Blick und Gruß zu jeder Zeit zu fühlen, daß er aus diesem Paradiese ausgestoßen war, an dessen Tor keine Engel, sondern Drachen mit Haaren auf den Zähnen Wache hielten.

Dieses Verhalten der Frankenthaler bewirkte zunächst, daß er, sobald der Doktor und sein Schicksal in Frage kamen, kein Blatt vor den Mund nahm, sondern zu den lautesten Worten griff, um den Leuten seine Meinung über diesen schmählichen Fall zu sagen. Die Folge davon war, daß ihn auch Ruhigerdenkende, denen der Rummel als aufgebauschte Sache vorkam, scharf verurteilten, zumal sie ihn, als einen Fremden, doch im Grunde nichts anginge.

Nach einer Woche lauten Redens aber kam es wie ein plötzlicher Ekel über Georg, und die ganze Stadt war ihm mit einem Schlag verleidet. An einem hellen Märztage machte er sich auf den Weg nach Birkenfeld, um die Base zu besuchen, die außerhalb dieses Geredes stand und deshalb wie ein schöner, menschlicher Ruhepunkt vor ihm herglänzte.

Die ersten rosig angehauchten Blüten der Anemonen

besternten die braune Walderde, als er durch das Stöckicht emporstieg. Er fand das alte Bauernhaus im Werktagskleide; auf dem Hofe rüstete der Matz einen Pflug, und in dem ungekehrten Flur, wo volle Getreidesäcke umherstanden, duftete es nach frischem Roggenbrot. Die alte Vev kam eilig aus der Küche gelaufen und wischte ihre Hände an ihrer blauen Leinenschürze ab, als sie den feinen Herrn Vetter unter der Tür stehen sah. Sie war sichtlich überrascht, als er sie fragte, ob er als Kostgänger auf dem Hof bleiben könne, und kam gar nicht aus dem Erstaunen heraus, daß der Herr Vetter bei einfachen Bauersleuten bleiben wolle. Georg mußte noch einmal anhören, in welcher Herrlichkeit er, der Meinung der Vev nach, in Frankenthal gelebt hatte; aber er schüttelte nur lächelnd seinen Kopf, und als die Alte sah, daß es ihm Ernst sei, sagte sie zu, wenn er mit der oberen Stube, die sie ihm gleich zeigen werde, vorliebnehmen wolle. Schweigend führte sie ihn die ausgetretene Treppe hinauf, in ein langes, schmales Giebelzimmer, wo so viel uralter Hausrat aufgehäuft stand, daß man drei Gelasse damit hätte einrichten können. Die Kissen der bemalten Bettlade ragten so hoch empor, daß er sich den Scherz nicht versagen konnte, er werde eine Leiter brauchen, um hineinzukommen.

Nachdem er alles vereinbart und nebenbei lächelnd bemerkt hatte, daß er kinderleicht zu haben sei, ging er ziellos in die nackte Gegend hinaus, die er so oft zu Pferd durchschweift hatte. Als er, auf dem Heimweg, auf dem Hügel über dem alten Weiler stand, trat die Erinnerung an den Doktor mit brennender Deutlichkeit vor seine Seele, und sein Groll gegen die lieben Frankenthaler

schlug noch einmal in heller Empörung empor. Um von diesen unlieben Gedanken loszukommen, dachte er darüber nach, wie lange die Wüsting vor seinen Augen schon abgeholzt sein möge, und mit einem Male wurde es ihm klar, warum das Birkenfelder Brünnlein, dessen Strahl von keinem schützenden Walde mehr gespeist wurde, nur mehr wie ein dünnes silbernes Fädchen in den uralten steinernen Brunnentrog rann. Er nahm sich vor, der Base Bev zur Aufforstung des Hügels zu raten. Als er aber, nach einer unruhigen Nacht, beim Kaffee auf diesen Plan zu sprechen kam, hatte es die alte Frau mit einem Male sehr eilig:

„I hob Heifeklöß in der Küche. Des wär verflixt, wenn die net ufgehne täte."

„Ich esse sie auch unaufgegangen."

„Hot der Schinderhannes gsot, wie ihm der Schinder 's Armsünderhemle angezouge hot," lachte die alte Frau.

Georg aber blieb hartnäckig: „Der Hügel muß aufgeforstet werden. Einen Teil kann man ganz gut mit Hafer besäen; aber die Hauptsache ist doch, daß der Hof mehr Wasser bekommt, wenn die Wüsting aufgeforstet wird. Wenn einmal eine Dürre kommt, bleibt der Brunnen aus, und dann könnt Ihr Euer Wasser im Appental holen."

„Die Mannsleut trinke doch ka Wasser."

„Aber zum Kaffeemachen braucht mans doch," scherzte er; „und die Ochsen wollen auch saufen."

„Ja, die sen gscheiter wie die Mensche. Jesses Marie und Josef, Birnschnitz und Hutzel muß i aa hergebe. Im Schwarzwald koche sie Speck nei. Äwer ich mog des Gepansch net."

„Gut, geben Sie zuerst die Schnitz her. Mir geben Sie nachher die Erlaubnis.“

Allein es war für den Augenblick kein Bescheid von der alten Bäuerin zu erlangen. Am nächsten Sonntag aber zog sie ihren schönsten Staat an, um in den Segen nach Bilzheim zu gehen; in Wirklichkeit aber gedachte sie den alten Lehrer dort zu besuchen, der ihr Geld in der Sparkasse verwaltete, um ihn über diese Angelegenheit zu befragen. Doch auch nach ihrer Rückkehr war kein Ja und kein Nein aus ihr herauszubekommen; sie jammerte über die schlechten Zeiten: die Tagelöhner waren gar nicht mehr zu halten; sie verlangten zwei Mark Lohn im Tag und jeden Tag Küchle zum Essen. Ihre paar Weinberge im Haberloch hatten im verflossenen Herbste nichts getragen; die letzte Gerstenernte war schlecht ausgefallen, und der hochwürdige Herr Dekan Felgenhauer predigte jeden Sonntag, daß die Welt immer sündhafter und die Heidenbekehrung immer schwieriger werde.

Als Georg aber am nächsten Tage bei seinem Mittagessen saß, das er in der oberen Stube allein einnahm, trat die Vev in die Stube; sie hatte eine frische Schürze umgebunden und setzte sich zu ihrem Gaste. Sie kam mit einem großen Entschlusse; aber sie ging nicht gerade auf ihr Ziel los, sondern nahm einen weiten Umweg: die ganze Freundschaft, die längst im Himmel versammelt war, mußte aufmarschieren, damit die Vev in der richtigen Stimmung endlich auf ihren eigenen Hof kommen konnte; und dann zählte sie noch alle ihre Krankheiten auf, das Reißen im Arm und das Zwicken in der linken großen Zehe, eh sie mit der Frage herausrückte, ob Georg den Hof nicht kaufen wolle; dann könne er mit seiner Sach machen, was er wolle.

Georg brach in ein Gelächter aus; der Gedanke, daß er, Georg von Büttner, als kleiner Bauer auf diesem Hof von höchstens fünfzig Morgen sitzen bleiben solle, wirkte wie eine Posse auf ihn.

Die Vev ließ sich nicht aus der Fassung bringen; sie nahm ihm ein Federchen vom Ärmel weg und sagte: „Ich hob die Mensche gere, wu lache. Äwer mei, mei, alleweil därf mer net lache. 's is a Kreuz uf dera Welt."

Georg bemerkte: „Warum seufzen Sie denn den ganzen Tag?"

„Mei, wos soll mer 'nn sunst mache? Mir sen net als Lacher uf die Welt kumme. Nor 's Grone* braucht mer net zu lerne. Mei, mei, zu meiner Zeit is schöner uf der Welt gween. 's is a Kreuz." Und sie begann wieder zu jammern, worauf sie mit einem kräftigen Schneuzen ein Ende machte und ganz ruhig bemerkte, daß sie mit einer Anzahlung von fünftausend Mark zufrieden sein werde.

Georg blieb eine Stunde lang nachdenklich in der alten Bauernstube sitzen, als ihn die alte Vase verlassen hatte. Am Abend war er entschlossen, den Hof zu kaufen. Sein Entschluß weckte die seltsamsten Gefühle in seiner Brust: ein Gefühl des Mitleids, daß der Schöpfer eines wirklichen Mustergutes dazu verurteilt war, auf einem solchen Hof anzufangen, vermischte sich mit einem Gefühl der Ruhe, daß er nun doch ein Stück Erde sein eigen nennen könne. Er vereinbarte mit der Alten, daß sie den Kauf einstweilen geheimhalten wollten; nur die Anzahlungssumme müßte er binnen vierzehn Tagen stellen, und die

* jammern, stöhnen; vergl. das englische groan.

Vev wurde ganz selig bei dem Gedanken, daß sie bald wieder einen Brocken auf die Sparkasse tragen konnte, wo ihre Kapelle mit der neuen Muttergottes, ihr Hochamt und ihre Leich als rundes Sümmchen schlummerten.

Nun konnte der künftige Besitzer auch an das Roden und Aufforsten der Wüsting gehen. In der Hadmarshelle waren billige Arme zu haben. Am nächsten Morgen mußte der Matz, der bei dieser Gelegenheit Georgs Gepäck heraufholen sollte, die Arbeiter dingen, und tags darauf rückte auch schon ein Dutzend ältlicher Leute auf dem Hofe an. Georg war schon in aller Frühe aufgestanden und wählte die Stelle, wo mit dem Reuten begonnen werden sollte.

Nachdem er noch einmal den ganzen Grund begangen hatte, ließ er zunächst das seit Jahrzehnten wuchernde Gestrüpp, die wilden Rosen- und Schlehbüsche, auf einen Haufen tragen und, als es gegen Abend ging, anzünden. Das prasselnde Feuer lockte alle Bauernkinder, die nicht auf dem Felde arbeiten mußten, herbei, und die Kleinen halfen beim Zusammentragen und Verbrennen vergnügt und eifrig mit. Der scharfe Märzwind trug die riesige Rauchfahne spielend über die weite, wellige Hochebene dahin und hing sie wie einen duftig zarten Schleier in die nackten Bäume des Waldes.

Der zweite Tag sowie der dritte vergingen unter der gleichen Beschäftigung. Die Arbeiter zeigten sich willig und freundlich, und Georg lächelte schon über die Befürchtungen der Base, die ihn eifrig ermahnt hatte, den Krachern nur ordentlich auf die Finger zu sehen, da sie seine Unkenntnis der Landarbeiten sicher gegen ihn ausnützen würden. Nachdem das Gestrüpp endlich abge-

hackt war, ließ er die herumliegenden Steine, darunter moosige Riesenblöcke eines bläulichen Kalksteins, in der Nähe eines Flurweges zusammenschütten und die kleineren zur Ausbesserung des Weges, in dessen Untiefen Schneewasser stand, verwenden, um ihn bequemer für die Fuhren zu machen, welche das Gestein in einem alten Steinbruch abladen sollten, der früher der Stadt und einem guten Teil der Umgegend Baumaterial geliefert hatte, nun aber längst verlassen im oberen Stöckicht lag.

Mit freudiger Beweglichkeit lief er von einer Arbeitergruppe zur andern, und da die Leute bemerkt hatten, welches Vergnügen ihm das Befehlen machte, riefen sie ihn alle Augenblicke an, um seinen Rat einzuholen. So nahm er denn an jedem Abend das Bewußtsein mit, daß er bei der ganzen Sache unentbehrlich sei. Der frische, kräftige Wind, der tagaus tagein von Osten blies, sowie die ungewohnte Bewegung im Freien machten ihn todmüde und gaben ihm einen Marderschlaf. Das Essen schmeckte ihm vortrefflich, obwohl die einzelnen Bauerngerichte alle paar Tage wiederkehrten. Als es jedoch an das eigentliche Setzen der kleinen Pflänzlinge ging, die er aus der fürstlichen Baumschule bezog, bemerkte er, daß die Leute ganz allmählich anfingen, lauer zu werden, indem sie jeden Augenblick seiner Abwesenheit zu einem gemächlichen Faulenzen benützten. Sie hatten ihn nun ein paar Tage hindurch beobachtet und waren zu der Überzeugung gelangt, daß mit dem freundlichen, sauberen Herrn, der in der Reithose und mit der Peitsche in der Hand herumfegte, gut Kirschen essen sei, wie es ihm auch ziemlich gleichgültig scheine, ob man sich da oben abschufte oder nicht; die Löhne

würden ja doch wohl pünktlich ausbezahlt. Georg merkte dieses langsame Hineingleiten in eine bequemere Gangart sofort und war durchaus nicht gewillt, es zu dulden, da er als künftiger Landwirt keinesfalls als der Dumme gelten mochte.

„Na, munter, ihr Leute"! rief er die Schar an, wenn er vergnügt auf sie zukam, just in dem Augenblick, da sie mit unendlich langsamen Bewegungen zu den Kärsten griffen, hie und da einen schweren Seufzer oder ein Stöhnen ausstoßend.

„Bei dem herrlichen Wetter müssen wir ein ordentliches Stück Arbeit vorwärts bringen!"

„Freili," antwortete ein baumlanger ausgedörrter Kerl, mit den Äuglein zwinkernd; „mir sen net die Leut, un'erm Herrgott die Tog o'zestehle. Des geits bei mir net! Wos i tu, tu i. Mir häwe no Schmolz in de Knoche."

„Un die Ärbet is gsund," fügte ein Zweiter mit einem zustimmenden Seitenblick bei, indem er langsam in seine Hand spuckte und den braunen Stiel der Hacke faßte. „Sou hot mei Voter selig alleweil gsot, un gschafft hot euch der wie a Feind. Mit'm Kerchturm von Rotheberg wär euch der spaziere gange, wann er nor gedärft hätt. I bin'm aus'm Gesicht rausgschnitte. Wenn ich ofang, schaff ich hengstenmäßig."

Der sogenannte Torkelkaspar, ein kleines, rothaariges Männchen, der als Hauptspaßmacher fungierte, lachte hustend: „Recht host, Hanneßle. Recht host. I sogs jo, der Hanneßle konn predige wie a Pfarr! Oon dir is a Kaplan verloure gange. Esse und trinke konnst aa vor zwa. Allo."

Doch ehe er den Karst fallen ließ, hielt er inne und begann: „Der Korst hot amol drei Zinke ghot –"

Georg ermunterte: „An die Arbeit, an die Arbeit, Leute!“

Der Torkelkaspar tat einen Mordsschlag: „Sou a Korst is for alles gut, hot der Teifel gsot, wie ers Sauerkraut aus'm Fäßle gschöpft und mit der Mistgabel gfresse hot.“

„Dich frißt er aa no zu Kraut und Arwes,“ meckerte ein kleines Männchen, das in einem fort schnupfte.

Sie lachten und arbeiteten nun drauflos, als ob der hügelige Grund ihr persönlicher Feind wäre, dem sie mit jedem Schlag einen Tort anzutun gedächten; allein kaum war Georg hinter einem Erdbuckel verschwunden, so blickten sie einander vergnügt zwinkernd an, reichten ihre Dosen aus Birkenrinde herum, die sie in der linken Westentasche trugen, und schoben den Tabak mit altväterischer Würde und feierlicher Handbewegung in ihre Nasen.

Als Georg sah, daß sein Zuspruch nur die Freundlichkeit der Leute vermehrte, ohne etwas zu helfen, fragte er den Matz, der als der eigentliche, heimliche Leiter des Ganzen von Zeit zu Zeit heraufkam, was da eigentlich zu tun sei. Der Altknecht riet ihm nach kurzem Bedenken, er solle den Torkelkaspar, welcher der eigentliche Rädelsführer sei, Knall und Fall entlassen, ohne einen Grund für diese Maßregel anzugeben. Das geschah noch am selben Abend, und es half wirklich, so daß das Umreuten von nun an den gewünschten Fortgang nahm.

Als aber ein eisiger Landregen, der in einen mehrtägig wütenden Schneesturm überging, die Arbeit unterbrach und Georg in die Stube bannte, kam das niederdrückende Gefühl der Enge und Verlassenheit mit erneuter Macht

über ihn. Das Leben, das er da auf diesem alten Bauernhofe kennen lernte, war nicht das Leben eines schönen, reichen Edelsitzes, wie er es sich einst erträumt und aufgebaut hatte. Die paar schielenden, mürrischen Knechte, die mit schweren geschmierten Stiefeln umhertappten, die einsilbigen, alten Mägde, das uralte Bauernhaus und Feld und Wald bildeten eine graue, muffige Gegenwart, mit der ihn weder eine tiefe Sorge noch ein echtes Glück verband. Er versuchte zu lesen; aber die Bücher über landwirtschaftliche Betriebe paßten so wenig auf die Verhältnisse, in die er geraten war, daß er sie mit säuerlicher Miene beiseite legte. Er sehnte sich nach gleichgestimmter Gesellschaft und konnte es doch nicht über sich bringen, nach Frankenthal hinabzusteigen, wo der Doktor Merkel noch immer in dem grauen Türmersturm saß. Da er jedoch der Menschen bedurfte, um sich selbst zu fühlen, so zog es ihn immer wieder zu der alten Base, mit der er, zu seinem heimlichen Erstaunen, alles bereden konnte, was ihn selbst bewegte.

Die alte Frau war den ganzen Tag tätig; sie pflegte, wenn sie nicht im Haus herumhantierte, in einer der tiefen Fensternischen der Wohnstube zu sitzen und mit gesenktem Kopf stundenlang Strümpfe zu stricken. Sie hob nur dann die Augen und blickte Georg durch ihre Hornbrille schief und scharf an, wenn er etwas vorbrachte, was ihrem bäuerlichen Sinne nicht entsprach. Sie ließ ihm keine Bemerkung hingehen, die in ihren Kreis eingriff: sie sagte ihm, was sie dachte, deutlich, aber auf bäuerlichen Umwegen, die ihn belustigten und sein Wohlgefallen vermehrten. Je besser ihr sein Wesen gefiel, desto offener korrigierte sie, mütterlich scheltend, an ihn herum.

An schönen Tagen kamen eine Menge Leute in das Haus: kleine Bäuerlein, die einen Rat begehrten, oder Bettelweiber, die ein Häfelein unter der Schürze verdeckt daher trugen und mit vorgestrecktem Oberleib einen demütigen Neiger nach dem andern machten. Diese erfuhren nun ganz besonders ausführlich, wie man zu den herrlichen Zeiten, da die Bev jung gewesen, das Backen und Kochen, das Flicken und Waschen, das Essen und Trinken, das Leben und Sterben betrieben hatte. Die Bev schenkte keinem etwas: wer seinen Hafen oder seine Tasche gefüllt davontragen wollte, mußte sich gefallen lassen, auch eine gesalzene Ermahnung mitzunehmen, die aus einer genauen Kenntnis der Geschichte jeder einzelnen Familie und besonders ihrer schlechten Eigenschaften floß. Die Leute, die so beschenkt von dem Hofe gingen, schonten wiederum das „alt Fegfeuer“ nicht. Eines Tages sprach Georg ein hutzeliges Weiblein an, das vor sich hinmurmelnd den gereuteten Hang emporstieg und eine kleine Münze aus einem halben Dutzend farbiger Papierchen herauswickelte: „Woher, Frale?“

„Mei, mei, im Drachelouch bin i halt gween.“

„Drachenloch? Wo ist 'nn das?“

„O mei, mer säigt halt sou. Do unne wohnt halt sou an olter Drach.“

Georg mußte herzlich lachen; aber er hielt es nicht für angezeigt, der so getauften Base dies Zusammentreffen zu erzählen. Die letzten Wochen hatten ihm das ernste Gefühl gegeben, daß von dem Hof ein stilles, wohltätiges Leben über die ganze Gegend ausstrahlte, und mit einem zwiespältigen Gefühl mußte er sich gestehen, daß er begonnen hatte, ein ernsthaftes Interesse an den Leuten zu

nehmen, die er sonst nur in einer fernen Tiefe wandeln sah.

Eines schönen Aprilnachmittags fand er, von einem Gange nach der Baumschule heimkehrend, den alten Weiningenschen Oberförster Weinhöppel in der Wohnstube vor einer vollen Literflasche des besten Schillers sitzend, den die Scharlachschusterin im Keller hatte. Seit der Förster nicht mehr fürchten mußte, daß die herrlichen Buchenschläge der fürstlichen Domänen einem Geschäftsmann zum Opfer fielen, war er voller Liebenswürdigkeit gegen den Sohn des Mannes, in dem er jahrelang den drohenden Waldzertrümmerer gefürchtet und gehaßt hatte. Er beglückwünschte Georg zu seinem Kauf, und dieser erfuhr bei dieser Gelegenheit, nicht ohne einiges Erstaunen, daß es leichter sei, von den Bauern Wald zu kaufen, als Ackergrund. Aus dem Schusterhof ließe sich was ganz Hübsches machen, zumal der obere Bauer, der Wasserdieter, keine Kinder habe und nicht abgeneigt sei, seinen Besitz aufzugeben; aber dazu gehöre, wie zu allem in der Welt, Geld, Geld und wieder Geld.

Georg hörte nachdenklich zu und begann im stillen zu rechnen. Er sah sich wieder als den eigentlichen Schöpfer eines feinen Anwesens, dem die Nähe einer gewissen Stadt eine besondere Bedeutung verleihen konnte. Allerdings wußte er nicht, wieviel ihm aus dem Wirrwarr des väterlichen Nachlasses etwa bleiben würde; denn die Regelung der Angelegenheit ging den üblichen Schneckengang, und mit Ungeduld erwartete er jeweils die Antwort auf seine Mahnbriefe.

Die ewigen Klagen des alten Prokuristen erfüllten ihn mit einer wachsenden Bitterkeit. Das Gefühl, daß er aus-

geschlossen sei vom Glück und von den Menschen, war übrigens nicht ohne eine geheime Süßigkeit. Nach Frankenthal ging er nicht mehr hinab; auch vermied er zu fragen, ob Marie wieder zurückgekehrt sei und unten in dem alten Bürgerhause lebte. Aber auf seinen Gängen zog es ihn fast immer an eine Stelle hin, wo man die Stadt, an der das Silberband des Flusses vorbeilief, in der grünen Tiefe liegen sah, aus der fast immer der Rauch der Herde, wo etwas Gutes brodelte, heraufduftete. Auf diesen Gängen pflegte er jung und alt, Knechte und Bauern anzusprechen, und so lernte er den Menschenschlag der Gegend wenigstens in seinem Gebaren gegen Fremde kennen. Mit seinen Ratschlägen über Feldbau und Landwirtschaft, die er gelegentlich vorbrachte, hatte er indessen wenig Glück: die Bauern hörten den feinen, jungen Herrn mit ruhigem Gesicht an, nickten bedächtig und feuerten dann ihre Ochsen lauter als gewöhnlich zu rascherem Gange an.

Zuweilen überkam ihn bei solchen Gängen eine seltsame Versunkenheit, aus der er mit dem Gefühl einer ganz wunderbaren Freiheit aufwachte, als wäre alles, was ihm begegnet war, nur ein dumpfes Traumspiel, aus dem er jeden Augenblick erwachen konnte. Er wunderte sich, wie rasch ihm Tag für Tag in dieser Einsamkeit der sprossenden Felder, auf der freien Höhe verging, und als er eines Sonntags den Freiherrn von Usedom auf das Haus zustolpern sah, entwich er durch die Hintertüre, glücklich vor sich hinlächelnd, wenn er sich den Baron im Gespräche mit der Base vorzustellen versuchte.

Zum ersten Male verlebte er einen Frühling in inniger Berührung mit der Natur. Auf die schimmernden Schnee-

stürme, die schief über die Gegend hinwegfegten, waren sehnsüchtig blaue Tage gefolgt. Eine milde Wärme lag in der köstlich reinen Luft, die mit Glockentönen und Vogellauten spielte. Das harte Blau der fernen Wälder überhauchte leicht ein silbern weicher Duft, und über Nacht bedeckten sich die Bäume des nahen Buchenschlages mit den golden-grünen Schleiern des ersten Grüns. An Rainen und Wegen schimmerte das helle Gold der Schlüsselblumen und der makellose Schnee der Schlehenbüsche. Der ganze tiefblaue Himmel war nur eine einzige Lerchenseligkeit. Wenn ihm der Gedanke, auf diesem Hof als Bauer zu leben, zuweilen unerträglich wurde, dann spielte er mit dem Plane, in Amerika sein Glück zu suchen. Er entsann sich eines Freundes, der drüben als Schmierer in einer Fabrik begonnen hatte und nun als Schwiegersohn eines steinreichen Millionärs auf dem runden Sessel eines Kontors saß. Warum sollte es ihm nicht gelingen, eine ähnliche Stellung zu erreichen? Es bereitete ihm besonderen Genuß, die Möglichkeiten eines neuen Lebens im voraus zu erschöpfen und dieses in Gedanken bald in Süd-, bald in Nordamerika zu beginnen und in die Höhe zu führen. Und da alle seine Wünsche auf heimlichen Pfaden zu Marie hinführten, so genoß er diese untrügliche, herrliche Zukunft mit dem leisen Rachegefühl eines verschmähten Mannes, der seinen Wert kennt und durch den unerreichbaren Anblick seiner künftigen Herrlichkeit schneidendes Weh zufügen kann.

Dazwischen erwartete er mit Ungeduld die Verhandlung gegen den Doktor Merkel.

Fünfzehntes Kapitel

Den beiden Sündfluten, die in einer und derselben Nacht die Stadt Frankenthal heimgesucht hatten, war nun eine dritte gefolgt, die viel länger anhielt: die Sündflut eines unendlichen Geredes, das die Gestalt des Doktor Merkel umtobte. Aus der Höhe und aus der Tiefe vereinigten sich die trüben Gewässer, um eigensinnig in einer Richtung dahinzuschießen.

Den vermögenden Frankenthalern war das Tun und Treiben des Doktor Merkel, der so beharrlich ihre Gesellschaften zu meiden pflegte, nun mit einem Male klar wie Wasser und durchsichtig wie Glas geworden. Indessen blieb das Gefühl, daß auch ihrer Vaterstadt das Auftauchen eines solchen Wühlers nicht erspart geblieben war, mit der Genugtuung vermischt, daß in Frankenthal denn doch kein Boden für solche Elemente sei. Die unbehelligt gebliebenen Schreier aber, die der vielbesprochenen Versammlung als Zuschauer und Mitläufer beigewohnt hatten und daher fürchten mußten, auch irgendwie in die brenzliche Sache verwickelt zu werden, fanden eine besondere Freude daran, dem Doktor alle Schuld aufzubürden und ihn möglichst schwarz zu malen: er hatte alles gebilligt, was der Hausier-Välte vorgebracht hatte; er hatte den Polizeidiener Schlegelmilch niedergeschlagen und war in dem Gramlischchen Hause erwischt worden, als alle Frankenthaler schon das Weite gesucht hatten. Der Umstand, daß ihnen der Zweck seiner Rede dunkel geblieben war, erhöhte nur ihre Sicherheit, die von Tag zu Tag zu immer lauteren Worten griff. Die Frankenthaler hatten niemals unter der Gewohnheit gelitten, ein Ding nur halb zu tun,

und so war es ihnen eine Wonne, einem einzigen Sündenbock die ganze Verantwortlichkeit für den Krawall des Abends aufzubürden; und als gar ein pfiffiger Schoppenstecher der Stadt, wo die Worte entweder zündend oder erlösend waren, das zündende und zugleich erlösende Wort sprach: „Der wird reingetunkt!", da herrschte volle Harmonie zwischen den unversöhnlichen Welten der vollen und der leeren Taschen, die sich in jedem Gemeinwesen befehden.

Da der Hausier-Bälte sich böswilligerweise nicht fangen ließ und die Frankenthaler, gleich den Nürnbergern, noch keinen, ehe sie ihn gefangen, gehängt oder auch nur ordnungsmäßig „gestripst" hatten, so störte nichts die genußreiche Erörterung eines Strafgerichtes, das den Sinn der Enkel, deren Väter einst die schönsten Hexen verbrannt hatten, mit tiefster Befriedigung erfüllte; denn von dem Bedürfnis nach Schauspielen, die ein Leiden enthüllen, waren die Frankenthaler so gut besessen wie griechische Götter oder purpurne Renaissanceungeheuer.

Indessen saß der Doktor Merkel in grimmiger Einzelhaft hoch oben in dem alten Wachtturm in einer runden Zelle, in die das Murmeln eines fließenden Brunnens durch Tag und Nacht emporklang. Die offenbare Ungerechtigkeit, die er erleiden mußte, erfüllte ihn mehr und mehr mit einer Bitterkeit, in der sein ganzes Wesen schwürig wurde. Dem Untersuchungsrichter Schimpf, der seiner offenen Darlegung mit der Ironie eines Überlegenen begegnete, trat er mit einer Schroffheit entgegen, die zuletzt jede Einzelheit der Aufklärung verschmähte und den Durst des Herrn vermehrte, diesem unverschämten Rüpel ein für allemal zu zeigen, was Staat und Recht be-

deuten. Er gab es dem Richter deutlich zu verstehen, daß er ihn für einen ausgemachten Esel halte, und welcher Jurist hätte jemals einen Sack getragen, auch wenn dieser mit solchen Wahrheiten angefüllt gewesen wäre, die in jeder Mauer ein goldenes Pförtlein finden?

Bald lief es wie eine schwatzende Welle durch die Stadt, daß es sehr schlecht um den Doktor stehe, zumal auch die Regierung, die dem Sturm in der Stille erhöhte Bedeutung beilegen mochte, einen Bericht über die Revolution in Frankenthal eingefordert hatte. Der Amtsrichter Schimpf lächelte, wenn er befragt wurde, aus jenem vielsagenden Schweigen heraus, auf dem das Siegel eines Amtsgeheimnisses zu ruhen scheint. Er sah sich schon hoch oben auf der Spitze jener Staffel stehen, die vor jedem Beamten in einen Himmel exklusivsten Glückes emporragt, wo Minister wie Sonnen lächeln und die Kreuze, die leicht zu tragen sind, in der Nähe des Herzens auf Fräcken und Bratenröcken funkeln.

In der Seele des Gefangenen aber folgten auf den Grimm der Empörung Tage tiefster Niedergeschlagenheit. Er war an freie Bewegung in frischer Luft und gleichmäßige Tätigkeit gewöhnt, und nun sah er sich zu einer Haft verdammt, die ihn immer wieder auf seine eigenen Gedanken zurückführte. Er begann über das Vergangene zu grübeln, und nach einigen Tagen schlug seine Dumpfheit in einen Zustand überreizter Geistestätigkeit um, die von alten Bitternissen und Demütigungen nicht loskam. Warum war seinen Bemühungen der Erfolg versagt geblieben? Warum kam ihm, der doch nur das Beste wollte, kein Mensch mit offenem Herzen entgegen? Warum mußte er, der nur das Erreichbare erstrebt und anempfohlen,

diese Ungerechtigkeit erleben? In einer Aufwallung ingrimmigen Trotzes ließ er sich einen Pack sozialistischer Schriften kommen, deren Titel ihm aus der Tagespolemik der Zeitungen her geläufig war; aber diese Bücher starrer Denker, denen das Leben zu einer Formel wurde, mit der sie diese Welt aus den Angeln zu heben gedachten, vermehrten nun seine Unsicherheit. Sie sprachen da, wo sie diese Welt zu richten unternahmen, von einem Hintergrunde aus, den er nicht aus eigener Anschauung kannte, weil das, von dem sie ausgingen, nicht mehr mit der ewigen Natur in inniger Verbindung stand und sein Gesetz von tausend Bedingungen empfing, denen der einzelne machtlos gegenüberstand. Ein Grauen faßte ihn vor der Welt, in der jede Seele nur eine Ziffer war, und die zahllosen Fäden, die bald die ganze Welt umspannen, erschienen ihm wie die feinen Fäden eines ungeheueren Spinnennetzes, in dem er selbst gefangen saß.

Einige abgerissene Worte des Freiherrn von Usedom über das wirre Wesen dieser Welt tauchten in ihm auf und erhellten ihm plötzlich weite Gebiete dieses Lebens, wo alles so seltsam verwoben schwankte. So kam er aus dem Wirrwarr der Fragen, die doch nur Urteile über ein gehemmtes Leben waren, immer wieder auf Persönlichstes zurück. Wenn er irgendeiner Demütigung gedachte, überzog eine brennende Röte sein Gesicht, und die Frankenthaler im besonderen erschienen ihm samt und sonders als verbissene Feinde, die er doch nicht treffen und verwunden konnte. Wie ein krankes Tier ging er stundenlang in dem nackten Raume der Gefängniszelle auf und ab, in die zuweilen das Geschrei spielender Kinder seltsam klar und fremd heraufklang.

Zum Bedauern einiger Stadtbürger und Beamten, die es gerne gesehen hätten, wenn der Wühler vor ein Kollegium gelehrter Richter gekommen wäre, wurde die Sache vor das Schwurgericht verwiesen. Die Persönlichkeit des Vorsitzenden, des alten Oberlandesgerichtsrates Bletzwieser, bot allerdings Gewähr, daß der Prozeß wenigstens lustig verlaufen werde; denn der Gerichtsherr war wegen seiner Schnurren und salomonischen Urteile in der Stadt und im Hinterlande berühmt und ein echter Wahlfrankenthaler aus der bessern alten Zeit.

Inzwischen aber hatten sich die Wogen der Empörung in der Stadt doch etwas verlaufen, und es war nur ein seichtes Wässerlein zurückgeblieben, über das hinweg sich die beiden Welten der inneren Stadt und der Hadmarshelle mit den frühern Blicken maßen. Die kleinen Leute besannen sich auf das Anhalten und die Reden des Doktors und begannen nachdenklich zu werden; die großen schüttelten die länglichen Köpfe und meinten, alles sei bei dieser Sache doch nicht richtig.

So ging Ostern vorüber, und die ersten schimmernden Maitage zogen leuchtend in das Land.

Am Tage der Verhandlung, die durch die Anwesenheit eines Vertreters der Regierung, des bekannten Agrarpolitikers Bohnenberger, und des Abgeordneten Rettinger noch an Interesse gewann, summte das alte Gerichtsgebäude, das frühere Kornhaus der freien Reichsstadt, wie ein aufgestörtes Wespennest. Die Geschworenen, Gewerbetreibende und ein Großbauer der Gegend, saßen mit frisch rasierten Gesichtern auf der erhöhten Bühne des dunkel getäfelten Gerichtssaales und musterten das Häuflein der Angeklagten und besonders den Doktor, von dem

so viel die Rede gewesen, mit den eigentümlichen Blicken versteckter Unsicherheit. Was sie am wenigsten begriffen, war der Umstand, daß der Doktor keinen Anwalt genommen, sondern den Entschluß geäußert hatte, sich selbst verteidigen zu wollen.

Die Verhandlung nahm unter der kundigen Leitung des Oberlandesgerichtsrates Bletzwieser sofort den Aufschwung eines heiteren Spiels. Der kleine Gerichtspräsident, von dem die Fernerstehenden nur einen glänzend glatten Schädel und eine goldene Brille sahen, ließ sich die Reden des Doktors und des Hausier-Välte von einem halben Dutzend der Angeklagten erzählen, und wenn eine neue Variante aufklang, warf er selige Blicke nach rechts und links auf die anderen Herren des Gerichtshofes. Selbst das schroffe Verhalten des Doktors vermochte dieses Lächeln nicht zu dämpfen, von dem die Geschworenen nicht wußten, wie sie es deuten sollten. Dieses Lächeln wurde noch sonniger, als die Vernehmung der Belastungszeugen begann. Während die Angeklagten aus der Hadmarshelle alle mit rührender Übereinstimmung erklärten, sie hätten sich bei der ganzen Sache überhaupt nichts gedacht und seien eben mitgelaufen, brachten die Aussagen der Zeugen sofort eine vergnügliche Unsicherheit in den Gang der Verhandlung: die geschwätzigen Männer, die jedem Verdacht des Untersuchungsrichters zugestimmt und ihm jedes Wort von dem Munde genommen hatten, schienen unter der Bürde ihres Eides auch einmal an Gedächtnisschwäche zu leiden und waren zu keinem sicheren Ja und Nein zu bringen. Über die Trinker der Gramlichschen Weine wußten sie so wenig zu sagen wie über die Tatsache, daß der Doktor bis zuletzt in dem bedrohten Hause

des Gründers der Fabrik ausgehalten hatte. Selbst der Polizeidiener Schlegelmilch, der den lächelnden Blick des Vorsitzenden nicht aushalten konnte, weil er wußte, daß jener seine Schwäche, ein gutes Schöppchen zu viel, seit Jahren kannte, wußte nicht anzugeben, ob er wirklich infolge eines Stoßes oder von selbst gefallen sei. Ein Frankenthaler Zeuge glich dem andern in ganz erstaunlicher Weise. Die Siebengescheiten erkannten lächelnd ihre alten Duckmäuser wieder und fanden hierin eine Art diebischen Vergnügens, das wie ein goldenes Fädchen zu den himmlischen Abenteuern früherer Zeit hinüberleitete.

Nur Herr Gramlich, an dessen Leib der Putsch ausgegangen war, benahm sich seiner eigenen und der Würde des Gerichtshofes angemessen. Er blieb nicht an seinem eigenen Peche haften, sondern erhob den traurigen Fall in das Allgemeine und Zeitgeschichtliche, aus dem das Ewige sich bildet. Er zollte dem Charakter des Doktors alle Ehren; er erklärte ihn für unschuldig; aber er mißbilligte dessen Ansichten und vor allem seine politische Tätigkeit, die vielleicht nur der Verkennung der realen Frankenthaler Verhältnisse entsprang. Er zeigte dem hohen Gerichtshof, daß er nicht fähig sei, in kleinlichen Fragen aufzugehen: er bat um die mildesten Strafen für die Schreier, denen sein Steinwein, sein Leistenwein und seine Burgunder so gut geschmeckt hatten. Als Vertreter des liberalen Weltgedankens packte er die einzige Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, am Schopfe, und der hohe Gerichtshof bekam zu hören, wie die leidige soziale Frage zu lösen sei. Trotz aller Ermahnungen des Vorsitzenden, bei der Stange zu bleiben, ließ er es sich nicht nehmen, den Fall von allen Seiten zu be-

leuchten, und das Licht, das auf seine runde Persönlichkeit fiel, nahm der großen Klarheit seiner Weltanschauung nichts von ihrer Helle.

Unter den Entlastungszeugen, auf die der Doktor nur als Kenner seiner Gesinnungen zählen konnte, erregte Georg, der sich freiwillig gemeldet hatte, das allgemeine Interesse. Er sprach mit scharfer Stimme und schilderte das Gespräch, das er an dem verhängnisvollen Abend mit dem Doktor geführt hatte, sowie dessen Gesinnungen, die er von einem langen Verkehr her zu kennen glaubte. Als er geendet hatte, ging er auf den Doktor zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Zum größten Erstaunen des Publikums und des Gerichtshofes meldete sich in diesem Augenblick eine weitere Zeugin: Marie Vollrath. Mit leicht geröteten Wangen, ohne den Doktor anzusehen, erklärte sie, warum sie sich erst jetzt melden könne; sie sei erst von einer Reise zurückgekommen, fühle sich aber verpflichtet, alles zu sagen, was sie aus früheren Gesprächen mit dem Doktor, der ihren seligen Vater behandelt habe, über die Ansichten des Doktors wisse. Der alte Bletzwieser schüttelte über diese Zeugenschaft den Kopf; aber er ließ Marie reden und kniff nun das linke Auge zusammen, als die Zeugin, deren Gesicht wie eine Rose erglühte, erklärte, sie halte es für ausgeschlossen, daß der Doktor einer Handlungsweise fähig sei, wie man sie ihm zuschreibe, besonders, da es sich um einen Nachbarn handle. Als Marie geendet hatte, waren die Frauen unter den Zuhörern längst einig, daß da eine Verlobung im Anzug sei, und Herr Gramlich konnte sich nicht enthalten, seinem Nachbarn, Georg von Büttner, ins Ohr zu flüstern, daß diese

Frankenthalerin Stil habe. Ein brennendes Gefühl der Eifersucht war in Georg rege; als aber Maries Augen beim Zurücktreten seinem Blick begegneten, umspielte der Schimmer eines kaum merklichen Lächelns ihren Mund, und es war ihm plötzlich, als säße er nicht mehr unter Menschen, sondern in einem Licht, um dessen Heimlichkeit er nur allein wußte.

Auch den Doktor Merkel hatte eine Woge jähen Glückes überflutet, als er die geliebte Gestalt vor dem Gerichtshofe stehen sah und mit tiefer, klangvoller Stimme sprechen hörte. Das dumpfe Grübeln langer, trüber Tage wich mit einem Schlage einer tiefen Klarheit, die über einem dumpfen Grolle schwebte; denn das Gefühl, daß er doch vor lauter Feinden stehe, verließ ihn keinen Augenblick und erfüllte ihn mit einem trotzigen Mute, den die haßvolle Erinnerung an das Erduldete noch stachelte. Er hielt seine Augen gesenkt, als Marie zurücktrat und langsam hinausging; er dachte nur daran, den ersten Anblick und die erste Freude in der Seele festzuhalten.

Der Vertreter der Staatsgewalt hielt indessen seine Klage aufrecht. Er schilderte das Leben des Doktors, des verbohrten Menschenfeindes, seine Agitation und Wühlerei, und nahm dann den Flug in freiere Höhen, wo der Flügelschlag der Zeitprobleme hörbar wurde. Dann griff er wieder hinein in die Verwirrung dieser Zeit, die sich vermaß, das soziale Chaos heraufzuführen, ohne Sinn für die eisernen Notwendigkeiten eines historisch bedingten Lebens. Er fürchtete sich nicht; er malte das Rote rot und das Schwarze schwarz, und was er über die Frankenthaler Volksseele, über Massenpsychose und -psychologie einfließen ließ, erfüllte die Geschworenen

mit der Ahnung eines Unbestimmten, wie man ein Geläute hört, ohne zu wissen, wo die Glocken hängen. Auffällig war während dieser Rede nur das Verhalten des Gerichtspräsidenten: er schien auf einmal taub geworden zu sein; denn seine rechte Hand hielt er wie eine Schallmuschel an sein breites Ohr, damit ihm ja kein Windchen der verzapften Weisheit verloren gehe. Er nahm seine Hand erst weg, als der Vertreter der Staatsgewalt mit einem Appell an die Gesinnung der Geschworenen, denen es obliege, über eine Zeitkrankheit zu Gericht zu sitzen, und, soweit es sich um den Doktor handle, mit dem Antrag auf das höchste Strafmaß, zwei Jahre Gefängnis, schloß. Die Mitangeklagten erhielten, als Verführte, geringere Strafen in Aussicht gestellt.

Der Doktor Merkel krampfte während dieser Rede hie und da die Hände zusammen, wie wenn er einen Vogel packen wolle; die Worte der Anklage fielen nun wie allgemeine Äußerungen eines beschränkten Gegners in den Glanz des Wundersamen, das ihn mit Verwirrung und doch mit einer entschlossenen Ruhe erfüllte. Wenn es denn sein mußte, wollte er sein Tiefstes hier enthüllen. Die bäuerische Furcht, als überspannt zu gelten, die ihn im Verkehr mit stumpfen Menschen oft genug geleitet hatte, war von ihm gewichen. Hier, wo sein Leben in den Schmutz gezogen und die Zeit krank gescholten wurde, durfte er sein Sternbild einer großen Menschenhoffnung an den Himmel hängen und dem stumpfen Chor verkünden, daß es nur eine soziale Frage gebe, die Bodenfrage, als das ewige Problem des Bundes zwischen Erde, Kapital und Arbeit; nur wer ein Anrecht auf den mütterlichen Boden besaß, konnte wachsen, blühen und

gedeihen in der ewigen Reihenfolge der Geschlechter. Er war es seiner Hoffnung und seiner eigenen Seele schuldig, die in diesem Augenblicke jede Schmähung als Genugtuung empfand, kein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Ruhig ließ er seine Blicke über den Gerichtshof und die Geschworenen schweifen, die ihn wie aus einer kalten Ferne anzublicken schienen. Als ihn der Vorsitzende aufforderte, dem Gerichtshof zu sagen, was er zu seiner Verteidigung vorzubringen habe, stand er langsam auf. Seine Hände zitterten unmerklich. Eine kleine Weile blieb er mit gesenkten Blicken stehen; dann begann er mit leiser, stockender Stimme zu reden. – Der Oberlandesgerichtsrat Bletzwieser aber hielt nun seine linke Hand an sein Ohr, um kein Wort der Weisheit zu verlieren, die von einer andren Seite kam.

Noch ehe der Staatsanwalt zu Ende gekommen war, hatte Georg den Saal verlassen; es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt der Gestalt nach, die er in einem fort vor seinen Augen stehen sah. Auf dem Gang blieb er eine kleine Weile stehen, damit niemand glauben könne, er sei Marie nachgegangen. Er durchlief die leeren Gänge des Gerichtsgebäudes, ohne sie zu finden, und betrat die Straße und den Weg, den sie genommen haben mußte. Als er sie auch hier nicht sah, eilte er wieder zurück in das Gerichtsgebäude. Er suchte sie vergeblich in dem Raume, der den Zeugen angewiesen war; er fragte einige Eckensteher, ohne erfahren zu können, ob sie noch im Gerichtsgebäude weile. Dann lief er wieder die Treppe hinab, weil es ihm plötzlich einfiel, daß das alte Kornhaus zwei Ausgänge habe, um unten auf Marie zu warten. Doch

eine Viertelstunde nach der anderen verrann, und die Ersehnte ließ sich nirgends blicken.

Eine lärmende Menge, die das Treppenhaus erfüllte, riß ihn aus diesem Warten. Er brauchte nicht zu fragen, was der Lärm bedeutete: es klang ihm aus den aufgeregten Reden der Herabsteigenden deutlich entgegen, daß ein paar Frankenthaler sitzen mußten, der Doktor aber freigesprochen worden war.

Männer und Weiber schnatterten in voller Aufregung durcheinander: „Der konns.“ „Drei Wochen für den Kaspar is aa ze viel.“ „Un zuerst hot er sou gstottert, daß mer gmant hot, er könnt net gicks und net gacks soge.“ „Der Gramlichs-Välte is heut a in kanere gute Haut –“

Georg eilte die Treppe so rasch hinauf, als es in dem Gedränge möglich war. Aber der Sitzungssaal war leer, und ein Gerichtsdiener, der die Fenster öffnete, erzählte ihm, der Herr Geheimrat Bohnenberger habe den Doktor sofort angesprochen und sei mit ihm in das Zeugenzimmer gegangen.

Einen Augenblick dachte Georg daran, seinen Hausgenossen in ihrer Wohnung zu erwarten, um ihm Glück zu dem Ausgang des Prozesses zu wünschen; dann aber schien es ihm doch schöner, das Glück, Marie gesehen zu haben, unberührt in seine Birkenfelder Einsamkeit zu tragen.

Als er aber den Weiler betrat, fand er einen Eilbrief vor, der ihn wegen einer Geschäftssache sofort nach Würzburg heimrief. Er unterdrückte einen Fluch: sollte er den Kelch der Bitternisse noch nicht ganz ausgetrunken haben? –

Sechzehntes Kapitel

Der freiherrliche Schulmeister von Usedom vermochte nicht zu leben, ohne alles, was in den Kreis seines kriegerisch gestimmten Bewußtseins trat, mit den höchsten und letzten Dingen in Verbindung zu bringen. Und so konnte er denn auch Frankenthal, wenn es ihm gefiel, zu einem Mittelpunkt der Welt machen, von wo aus man nicht nur nach Rom und Jerusalem gelangte, sondern wo auch die Wiederkehr des Gleichen ihre stilleren Feste feierte. Der hellenische, der altgermanische und der christliche Olymp, wie der Baron unter Brüdern den Himmel zu nennen pflegte, lebten in Frankenthal auf eigene Weise fort. Die alten Obstlerinnen, die mit verfrorenen Händen am Marktplatz hockten, waren die Nornen, die den vorübergehenden Nichtkäufern dunkle Worte nachriefen, deren Klang und Goldgehalt nur die eingeborenen Frankenthaler zu würdigen verstanden. Die Kämpfe, welche sich die Schuljugend im Hofe des Gymnasiums in den Unterrichtspausen lieferte, waren ganz homerischer Art, und der freiherrliche Professor des Französischen pflegte beizufügen, dieses Geraufe sei aber auch das einzig Klassische, was in und an der Schule zu finden sei. Die Götter des achtzehnten Jahrhunderts waren zwar mit rosigen Füßen aus den Wolken leichten Puders entwichen; aber ihre Behausung Monrepos träumte noch immer im Schatten eines uralten Parkes, und das Gelächter, das ein oder das andere Gemach zu hören bekam, war immer noch ein zartes Echo aus den olympischen Zeiten, da der hinkende Schmied Hephästos Venus und Mars in seinem Goldnetz gefangen hatte und dem lachenden Göttergesindel der Unsterblichen

ein schimmerndes Schauspiel gab. Und wenn der klassische Ideenrichter aus der blühenden Welt unvergänglicher Gestalten in das grauere Reich der Gedanken herniederstieg, fand er wieder die Erinnerung an ein köstliches Menschheitserbe: denn in jedem Frankenthaler steckte, so behauptete der Freiherr, neben einem kleinbürgerlichen Epikuräer ein heimlicher Hegelianer, der, allem Geschimpfe zum Trotz, alles Wirkliche für vernünftig hielt. Die kleinstädtischen Duckmäuser hatten, ohne es zu wissen, die Entwickelung der deutschen Philosophie mitgemacht: aus den glucksenden Zynikern, die ihrem Mohren auf dem Turme das Zungenrecken überließen, seien ganz allmählich öde Realisten geworden. Ob sie damit einen Schritt aufwärts oder abwärts getan, bliebe der Geschichte deutschen Geistes und Gemütes zur Entscheidung überlassen; denn ob das Pfeifen auf die Welt eine höhere Manifestation des Weltgeistes sei als die Vergötzung des Daseins, harrte zur Stunde noch der meisterlichen Entscheidung.

Im stillen waren die Frankenthaler jedoch von jeher säuerliche Halbplatoniker gewesen; denn den meisten schwebte das leuchtende, nie verwirklichte Urbild eines Gewächses lockend über dem Gehege der werdenden Ernten. Nur die ältesten Schoppenstecher, denen die Erinnerung den Glanz der duftigsten Weine noch vertiefte, wagten brummend anzudeuten, jenes Urbild sei schon einmal in die Erscheinung geflossen und perlend über ihre Zungen gelaufen. Doch hatte es sich leider immer wieder in den Himmel jener Ideale geflüchtet, der sich glänzend über der Menschheit wölbt, damit ihr Rausch und Reden niemals ausgehe.

Das Verhalten der Bürgerschaft nach dem vielbespro-

chenen Prozesse schien die Ansicht des Barons über die heimliche Hegelei der Frankenthaler allerdings zu bestätigen. Herr Gramlich konnte es sich nicht verhehlen: man wagte es, ihn seit jenen Tagen einigermaßen mit scheelen Augen anzusehen, und die alte Ansicht, daß er allein an dieser ganzen Geschichte schuld trage, begann im Volke wieder aufzuleben. Er fing an, sich allerlei Gedanken über die Undankbarkeit des Pöbels zu machen, der ja, wie jedermann wisse, weit in des Lebens Höhen hinaufreiche. Selbst das Bewußtsein, daß es ihm gelungen war, einen Teil der Aktien, die Georgs Vater besessen, nach der Hochwasserkatastrophe zu einem recht annehmbaren Kurse in seinen Besitz zu bringen, vermochte ihn nicht über die entschwundene Volksgunst und Gründerherrlichkeit zu trösten. Der Feind war im Lande und der Zauber des seligen Lebens gebrochen.

Ohne es sich selbst einzugestehen, suchte er nun in nähere Fühlung zu den hochmögenden Beamten zu kommen; doch auch bei ihnen fand er jene angesauerte Zurückhaltung, welche die bewußten Vertreter des Staates und seiner Herrlichkeit ziert und erhebt. Dann suchte er Gesellschaften auf, die er früher niemals seiner gebildeten Gegenwart für wert gehalten hatte, und unermüdlich schwätzend kam er immer wieder auf das Unglück zu sprechen, das ohne seine Schuld der Stadt widerfahren sei. Dabei dachte er Tag und Nacht allein nur daran, wie er es anfangen müsse, um seine frühere Stellung in Frankenthal wiederzuerobern und Rache an den öden Spießern zu üben, die unfähig waren, einen Schicksalsschlag aus der Höhe herab zu betrachten.

Als er eines Tages auf einem einsamen Spaziergange

an den Erdhügeln im Stöckicht vorbeiging, durchblitzte ihn der Gedanke, daß es vielleicht gut sei, den schlafenden Altertumsverein für Kleinfranken aufzuwecken und unter dessen Flagge auf eigene Kosten Ausgrabungen zu veranstalten. Er sah im Geiste schon das Auge Deutschlands auf sich gerichtet und lange Scharen seliger Frankenthaler mit Kind und Kegel die schattigen Pfade hinaufziehen, um Zuschauer einer Tätigkeit zu sein, die nur einen Ausdruck des ewigen Idealismus deutschen Geistes bedeutete, weil kein Profit, oder höchstens ein Orden dabei zu holen sei.

Am gleichen Abend noch besprach er die Angelegenheit mit dem Rektor Leimbach und einigen Gymnasiallehrern bei einem Schoppen Klingenberger, und der übernächste Tag überraschte die Frankenthaler mit einem Artikel des „Fränkischen Boten", in dem auf die unvergleichliche Bedeutung der kleinen Städte für die vaterländische Geschichtsforschung hingewiesen und zugleich der Plan des großmütigen Herrn Gramlich in das hellste Licht gesetzt wurde. Die Frankenthaler lasen es mit Erstaunen, daß ein solcher Opfermut in ihrer Mitte flammte; nur einige Regenpfeifer wagten flüsternd anzudeuten, der Gramlichs-Bälte, den man ja kenne, denke nur daran, wie er seinem Nachfolger, der sich über den schlechten Geschäftsgang beklage, eine Gelegenheit öffnen könne, seinen Krätzer an Ort und Stelle zu verzapfen. Obwohl sie Philosophen waren, glaubten sie doch nie und nimmer an die Identität der Weine, die in den kühlen Kellern Frankenthals ihres fließenden Schicksals harrten.

Indessen verstrich noch eine ganze Maienwoche, ehe die Ausgrabungen im Stöckicht oben in Angriff genommen

werden konnten. Endlich, an einem schönen Vormittage, zog der gesamte Vorstand des Altertumsvereins aus, um dem ersten Spatenstich zuzusehen. Allen voran schritt der Rektor Symphorian Leimbach, und ihm folgten, würdevoll schweigend, die anderen Herren. In feierlicher Stimmung umstanden sie das unbefleckte Hügelfeld des Todes, dessen Lage und Beschaffenheit die berufene Feder des Schriftführers Väth kurz vorher noch einmal aufnahm; dann fuhr der erste Spaten in die grünen Hügel, auf denen das wehende Gras der Vergessenheit wuchs. Die Arbeiter, denen, als echten Enkeln der Zungenlecker, diese ganze Geschichte ungeheuer spaßig vorkam, arbeiteten mit großer Wichtigkeit. Schon nach einer Viertelstunde wurden die bescheidenen Reste eines Mäuerchens bloßgelegt, die Herr Gramlich sofort für die Trümmer eines römischen Kastells erklärte, und auch der Herr Rektor hatte, als staatlicher Vertreter des klassischen Altertums, nicht das mindeste gegen die römische Herrlichkeit einzuwenden. Nach zwei Stunden weiteren Grabens, gerade, als der Vorstand beim Frühschoppen saß, wurden einige Tonscherben ausgegraben, die von Hand zu Hand wanderten und auf den Mienen des Ausschusses erwartungsvollen Ernst entzündeten. Der Rektor flocht sogleich eine Abhandlung über antike Vasen in die Erörterung über Herkunft und Bedeutung der unvergleichlichen Funde, die der Urheber dieser wissenschaftlichen Grabarbeit sofort dem neuzugründenden Museum vermachte.

Endlich, gegen zwölf Uhr, als die Augen der Vorstände begannen, sehnsüchtig in die Tiefe zu starren, wo der blaue Küchenrauch langsam in Ringeln emporstieg und aller-

lei Leckeres versprach, stieß ein Arbeiter auf das Bruchstück eines rostzerfressenen Schwertes.

„Ein Skramasax!“ entschied Herr Gramlich, der am Tag zuvor einen Artikel über fränkische Gräberfunde gelesen hatte und nun das Bruchstück mit Ehrfurcht in die Hände nahm.

„Erlauben Sie,“ wandte der Rektor ein.

„Ich habe gar nichts zu erlauben,“ sagte Herr Gramlich; er war nicht im mindesten gesonnen, sich seinen Skramasax verderben zu lassen.

„So einfach liegt die Sache denn doch nicht, mein verehrter Herr Gramlich,“ wandte der Rektor, der vergebens versuchte, das rostige Eisenband in seine Hände zu bekommen, mit süßer Stimme ein.

„Hier hat eine höhere Autorität zu entscheiden,“ entschied Herr Gramlich. „Ich werde das Stück an die Universität in Altdorf schicken. Ich denke, meine Herren, wir setzen unsere Arbeiten für ein paar Tage aus. Es ist von Wichtigkeit, daß wir gleich aus dem Munde einer anerkannten Autorität erfahren, vor welcher Epoche wir stehen. Heute noch werde ich den Skramasax“ – hier blickte er den Rektor herausfordernd an – „nach Altdorf abgehen lassen. Der berühmte Professor Rummel soll entscheiden, wessen Blick hier das Richtige getroffen. Oder ist vielleicht auch der keine Autorität?“

„Dies hab ich nicht gesagt; indessen möchte ich mir erlauben zu bemerken, daß nur eine Besichtigung des Gräberfeldes gestattet, ein sicheres Urteil abzugeben,“ entgegnete der Rektor nun im Tone eines erregten Schulmonarchen, der gewohnt ist, keinen Widerspruch zu finden.

Herr Gramlich zuckte verächtlich die Achseln: „Wir

werden ja sehen." Und feierlich, wie ein Priester, der das Opferschwert an den Altar der Wissenschaft trägt, begann er den Abstieg, während der Rektor zornbebend zurückblieb und einigen Herren diese laienhafte Anmaßung in das hellste Licht setzte.

Die kühle Antwort des Herrn Professors kam erst nach acht Tagen: er könne dem Funde keine besondere Wichtigkeit beilegen. Wahrscheinlich stamme das zerfressene Bruchstück aus dem Dreißigjährigen Kriege, der ja in der Gegend schwer gewütet habe.

„Pedant!" kam es über die Lippen des achselzuckenden Herrn Gramlich, als er den schwer entzifferbaren Brief gelesen hatte. „Was kann auch von einer Universität Gutes kommen, wo die ordentlichen Professoren nichts Außerordentliches und die außerordentlichen nichts Ordentliches leisten!"

Und er machte noch auf andere Fälle, wie auf den Fall Robert Mayer, aufmerksam, in denen sich die offizielle Wissenschaft vor der ganzen Welt lächerlich gemacht habe. Ihm durfte man nimmermehr mit einem solchen Schlagwort kommen, ihm, der die einzige Methode erfunden, wie man das Wetter sicher voraussagen könne, indem man nämlich konsequent das Gegenteil von dem ankündige, was die offiziellen Wetterwarten zu prophezeien pflegen; ihm, der bei einem Streite über die Herkunft der elftausend Jungfrauen, die zu Köln am Rhein in Heiligkeit begraben liegen, den sicheren Nachweis geführt hatte, daß jedenfalls keine Frankenthalerin unter jenen Heiligen gewesen war.

Er beschloß, die Ausgrabungen am nächsten Tage mit neuem Eifer aufnehmen zu lassen.

Tag für Tag gruben nun die Arbeiter in seiner anfeuernden Gegenwart laut und leise im Schweiße ihres Angesichts; ein Grashügel nach dem andern mußte sein Geheimnis preisgeben, aber kein weiterer Fund wollte sich zeigen. Als die Frankenthaler von diesem widerspenstigen Verhalten der Gräber Wind bekamen, begannen sie die Ohren erst zu spitzen; denn ein solches Graben für nichts und wieder nichts schmeckte ihnen besser als Hasenpfeffer, dergleichen ihnen nicht jedes Jahr geboten wurde, obwohl sie von altersher nicht unbedenklich an der deutschen Festwut litten. Wer nur über ein Stündchen freie Zeit verfügen konnte, wanderte hinaus in das Stöckicht, um sich den Fortgang der Arbeit und den Herrn Gramlich anzusehen, der wie ein Feldherr auf den Trümmern der Vergangenheit umherschritt und hier die Arbeiter anfeuerte und dort einem Frankenthaler die Bedeutung der Altertumswissenschaften klar zu machen suchte. Er hatte seinen Vortrag schon so viele Male zum besten gegeben, daß er ihn zuletzt mit Sicherheit auswendig konnte und, um des eigenen Vergnügens willen, kühne Verzierungen und Variationen anbrachte. Er erhob Begriff und Bedeutung der Archäologie in jene Höhen, wo auch für die exakteste Wissenschaft der Schwindel beginnt, und wurde nicht müde, die Wichtigkeit der Städte mit historischer Vergangenheit in immer hellerem Lichte erstrahlen zu lassen.

Selbst der Umstand, daß er eines schönen Tages auf dem Wege zu dem Gräberfelde seine Tochter Hulda, die ihm vorausgegangen war, mit dem Buchhändler Väth, einem Zugezogenen, im zärtlichsten Austausch von Küssen überraschte, vermochte seine Feierstimmung nicht auszulöschen. Warum sollte es ihm besser gehen als den vielen

Vätern, die schwer unter der Unbotmäßigkeit der modernen Jugend seufzten? Hatte er nicht jüngst das erlösende Wort für diese Zustände gefunden, indem er das bürgerliche Jahrhundert noch vor Torschluß in ein proletarisches umtaufte? Worin bestand denn sicherlich das Wesen eines solchen Unwesens, wie es der Prolet darstellt? In nichts anderem als in dem Mangel jeglicher Tradition und jeglicher Ehrfurcht! Er überging in Gedanken den Frankenthaler Witz, den diese Umtaufe gezeitigt: nämlich, daß er, von seinem früheren Berufe her, das Taufen verstehen müsse, und er überließ sich einer nicht unsüßen Melancholie, aus der ihn der Anblick der aufgewühlten Grabhügel in eine schöne, hochgespannte Gegenwart zurückführte. –

Die Arbeit nahm indessen Tag für Tag ihren gleichmäßigen Fortgang. Ganze Gesellschaften, der Turnerbund, die Liedertafel, das Casino, der Glanz und das Glück von Frankenthal ließen sich in der Nähe des klassischen Trümmerfeldes auf dem lichtgrünen Waldgrase nieder, um das jährliche Maifest in dem duftenden Buchenschlag zu feiern. Die Stadtkapelle machte einen Ausflug an die Stelle der Gräberfunde. Die studierende Jugend zog auf die grabgeweihte Höhe, während die Väter, wie die Götter des Olymps, bei einer duftigen Bowle im Schatten des leuchtenden Gezweiges saßen und als unparteiische Zuschauer die Zeit vertranken. Die Lehrer der Volksschule und des Gymnasiums pilgerten an schönen Nachmittagen mit ganzen Klassen herauf, um den angehenden Gelehrten und Bürgern Anschauungsunterricht zu erteilen, und sogar die Ackerbürger machten bei der Heimkehr vom Felde einen Umweg, um einen Blick auf die Gramlichsche Narretei

zu werfen. Der ganze Wald widerhallte von dem fröhlichen Gelächter eines ununterbrochenen Volksfestes, von Musik, Gesang und Tanz und geheimnisvollen Flüsterlauten. Je länger das Gesicht des Herrn Gramlich wurde, desto runder wurde die Freude an dem Heidenspaß, der kein Ende nehmen wollte.

An dem Tage, da der letzte Grabhügel dem Frankenthaler Leben seine Geheimnisse ausliefern sollte, kam Georg in trübster Stimmung von Würzburg zurück: alles war so ausgefallen, wie er es in einer Stunde trüber Ahnung vorausgesehen hatte. Die Gläubiger waren so ziemlich zu ihrem Geld gekommen; aber die Angestellten des Hauses sahen sich ohne Stellung, und ihm selbst war nichts geblieben als ein Teil der Einrichtung, die von seiner Mutter stammte, und sein kleines Erbe, dessen Zinsen er seit Jahren bezogen hatte. Sie reichten kaum für die allernotwendigsten Verbesserungen des Hofes, wenn er wirklich geneigt sein sollte, als Bauer darauf sitzen zu bleiben, und es schien ihm fast besser, die angezahlte Summe fahren zu lassen und in Amerika sein Glück zu versuchen.

Langsam stieg er durch das lichtgrüne Stöckicht empor. In Frankenthal hatte er von der Graberei erfahren, und einen Augenblick gelüstete es ihn, das alte Gräberfeld zu besuchen; dann aber schien es ihm ganz unleidlich, jetzt mit Menschen in Berührung zu kommen, und er schlug einen steilen Seitenpfad ein, der ihn im Zickzack rasch auf die Höhe führte. Mit gesenktem Blick ging er auf einem schmalen Holzweg, der dicht mit jungem, zarten Gras und kleinen Waldblumen bewachsen war, waldeinwärts der freien Hochebene zu.

Ein Rascheln in den Zweigen schreckte ihn aus seinem

Sinnen, und aufschauend sah er sich einer Gestalt gegenüber, deren Anblick ihn mit jäher Verwirrung erfüllte. Es war Marie Vollrath, die in schwarzem Kleide, etwas abseits vom Wege, im Schatten eines großen, lichtgrünen Haselbusches stand. In der rechten bloßen Hand hielt sie ein kleines Sträußlein aus blauen Waldwicken und Maiglöckchen, deren weiße Träubchen hier und da schon aus dem Gewirre der glänzenden Blätter aufleuchteten.

Er lüftete seinen Hut und grüßte sie mit klangloser Stimme, während ein schüchternes Lächeln der Verlegenheit seinen Mund umspielte. Sie erwiderte den Gruß mit einem leichten Nicken und begann hart am Rande des Gebüsches auf dem teppichweichen Graspfad vorwärts zu gehen. Schweigend und mit gesenkten Blicken schritt er, ohne um Erlaubnis zu fragen, neben ihr her.

„Was mag sie wohl denken?“ fragte sich Georg, während ihm das leise Rascheln ihres Kleides in den Ohren lag und die Erinnerung an jene Flutnacht seltsam in ihm wogte.

Marie war es, welche zuerst das Schweigen brach. „Es gibt schon Maiglöckchen,“ sagte sie mit leiser Stimme, indem sie das Sträußchen an ihren Mund preßte und langsam den feinen Duft der weißen Blüten einsog.

„Wirklich?“ erwiderte er, seltsam glücklich über diese Bemerkung, wobei ihm auffiel, daß ihm der Klang seiner eigenen Stimme fremd erschien.

„Sie kommen wohl von der Graberei,“ fragte er endlich, indem er sie von der Seite ansah.

„Ach nein. Ich mache gerne einen Spaziergang ganz allein. Ich hatte vor, die Scharlachschusterin zu besuchen.“

„Da haben wir den gleichen Weg.“ Und da sie nichts entgegnete, fuhr er fort: „Es freut mich so sehr, daß ich Sie noch einmal gesehen habe. Ich kann Ihnen bei dieser Gelegenheit Adieu sagen. Ich habe vor, die Gegend zu verlassen; wahrscheinlich sehr bald!“

Sie antwortete nichts als: „So, Sie reisen ab,“ und es war ihm unmöglich, aus dem Klang ihrer Stimme zu entnehmen, ob sie mit voller Gleichgültigkeit gesprochen habe oder nicht. Nachdem sie noch eine kleine Weile schweigend nebeneinander hergegangen waren, blieben sie vor einer Lichtung stehen, durch die eine blendende Fülle goldenen Lichtes auf den Waldpfad hereinfiel.

„Ich – ich habe sehr oft an jene Sturmnacht gedacht,“ sagte er mit bebender Stimme, den Blick auf den Saum ihres Kleides geheftet.

„Haben Sie?“ entgegnete sie, kaum hörbar, und ein feines Rot floß wie ein hauchzarter Purpurschimmer über ihre Wangen.

„Ich hätte Ihnen so viel zu sagen,“ fuhr er hastig fort.

Sie entgegnete nichts. Mit der rechten Hand pflückte sie, ohne aufzusehen, ein junges Buchenblatt und ließ es auf den Waldboden fallen.

„Es war sehr schön von Ihnen, daß Sie sich als Zeugin gemeldet haben.“

„Ich habe nur meine Pflicht getan.“

„Ich möchte Ihnen besonders dafür danken, und – – – Sie um Verzeihung bitten. Sie wissen warum.“

Marie hatte die Augen aufgeschlagen; sie waren voller Licht, das ihm aus einer unendlichen Tiefe entgegenstrahlte. Er trat ihr einen Schritt näher, und plötzlich, aus einer trunkenen Kühnheit heraus, wagte er es, nach

ihrer rechten Hand zu greifen, die sie ihm nach einem Augenblick leisen Schwankens überließ. In tiefstem Ernste sah er in ihre warmen Augen, die unter dem Schatten des Hutes wie zwei Sterne hervorglänzten. Eine wonnevolle Trunkenheit quoll jäh in ihm auf, und plötzlich zog er die Gestalt langsam an sich, ohne das Auge von dem selig glühenden Gesichte zu verwenden, über das ein wundersamer Ernst ausgebreitet lag. Ihre Lippen fanden sich zum ersten Male in einem langen Kusse.

Und wieder standen sie mit eng verschlungenen Fingern eine kleine Weile mit gesenktem Blicke voreinander, während die Blumen aus Maries linker Hand zwischen ihnen auf den Boden fielen und ein paar Maiglöckchen an den Saum ihres Gewandes hängen blieben.

Keines brach das Schweigen, und nur ein leises Lächeln blühte auf um Maries Mund, und ihren Busen hob und senkte die innere Fülle. Plötzlich schlug sie langsam die dunklen Augen auf und sah Georg mit einem Blick an, in dem etwas wie ein Weh aufglänzte. Ein leises Zittern überlief ihn; er zog sie noch einmal ganz sanft an sich und küßte sie zweimal ganz ernsthaft auf den halbgeöffneten Mund.

Fern in dem lichten Waldesdämmern sang eine Drossel; die schmelzenden Töne verklangen glockenklar in der wirren Laubnacht, in deren Blättern ein leiser Hauch webte, wie der tiefe Atem eines Gottesfriedens, in dem Blüten, Blatt und Baum die Seligkeit des Frühlings tranken. Wie in trunkener Selbstversunkenheit machten sie wieder einige Schritte. Georg hob die Hand der versunken Schreitenden empor und strich ihr mit der Linken sanft über die reine

Stirne, über die Augenlider, über Hals und Schulter. Sie ließ es geschehen; doch gleich darauf machte sie sich, hörbar atmend, mit einem leuchtenden Blick los, und schweigend traten beide vor eine Lichtung hin, um in das Tal hinabzublicken, wo schimmernde Ortschaften, weiße Häuser und schlanke Kirchtürme in der Glorie des Frühlings schwammen. Zu ihren Füßen verrieselte die silberne Ader einer verborgenen Quelle und verlor sich perlend in die Tiefe, deren leuchtendgrüne Wipfel, eine Kronenwelle neben der anderen, sanft im Hauch des Tages atmeten. Und plötzlich fingen alle Glocken der Stadt zu läuten an, und das Meer der feierlichen Klänge stieg und sank im spielend zarten Hauch der goldenen Luft.

„Sie läuten Pfingsten ein," sagte Marie, als das Geläute in feierlichem Schweigen verklungen war. Georg aber erfüllte dieses Wort mit einer Feierstimmung, gleich als ob es eine wundersame Bedeutung für ihn habe.

„Heute gehe ich nicht mehr nach Birkenfeld," sagte sie nach einigem Nachdenken, indem sie ihn mit glücklichem Lächeln frei und offen anblickte.

„Du mußt du sagen," entgegnete er mit größtem Ernste.

„Ich glaube, wir sind vom Weg abgekommen," antwortete sie, immer still vor sich hinlächelnd; „wenn wir heim wollen, so müssen wir den gleichen Weg zurückkehren."

„Sag du," bat er leise, indem er stürmisch ihre beiden Hände faßte und drückte.

„Du!" – kam es nach einer kleinen Weile komisch drohend von ihren Lippen, und mit einem fröhlichen Aufblick wandten sie sich um, um den gleichen Weg zurückzugehen, den sie, wie im Traume wandelnd, dahergekommen waren. Ein holder Geist glücklicher Neckerei war

in Marie erwacht und spielte in allerlei Fragen, die sie lachenden Mundes an ihn tat: wie es denn möglich sei, daß er eine solche alte Landpomeranze möge; wo und wann er sie zum ersten Male gesehen; ob sie ihm gleich gefallen habe und dergleichen. Als sie an die Stelle des Weges gelangten, wo die Blumen auf dem leuchtenden Waldgras lagen, blieb Marie stehen und sagte nur: „Die armen Blumen!“ worauf sie Georg einen innigen Blick zuwarf. Er bückte sich und hob die Blümchen auf. Wenn er vor einer halben Stunde der Mutigere gewesen, der nach dem glänzenden Glück gegriffen hatte, so lag nun in ihrer Heiterkeit ein solch freies Gefühl des sicher erwählten Schicksals, daß er erstaunte. Er konnte kein Auge von ihr verwenden; ihr Gang, ihre Schultern, ihr Lächeln, das ihr schönes Gesicht mit dem Schimmer des inneren Abglanzes überstrahlte, ihr ganzes glückatmendes Wesen erfüllte ihn mit einer scheuen Trunkenheit. Er ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit schnellen, glühenden Küssen, bis sie endlich voll tiefsten Ernstes und leise sagte: „Nun ist es genug — du.“

Ein Wolkenschatten, den eine Frühlingswolke im Vorüberziehen herabwarf, umflorte plötzlich wie ein leichter Hauch der Trauer den Wald, und beide verstummten, mitten in der Fülle des Glücks von einem fremden Hauch berührt. Er aber legte sanft seinen Arm um ihre Schultern, und so gingen sie nun beide schweigend nebeneinander hin, von Zeit zu Zeit die trunkenen Blicke ineinandersenkend. Als sie aus der Ferne die hellen Stimmen und das verklingende Gelächter der Menschen hörten, die sich um das Trümmerfeld herumtrieben, blieben sie stehen und lauschten auf den Schall.

„Mich dauern diese armen Schreier," sagte Marie mit einem leisen Seufzer.

„Warum?" fragte er, sanft über ihre volle Hand fahrend.

„Das sagt man nicht," antwortete sie nach einer kleinen Pause.

Er bog ihren Kopf zurück, um sie auf die Augen zu küssen, in deren dunklen Sternen ein seltsam tiefes Licht lag.

„Du hast den Schustershof gekauft?" fragte sie nach einer kleinen Weile mit dankbarem Blicke.

„Ja. Und ich werde was aus ihm machen; darauf kannst du dich verlassen. In ein paar Jahren sieht es anders aus in Birkenfeld." Und der Glanz seines Mustergutes floß in seine Worte, und alles, was er in der letzten Zeit zurückgehalten hatte, gewann wieder Leben. Der alte Traum nahm Glut und Farbe von dem Glück, das neben ihm herging, und er sparte nichts, um Marie zu zeigen, daß er seiner Aufgabe gewachsen sei. Sie hörte ruhig zu, wie man einem Märchen zuhört, das niemals ganze Wirklichkeit wird. Mit fraulichem Blick sah sie voraus, daß kein allzu leichtes Leben ihrer harrte; aber sie freute sich an dem Glanz der Pläne, die er vor ihr ausbreitete.

Dann erfaßte ihn wieder ihre Gegenwart:

„Du, du, du! Sag, daß du mich gern hast! Sags!"

Sie aber blieb vor dem Ausbruch seines stürmischen Entzückens ernst und sagte: „Das müssen wir noch bereden. Ich lebe sehr gerne ganz auf dem Land. Viel lieber als in der Kleinstadt da unten. Für unser Haus hat sich schon ein Käufer gemeldet, ein Gerber, der eine kleine Fabrik einrichten will."

Er empfand es als besonderes Glück, daß sie die Hand

auf seine Zukunft legte. Dann fragte er: „Warum lächelst du so?“

„Ich bin nur froh, daß du mich hast,“ sagte sie neckend. „Ich will dich schon ziehen. Aber jetzt muß ich heim.“

„Ach, du Arme hast so viel durchgemacht.“

„Meinst du?“ Sie empfand es als wundersamen Trost, daß er sie bemitleide. „Du darfst mich jetzt nicht länger aufhalten.“

„Ich begleite dich bis ans Borkenhäuschen,“ sagte er, und sie beschritten einen gut gehaltenen, abwärts führenden Waldpfad; zuweilen blieben sie stehen, um auf das heitere Gelächter zu horchen, das aus der nahen Höhe herabfiel. Dazwischen sprachen sie im höchsten Ernste von allerlei Kleinigkeiten, während das Bewußtsein ihres Glückes in ihnen tief lebendig war. Vor dem Borkenhäuschen blieben sie mit verschlungenen Fingern ein paar Minuten stehen; dann küßte er sie dreimal auf den Mund, und sie trennten sich rasch, nachdem sie für den folgenden Tag ein Zusammentreffen an derselben Stelle verabredet hatten. Mit trunkenen Blicken schaute Georg der hohen Gestalt nach, die sich noch einmal winkend umwandte und dann rasch zwischen den hellen Buchenstämmen in der Tiefe verschwand.

Als er sich umkehrte, um den Waldpfad wieder hinaufzusteigen, sah er sich plötzlich dem Doktor gegenüber, der mit verstörten Gesichtszügen an einer Buche lehnte. Wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke, der Doktor könne, von oben kommend, den Abschied mit angesehen haben, und sofort entschloß er sich, die ganze Sache ins Scherzhafte zu drehen. Als er aber, übermütig lächelnd, in diese leidverwühlten Züge blickte, verging ihm doch die Lust

zum Spaßen, und mitleidig fragte er: „Was ist Ihnen?" Der Doktor machte einen Schritt auf ihn zu; einen Augenblick schien es Georg, als wolle jener drohend seine Hand erheben; aber er blieb mit gesenktem Blick und zitternden Händen stehen.

„Mensch, sind Sie krank?" fragte Georg; dann setzte er hinzu: „Ich habe mich mit Fräulein Vollrath verlobt." Doch ehe der Doktor ein Wort entgegnen konnte, fiel helles Frauengelächter aus der nächsten Höhe zwischen die beiden Männer.

„Ich – ich gratuliere," sagte der Doktor endlich mit tonloser Stimme. Da überkam Georg die Wahrheit mit plötzlicher Klarheit; allein er hatte keine Zeit, über den Menschen vor ihm nachzudenken. Es mußte etwas Besonderes geschehen sein; ein Dutzend grüßender Gestalten ging lächelnd an ihnen vorüber; er sah in freudig gerötete Gesichter; er hörte die Hinabsteigenden aus der Tiefe emporlachen und scherzen, und der Jubel eines glücklichen Ereignisses erfüllte den Wald mit seinem Hall und Widerhall.

Als er sich wieder dem Doktor zuwenden wollte, war dieser mit den Herabsteigenden verschwunden, und mit nachdenklichen Blicken trat er den Aufstieg nach Birkenfeld an. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß auch der Doktor Marie lieben könnte, und diese Entdeckung vermehrte den Wert der Frau, die mit der Deutlichkeit des Glücks vor seiner Seele stand. Trotz dieser Sicherheit empfand er einen Augenblick etwas wie Eifersucht; dann gewann das steigende Bewußtsein erwiderter Liebe wieder seine volle Macht über ihn und erfüllte ihn mit einer wirren Trunkenheit. Als er den Hof betrat, schlug

die Base, die Salat putzend auf der Holzbank neben der Haustreppe saß, ihre Hände zusammen: „Jesses mei, wos is denn Ihne passiert? Sie häwe doch net in de Himmel neigeguckt?“

„Doch, doch! In einen Frankenthaler Himmel!“ rief Georg, indem er der alten Frau, die noch lange gegen diese Ehre protestierte, die schwielige Hand küßte.

Indessen lag der Doktor an einer abgelegenen Stelle des Waldes, in dem atmenden, hochgewachsenen Grase. Die jähe Flucht durch das Buschdickicht, das ihm die Zweige ins Gesicht fegte, hatte ihm wohlgetan, weil sie keinen Gedanken aufkommen ließ. Doch das Erlebte, das Geschaute ließ sich nicht bannen: immer wieder zog das Bild, dessen Zeuge er vor einer Stunde gewesen war, mit allen seinen quälenden Einzelheiten vor seiner Seele vorüber, und zum ersten Male in seinem Leben überkam ihn eine bittere Lust, über sich selbst zu weinen, aus einem wunderlichen Mitleid über sich selbst, wie er es noch nie empfunden hatte. So war auch dieser Traum zu Ende; so war auch jenes Glück, dem er im stillen Tag und Tage nachgehangen, nur Lug und Trug gewesen, und die alte Bitterkeit seines Lebens quoll giftiger denn je in ihm empor.

Als die Dämmerung unmerklich leise von den Buchenwipfeln herabwebte und die atmenden Blätter in den Bann des Schweigens sanken, machte er sich endlich auf den Heimweg, und alles, was ihn zu Hause erwartete, seine Wohnung, das Gespräch mit der Wirtin, sein Beruf, das ganze jämmerliche Leben erschien ihm im ödesten Lichte, elend und grau in grau.

Im Tal, das er mit dem Gefühl gehässiger Scheu be-

trat, merkte er an dem kühlen Abendhauche, der von den Höhen herabsank, daß er seinen Hut verloren hatte. Auf der Landstraße kam ihm ein Gefährt knarrend entgegen: es war der wackelige, aber nun fast leere Leiterwagen, der ihm vor einem Jahre hochgetürmt in der kühlen Morgenfrühe begegnet war. Das Bäuerlein Joseph Hemberger zog ohne seine Frau, die im Frankenthaler Friedhof ruhte, wieder talaufwärts, dem heimatlichen Städtchen Bilzheim zu. Neben ihm ging sein Büblein, mit einem mächtigen Stück Bauernbrot in der Hand, in das es mit Behagen hineinbiß. Der Doktor grüßte den Mann und blieb, ihm nachblickend, am Wegende stehen, bis das knarrende Gefährt langsam in der beginnenden Dunkelheit verschwunden war.

Ein jubelndes Gebrüll weinseliger Kehlen, das vom Waldhang herüberklang, weckte ihn aus seinem trüben Sinnen, und hastig ging er nun der Stadt zu. Als er die ersten Villen erreichte, schwenkte aus dem fahrbaren Hauptweg, der in das Stöckicht emporführt, ein johlender Zug in die Talstraße ein. Ein Gymnasiast mit roter Mütze trug auf einer dünnen Stange einen riesigen hölzernen Mohrenkopf einher, den eine lachende Schar von Frankenthaler Enkeln umtoste, während der Vorstand des Altertumsvereins mit Herrn Gramlich an der Spitze würdevoll hinterdrein schritt. Das verschollene Wahrzeichen der Stadt, der zungenreckende Mohr, war aus dem Dunkel des letzten Grabhügels an das Licht emporgetaucht und hielt nun wieder seinen feierlichen Einzug in die Stadt, die in der Dunkelheit von dem wachsenden Gelächter des alten Frankenthaler Übermutes widerhallte.

Doch kaum war der possenhafte Zug an ihm vorüber-

gerauscht, als plötzlich die Feuerglocke auf dem alten Wachtturm zu läuten begann. Über dem westlichen Ende der Stadt, in der Nähe des Flusses, färbte eine lichte Lohe den bleichen Abendhimmel, und ein wirrer Sternentanz von lohenden Funken umhüllte in goldenem Spiel die Türme und alten spitzen Dächer, während das Feuerjo der Aufgeschreckten durch die Straßen und das johlende Gelächter des Zuges lief. Es brannte wieder einmal in der Hadmarshelle.

Mit hastigen Schritten eilte der Doktor der Brandstelle zu.

Siebzehntes Kapitel

Am übernächsten Tage warf ein schweres Fieber den Doktor Merkel zum ersten Mal in seinem Leben auf das Krankenbett. Er war schweißgebadet als der letzte von der Brandstätte gewichen und hatte sich in der kühlen Nacht eine schwere Lungenentzündung zugezogen.

In der Qual des Fiebers war es ihm, als schwebte über ihm ein Auge, hartnäckig peinigend, wie ein böser Bann. Es wanderte an Wänden und Türen langsam empor; es blickte ihn aus dem Skelett an, das in einer Ecke seines Schlafzimmers stand; es tanzte wie ein Stern und sprach und sprach mit einer Stimme, die aus einer fernen Welt herüberkam; es wich zurück, wenn er die Hand verzweifelnd danach ausstreckte und fieberglühend aus dem Bette springen wollte. Er schalt das Weichende und schrie das Geheimnis seines Herzens in den Fieberträumen aus. Der alte Doktor Berberich stand nachdenklich vor diesen Ausbrüchen einer kräftigen Natur.

So heftig jedoch der Ausbruch der Krankheit war, so rasch trat auch die Besserung ein. Als der Genesende zum ersten Male wieder auf der Bank vor dem Hause, in dem golddurchzitterten Sommerschatten der alten Ulmen saß, überkam ihn ein seltsames Gefühl; er hätte weinen können, in einem bitterlichen Gefühl des Mitleids mit sich selbst, in dem sich Zorn und Schmerz wunderlich vermischten.

Wie seltsam war das alles, was ihm zugestoßen war! Vor ihm wanderte ein Sonnenstreifen langsam erglühend über den roten Mainsand der schmalen Gartenwege hin. Der Springbrunnen perlte lässig in dem lichtdurchwebten Schatten einer Rosenhecke, und aus der Stadt summte

das alte Leben wie aus einem fernen Bienenkorbe her. Er fühlte es mit einer fremden Deutlichkeit, die ihm weh tat, wie eine wunde Welt, die in einem starren, wohligen Dahindämmern allmählich unterging.

Zwei Finken ließen sich nicht weit von ihm auf den Boden nieder. Er sah, wie das Männchen mit gespreizten Flügeln werbend auf und nieder tänzelte und das kühlere Weibchen sehnsüchtig krähend umkreiste. Seine Augen folgten starr dem Treiben der kleinen Schelme; doch kein Gedanke spann von der kleinen Liebesszene einen goldenen Lebensfaden weiter.

Dämmern! Schlafen! Ein Wolkenschatten überlief den sommerlichen Glanz des Gartens. Er schloß die Augen wie in bitterem, namenlosem Weh.

Leise Schritte auf dem knirschenden Sand weckten ihn: es war Frau Doktor Seyfried, die mit einem versiegelten Schreiben in dem rundlichen Händchen daherkam:

„Da ist etwas Amtliches für Sie!" Und sie überreichte ihm den Brief, den er mit einem leichten Aufblick entgegennahm und, ohne ihn zu öffnen, in der Hand behielt.

„So lesen Sie doch," mahnte die kleine Frau, die eine unangenehme Nachricht befürchtete und diese Teilnahmslosigkeit als böses Zeichen ansah. Er öffnete das Schreiben mit zitternden Fingern. „Es ist vom Notariat Boxberg," sagte er müde. „Meine Tante ist gestorben. Sie wissen, ich habe Ihnen einmal von ihr erzählt."

„Sie erben gewiß?"

„Es scheint." Kein Strahl der Freude überhuschte seine mageren Backen. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Sie hat mir einmal einen Apfel geschenkt, der war wurmstichig."

Doch nun ward Frau Doktor Seyfried unwillig.

„Sie behalten auch nur die wurmstichigen Äpfel im Gedächtnis. Jetzt sind Sie noch krank. Später muß ich schon ein Wörtchen mit Ihnen reden. So kann man doch nicht leben. Der Mensch lebt doch nicht allein vom Brote; er braucht auch ein bißchen Freude, und wenn er sich die nicht nimmt, verkümmert er. O, ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber meinen Sie, es gehe braven Menschen anders auf der Welt? Ich frag mich auch oft, warum gerade die anständigen Naturen so viel durchmachen müssen. Aber da ich keine Antwort bekam, bescheid ich mich: es hat alles sein Gutes. Wir sehen es erst hintennach ein, wenn wir zurückschauen. Mein Seliger hat noch viel mehr durchgemacht; aber den Frieden auf seinem Gesicht hätten Sie sehen sollen, als er mit gekreuzten Händen oben lag. Tun Sie mir nun den Gefallen und zeigen Sie den Leuten nicht, daß Sie ein wundes Herz haben. Die ganze Welt ist voller Frankenthaler. Und die Schadenfreude ist die reinste Freude. Das schenk ich Ihnen! So! Und nun kommen Sie, ich habe Ihnen ein Fleischsüpplein gekocht, mit einem frischen Ei darin. Vergessen Sie Ihren Brief nicht."

Und sie nahm den Schweigenden, den diese Weibersentimentalität ganz giftig stimmte, mit mütterlicher Zärtlichkeit beim Arm und geleitete ihn langsam die Treppen hinauf.

Am nächsten Tage begann der Doktor über diese Erbschaft, die ihm in Aussicht gestanden war, nachzudenken, und nach acht Tagen erklärte er plötzlich, er wolle hinreisen und die Angelegenheit selbst in Ordnung bringen. Alle Einwände, er sei noch zu schwach, er müsse sich scho=

nen, waren fruchtlos; er war froh, auf einige Zeit aus Frankenthal wegzukommen, wo schon die Erinnerung an jeder Straßenecke auf ihn einsprach.

Er blieb vier Wochen in der Heimat. Das ererbte Gütchen war klein, und um bares Geld zu erhalten, gab er es, ohne lang zu handeln, an einen Nachbarn der Erbtante weg, der um jeden Groschen feilschte. Nach Begleichung aller Kosten blieben ihm ein paar tausend Mark in der Hand. Sein erster Gedanke war, daß er nun in der Lage sei, seine Wirtin zu bezahlen, und auf der Heimreise nach Frankenthal überstahl ihn zum ersten Male wieder ein leises Gefühl freien Seins, in das sich aber doch ein leiser Groll mischte, sowie eine wachsende Sehnsucht nach Arbeit und Tätigkeit.

Als er aber vom Bahnhof kommend die engen Gassen der Stadt betrat, wollte das Gefühl alter Bitterkeit wieder in ihm aufwallen; allein er kam nicht dazu, ihm nachzuhängen. Auf dem Marktplatz sprach ihn der Herr von Usedom an: „Na, freut mich, Herr Doktor, daß ich Sie wieder mal sehe. Ich war grad auf dem Weg zu Ihnen; man hat mir gesagt, daß Sie heute heimkehren würden. Na, Ihnen darf man ja gratulieren."

„Wozu?"

„Na, heut steht im ‚Frankenboten', daß das Hinterland Sie im nächsten Jahr als Reichstagskandidaten aufstellen will. Die Leute fangen früh mit der Agitation an. Ich habe zwar keine Sympathie für die verdammte Schwatzbude, den Reichstag, und ein Kerl wie der olle Fritz is mir noch tausendmal lieber als die Herren Windthorst und Eugen Richter zusammengenommen. Das verstehen sie hier im Süden nicht. Aber es freut mich, daß die Leute,

in ihrem eigenen Interesse, an Sie gedacht haben. Ich nehme an, daß Sie sich als Kandidat einer rein volkswirtschaftlichen Gruppe, ohne die Vermischung von Politik und Religion, aufstellen lassen. Is ja ooch das Einzig-Richtige für die Gegend, wo das eine Gaudörflein katholisch und das nächste Städtchen protestantisch ist. Na, Sie wissen ja: Cuius regio, eius religio! Waren tolle Zeiten, als die Bauern gezwungen wurden, ihre Religion wie ihre Hosen zu wechseln. Aber damals schlug das Herz Deutschlands in dieser Gegend. Man merkt es an den vielen schönen Sachen, die trotz der Misere des Dreißigjährigen Krieges übriggeblieben sind. Ich habe gestern einen echten Tilmann Riemenschneider gekauft: eine Eva. Ich sage Ihnen, ein kapitales Stück. Ich habe mir zwar die Eva früher, in meiner Sünden Maienblüte, anders vorgestellt. Aber die Kunst ist eine Welt für sich. Sie interessieren sich nicht für Kunst?"

„Ich verstehe nichts davon."

„Gott, bei mir ist es ooch ein pis aller. Im Grund hab ich andere Sorgen. Ich fürchte, Sie werden mir morgen den Wein verbieten. Und dann gehe ich als neuer Tantalus durch Frankenthal, und der Frankenthaler Olymp erfährt eine anständige Bereicherung. Ich zweifle zwar nicht, daß es auch früher hier allerlei Tantalusse gegeben hat; aber das waren keine tragischen Naturen. Nee, die Tragik liegt den Frankenthalern nicht. Wissen Sie, wohin sie den berühmten Mohren mit der historischen Zunge nun glücklich gesteckt haben? In das städtische Museum, dessen Gründung unser Mitbürger, Herr Gramlich, angeregt hat. Wenn der Kerl mit seiner Zunge nur die historischen Bettelsuppen fressen könnte,

die man jetzt überall in deutschen Landen vorgesetzt bekommt."

Der Doktor gab keine Antwort.

„Sie sind müde, cher docteur. Ich werde lieber morgen kommen. Ich hab übrigens heut noch eine französische Stunde. Ich werde meinen Primanern mal die Epistel Friedrichs des Großen vorlesen, die er am Abend einer Schlacht schrieb, mit dem Vers: Vivre et mourir en roi! Das steht zwar nicht im Lehrplan; aber wenn man bei Sedan dabei gewesen ist, darf man sich auch als Schulmeister mal eine königliche Extravaganz erlauben. Vielleicht bleibt so was doch in dem einen oder anderen Jungen haften, wenn sie auch keine Könige sind. Vivre et mourir en roi! Eigentlich sollten wir alle leben und sterben als das, was wir sind. Aber das bringen die wenigsten fertig. Hier stirbt man als Frankenthaler und wird als solcher begraben! Na, adieu! Ich komme morgen bestimmt zu Ihnen. Und geben Sie acht auf das, was Sie heut träumen. Mir träumte in der ersten Nacht meines Hierseins, ein Ratsherr mit einer spindeldürren Nase hielt mir alle meine Sünden vor. Heut würde er nicht mehr damit fertig; denn es sind inzwischen unendlich viele, wenn auch nur läßliche, dazugekommen. Aber Ihre Träume erzählen Sie mir morgen." Er grüßte und verschwand auf der Freitreppe des Goldenen Engels.

Die Glocken der Kilianskirche läuteten den Abend ein, als der Doktor das alte Haus an der Talstraße betrat. Auf der Schwelle der Haustüre blieb er stehen und tat einen tiefen Atemzug. Als er endlich wieder in dem Eßzimmer des Erdgeschosses seiner Wirtin gegenübersaß, überschlich ihn ein ganz wunderliches Gefühl: es war

ihm plötzlich, als sei alles, was ihm in der letzten Zeit zugestoßen war, ein Traum, in dem alle vergangenen Dinge leicht und lustig einherschwebten.

Frau Doktor Seyfried hatte einen Sack voll Neuigkeiten: Seine Durchlaucht der Fürst von Weiningen hatte in München eine prunkhafte Hochzeit gefeiert und gedachte in Zukunft mit seiner jungen Gemahlin nur noch im Frühling und im Herbst ein paar Wochen in Monrepos zu verleben. Sein Schätzchen, die hübsche Gerberstochter aus München, habe einen Selbstmordversuch gemacht, sich aber mit einer Rente abfinden lassen und sei mit einem kleinen Leutnant nach der Kolonie Nueva Suerte in Brasilien gegangen. Der Amtsrichter Schimpf war nach Hammelburg versetzt worden, weil sein Verhalten in dem Prozesse gegen den Doktor höhern Orts nicht gefallen habe. Marie Vollrath hatte sich mit Georg verlobt; der alte Vollrath habe ein hübsches Sümmchen Vermögen hinterlassen; aber man habe tagelang suchen müssen, bis man sein Geld und seine Wertpapiere, für die er ein Dutzend Verstecke besessen, ausfindig gemacht habe. Es gehe die Rede, Georg wolle den ganzen Weiler Birkenfeld aufkaufen und ein richtiges Mustergut daraus machen; er sei schon, zu Studienzwecken, einige Wochen auf dem Landsitz eines Freundes, in der Nähe von Mergentheim.

Ein böser Gedanke huschte durch des Doktors Sinn: wenn es Menschen gab, die ihm zuwider waren, so waren es die, so den Pelz verkauften, ehe sie den Bären bei den Ohren hatten. An die Frankenthaler Eigentümlichkeit, alle Dinge sofort in eine höhere Sphäre zu heben und erst dann zu bereden, dachte er in diesem Augenblick

nicht. Die kleine Frau fuhr in mütterlichem Frohsinn fort: so viel sei in der ganzen Gegend noch von keinem Menschen geredet worden wie von ihm; er müsse darauf gefaßt sein, daß ihn seine Praxis jetzt umbringe.

Der Doktor hörte still und ruhig zu, trank dazwischen einen Schluck Wein und ging dann in sein Zimmer hinauf. Hier blieb er lange sinnend am offenen Fenster stehen und blickte in die webende Sommernacht hinaus, in der überall die Nachtigallen sangen. Nach einer halben Stunde entkleidete er sich im Dunkeln und versank sofort in einen traumlosen Schlaf.

Als er am nächsten Morgen mit dem „Frankenboten" auf der alten Sandsteinbank vor dem Hause saß, sah er eine Gestalt durch den Gartenpfad heraufkommen, die ihm alles Blut in die Wangen trieb; es war Marie Vollrath. Der Schimmer eines scheuen Lächelns lag um ihren ruhigen Mund, als sie rasch auf ihn zukam und ihm die Hand entgegenstreckte: „Guten Tag, Herr Doktor! Wir haben uns so gefreut, als wir hörten, daß Sie wiederkämen."

Eine leise Röte lag auf ihrem klaren Gesicht, das ein klares Glück durchglühte. Sie erschien ihm jünger im Glanze des Gefühls, das ihre tiefen Augen füllte, während sie einen Gartensessel heranzog und unbefangen nach allem fragte, was ihm begegnet war. Dann überstahl plötzlich ein Schatten ihre Wangen; sie senkte ihren Kopf und blickte auf ihre Finger, die den geschnitzten Griff eines Sonnenschirmes umspannt hielten. Als sie das Haupt erhob, lag es wie ein leiser Zug der reizendsten Verlegenheit um ihren Mund: „Nicht wahr, wir bleiben recht gute Freunde?" begann sie. „Mein Bräutigam

läßt Sie schön grüßen. Er hat sich riesig gefreut, als er las, daß man Sie in den Reichstag schicken will."

Er entgegnete nichts und saß einen Augenblick in ihren Anblick verloren da.

„Wir heiraten erst nächsten Sommer. Ich gehe inzwischen zu einer befreundeten Familie auf ein Gut ins Gäu. Ich muß mich doch auf den Beruf einer Landwirtin vorbereiten. Es gibt da oben viel zu tun. Wir werden nicht auf Rosen gebettet sein." Sie lachte fröhlich, während er darüber nachsann, was er ihr wohl sagen könnte.

„Für Sie ist mir nicht bang," kam es endlich etwas zögernd von seinen Lippen. „Aber, da fällt mir ein, daß ich noch das alte Buch von Ihnen habe."

„Wollen Sie es nicht behalten?"

„Wenn Sie es gestatten, gern. Es soll mir ein Andenken an liebe Zeiten sein." Die nahe Vergangenheit ruhte schon im halben Duft der Ferne vor seinen Augen.

„Ich hoffe, Sie kommen recht oft zu uns hinauf, wenn wir erst eingerichtet sind. Mein Bräutigam denkt daran, das alte Haus niederreißen zu lassen und ein neues zu bauen."

Es entstand ein Schweigen, in das der nahe Schlag der Turmuhr feierlich herüberklang.

Marie stand auf und ließ ihre Blicke über den Garten schweifen, in dem die erste Rosenfülle blühte. Auch der Doktor hatte sich erhoben und stand nun mit gesenktem Blicke vor ihr; als sie ihm ihre Hand zum Abschied reichte, hielt er sie eine kleine Weile mit festem, beinahe hartem Drucke in der seinen, während eine leise Röte seine Backenknochen färbte.

Er stand noch an der gleichen Stelle, als Marie den Gartenpfad verlassen und das Pförtchen, ohne sich umzusehen, zugezogen hatte. Ein leichter Sommerregen, durch

den sich goldene Sonnenblicke stahlen, fiel gerade auf die rasch Dahinschreitende und hüllte sie in einen duftigen Schleier.

Einen Augenblick durchschütterte ihn das alte Weh; aber er hatte keine Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, denn ein paar Patienten betraten eben den Garten, und er ging voraus, um sie in seinem Zimmer zu empfangen.

Als er in der Erwartung des ersten Kranken am Fenster seines Besuchszimmers stand, floß die Erinnerung an die kaum entschwundene Stunde und das Bild der kleinen Welt vor seinen Augen: die klaren Lockrufe der Vögel, das Perlenspiel des Springbrünnleins im Schatten der Rosen, das schimmernde Licht und der warme Schatten, Duft und Atmen in einer seltsamen Ergriffenheit in eins zusammen und füllte seine Seele mit einer seltsamen Unrast, aus der eine neue Lebenssehnsucht still emporglänzte. –

Im März des folgenden Jahres hielten Marie und Georg ihre Hochzeit in Birkenfeld oben.

Zwei Monate darauf, in der ersten Morgenfrühe des zweiten Pfingstfeiertages, wartete das kleine Wägelchen des Doktors vor dem Seyfriedschen Gartenpförtchen, während Herr Gramlich auf seinem Tempelchen die würzig frische Luft genoß und ein Gespräch mit dem Beckenmichel unterhielt, der mit der Peitsche neben dem alten Braunen stand und zuweilen ausspuckte. „Na, Beckenmichel, was sagt denn Ihr zu der Kandidatur unseres Doktors," fragte der Gartenherr mit wohlwollender Stimme.

Der Beckenmichel witterte einen Hinterhalt und meinte: „I sog net a-sou un sog net a-sou, daß mer net soge konn, i hätt a-sou gsot oder a-sou."

Herr Gramlich schüttelte sich vor Lachen; er fand sich in Gegenwart eines echten Frankenthalers, und der Wahl-

spruch des Wählers erinnerte ihn an unzählige Abende, wo die alte Weinlust der Stadt ihre Streiche verübt hatte. Der Beckenmichel aber dachte: „Olt werd er, der Gramlichs-Välte! Recht olt!“ und nachdenklich kratzte er sich hinter seinen runzligen Ohren.

Die letzten zwei Jahre waren in der Tat nicht spurlos an dem Herrn Gramlich vorbeigegangen, obwohl er bei jeder Gelegenheit zu bemerken pflegte, daß er noch immer auf der Höhe der Situation stünde. Dem Doktor Merkel gegenüber bewahrte er ein bittersäuerliches Gefühl; er wußte bis zur Stunde nicht, was jener von ihm hielt, und dies gab ihm das Gefühl der Befangenheit, das sich in einem etwas lauten Wesen äußerte, wenn er dem Doktor begegnete, in dem er, wohl oder übel, einen Mann sehen mußte, mit dem noch ganz andere Leute zu rechnen anfingen. Seitdem er bemerkt hatte, daß in die stillen Augen seiner jüngsten Tochter ein seltsames Licht kam, wenn von dem Doktor die Rede war, fing er an, die Rechte der Landwirtschaft, wenn auch mit Einschränkungen, anzuerkennen; der liberale Weltgedanke konnte sich, just seiner Unsterblichkeit wegen, mit noch ganz anderen Dingen abfinden.

Heut war er in strahlender Laune: die Fabrik ging wieder glänzend, und er durfte es sich als persönliches Verdienst anrechnen, daß man mit einem Hypothekendarlehn über die schweren Zeiten weggekommen war und das Zusammenlegen der Aktien vermieden hatte. Nur der Fürst von Weiningen saß noch immer nicht im Aufsichtsrat; aber die Hoffnung, die Durchlaucht doch noch einzufangen, leuchtete wieder wie ein Stern vor ihm her, und Menschen ohne Sterne über sich sah Herr Gramlich nicht gerne.

„Servus, Herr Abgeordneter," rief der Frankenthaler dem Doktor entgegen, als dieser eilig den Gartenweg herunterkam.

„Ich bins noch nicht," entgegnete der Begrüßte ohne sonderliches Entzücken.

„Na, wenn ich alles so gewiß wüßte! Decken Sie nur die Wunden unseres öffentlichen Lebens auf. Sie sind der Mann dazu!"

Der Frankenthaler war so weit gekommen, das Vorhandensein von Wunden anzuerkennen; auch er hegte die bekannte Frankenthaler Achtung vor dem Erfolg.

Der Doktor grüßte und bestieg den Einspänner, der gemächlich davonrollte, während sich Herr Gramlich, trotz der vorhandenen Wunden, behaglich zu seinem üblichen Sonntagsfrühstückchen niederließ. Der Davonfahrende, der zu einer Volksversammlung nach Bilzheim fuhr, sah nicht, daß ihm zwei Mädchenaugen folgten, bis der Wagen hinter dem traubenschweren Goldregenstrauche einer nahen Gartenmauer verschwunden war. –

In sanfter Steigung führte die blendende Landstraße durch herrlichen Buchenschlag zur Höhe empor. Eine köstliche Morgenfrische lag in der reinen, milden Luft, die den Tau der funkelnden Sternennacht aufgesogen hatte und nun leise atmend in der lichtgoldenen Fülle der stillen Buchenwipfel lag. Wo das glänzende Gold der Sonne durch die grüne Schattendämmerung des geheimnisvoll webenden Waldesinnern fiel, entzündete sich weithin lichtes Gefunkel, wie die Ahnung einer schimmernden Welt, und verzitterte im lichtdurchtränkten Laubdunkel, auf den leise sich regenden Blättern verschlungener Zweige und den hellen Träubchen der Maiglöckchen. Jeder Hauch

brachte satte Düfte, und mit tiefen Zügen sog der Fahrende die kräftige Luft des schattenkühlen Waldes ein.

In seinem Innern war es klar und ruhig. Manches, was er mit aller Kraft ersehnt, hatte ihm das letzte Jahr gebracht, wenn auch in anderer Gestalt; der Weg, den er in vollem Lebensernste wandeln mußte, lag frei vor ihm.

Auf der Höhe ließ er den Gaul verschnaufen und hielt mit bloßem Haupte, das der frische Morgenwind umspielte, von seinem Sitz aus stille Umschau.

Mächtige Birnbäume und Feldblumen aller Farben säumten die weiße Straße, die sich in der schimmernden Ferne der welligen Höhe verlor. Zur Rechten und zur Linken glänzten in der goldenen Morgenhelle breite, leuchtendzarte Streifen junger Saaten oder langer gestreckter Kleeäcker her, aus denen dunkelroter Mohn herüberglühte, und dazwischen lagen vereinzelt braune Flächen fetter Erde, aus deren brüchigen Schollen es ihn anwehte wie ein Hauch ewiger Fruchtbarkeit, die, unbefleckt vom Wahn und Wirrwarr flüchtiger Geschlechter, ihre Ernten trägt. Ein blauer Duft erfüllte weithin schleierhaft die weichen Talmulden, die noch in kühler Schattenfülle ruhten, und die fernen Hügel, die im webenden Lichte des aufsteigenden Tages schwammen. Durch eine Buchenlichtung voll silberner Stämme erblickte er einen Teil der giebeligen Stadt, die sonnig unter dem tiefblauen Frühlingshimmel dalag, unter einer golddurchwobenen Rauchschicht, deren Fahne langsam, wie ein Schönheitsschleier, in dem tiefen Azur verschmolz, in dessen höchster Höhe zarte Flockenwölkchen standen. Ein Stück des Flusses schimmerte wie das Bruchstück eines Spiegels aus der grünen Mulde des Tales empor, das der steile Hang des quellenlauten Waldes bald verhüllte.

Und während er den Gaul antrieb, um seinem Ziele zuzufahren, kam es über ihn wie eine Verwandlung. Über seinem Haupte, verloren in der selig blauen Himmelstiefe, sangen tausend unsichtbare Lerchen, und zuweilen kam es geflogen wie ein spielender Hauch über wallenden Wassern, wie ein Offenbarungsgruß der Morgenfülle und Schönheitsruhe in dem Werdefest der unerschöpflichen Natur. Der klare Wandelschritt der Zeiten durchklang sein feierlich gestimmtes Gemüt. Sein Auge aber schwebte fest und ruhig über allem und ordnete das Zerstreute, gab dem Zuge der Vergangenheit den tiefen Sinn, besänftigte den Drang der Gegenwart in seiner Brust und zauberte Gesicht in die Zukunft, die still aus Tag und Nacht sich bildet zur goldenen Fülle ewig quellenden Lebens.

Er fuhr dahin in einer unsterblichen Wirklichkeit. In der braunen Scholle zerbarst der Keim und wand sich empor ans heilige Licht, zitternd in dem Hauch des Tages und befruchtet von dem segensschwangeren Dunkel der Sternennächte. Wie ein Meer schimmerten die goldenen Ernten daher, aus deren linden Wogen blaue und purpurne Sommerblumen emporglänzten in das strahlende Himmelsblau. Ein freies, kräftiges Geschlecht aber wandelte zwischen den kornschweren Halmen, seines Daseins froh auf der gütigen Scholle, und der zarte Klang der Erntesicheln verging wie ein Gruß unendlicher Hoffnung im reinen Dom des Alls.

Und weiter fuhr der einsame Mann auf der morgenreinen Höhe, hinein in den leuchtenden Tag.

Ende.



Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig